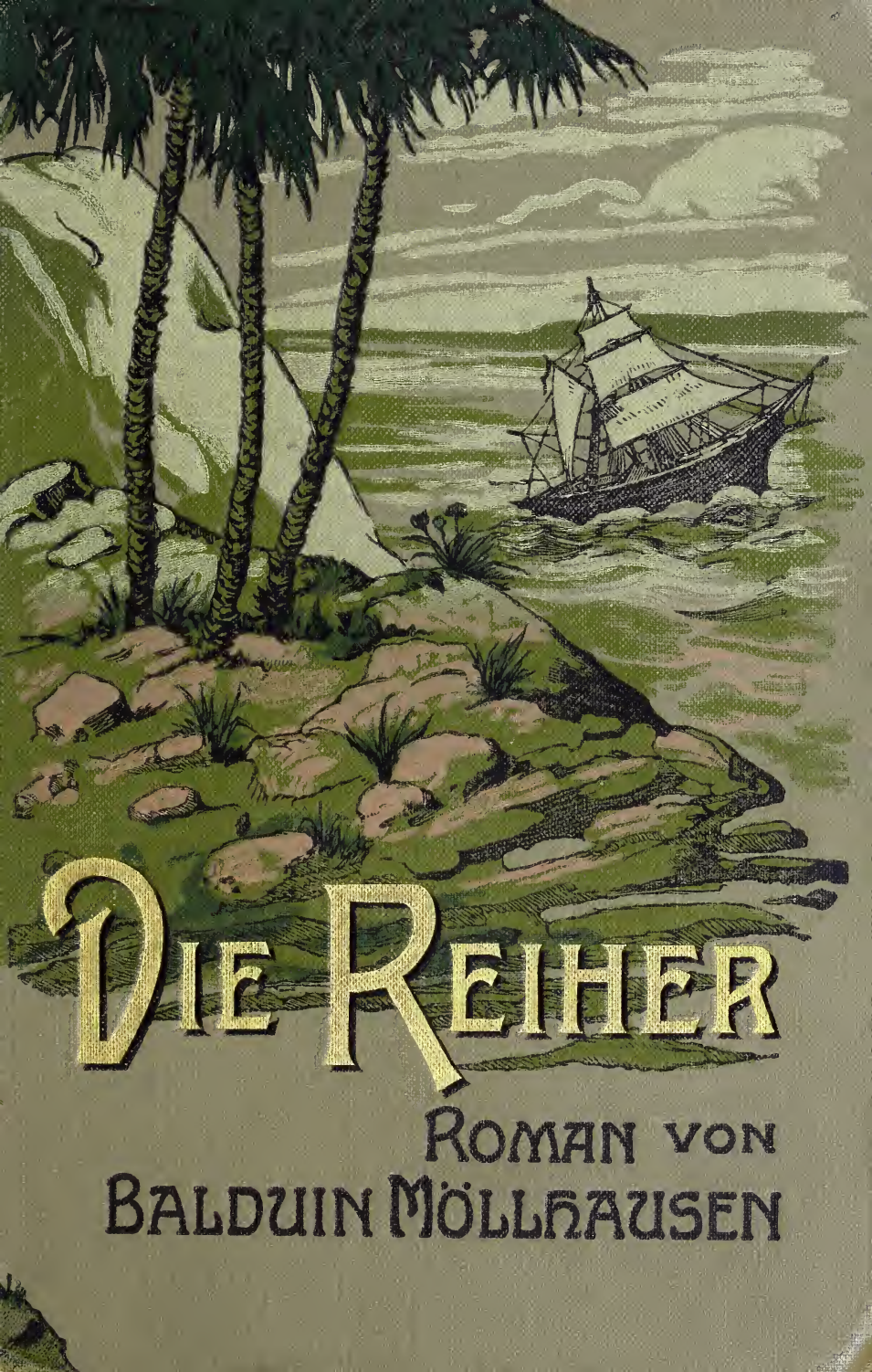


Die Reiher

Roman von

Balduin Möllhausen

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diereiher02moll

Balduin Möllhausen

Illustrierte Romane

Dritte Serie

Dritter Band

Die Reiher

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Die Reiher

Roman

von

Balduin Möllhausen

Illustriert von Ad. Wald

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Published August 1912
Privilege of Copyright in the United States reserved under
the Act approved March 3, 1905 by PAUL LIST, LEIPZIG

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

KBR
Jantz
#1491
C.2

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1. Kapitel.	Die Altertumsforscher	7
2. Kapitel.	Al Garza	15
3. Kapitel.	Die Tontos	24
4. Kapitel.	In die Hölle hinab	32
5. Kapitel.	Das Testament des Fallenstellers	42
6. Kapitel.	Im Felsennest	56
7. Kapitel.	Der Brautwerber	65
8. Kapitel.	Die Heimkehr	79
9. Kapitel.	Familienleben eines Navahoe	88
10. Kapitel.	Im Tale der Zunis	100
11. Kapitel.	Scheiden	109
12. Kapitel.	Auf dem Rancho	124
13. Kapitel.	Die Strandhexe	134
14. Kapitel.	Gäste in der Dorfschänke	145
15. Kapitel.	Im „Seelöwen“	157
16. Kapitel.	Die Einladung	170
17. Kapitel.	Im Nebel	178
18. Kapitel.	Kapitän Mary	193
19. Kapitel.	Der Schmugglerpfad	215
20. Kapitel.	Die jungen Reiher	229
21. Kapitel.	Auf dem Seehundstein	240
22. Kapitel.	Das weiße Wasser	248
23. Kapitel.	Der Fabrikherr	257
24. Kapitel.	Die junge Reisende	266
25. Kapitel.	Die Schwester	276
26. Kapitel.	Der Besuch in der Villa	284
27. Kapitel.	Der Feldhüter	294
28. Kapitel.	Eines Patriarchen Weihnachtsfreude	308
29. Kapitel.	Im Stellenvermittlungs-Kontor	315
30. Kapitel.	Regina academica	323
31. Kapitel.	Das rote Haus	343
32. Kapitel.	Im Bildungsinstitut	359
33. Kapitel.	Das Asyl des Reiches	374

34. Kapitel. Im Lagerhause 379
35. Kapitel. In der Gefangenschaft 389
36. Kapitel. Des Reihers Flucht 397
37. Kapitel. Der alte Reiher 406
38. Kapitel. Der zwanzigste März 415
39. Kapitel. Die Werftkneipe 423
40. Kapitel. Die Familie der Reiher 436
41. Kapitel. Ein letzter Wille 445
42. Kapitel. Schatten und Licht 451

Erstes Kapitel.

Der Altertumsforscher.

Zwischen dem öden kalifornischen Wüstenbecken und den westlichen, lavaüberströmten Abhängen des Felsengebirges erhebt sich das Plateau von Neu-Mexiko bis zu einer Höhe von neuntausend Fuß über dem Meeresspiegel. Durch dieses starre, aus massiven, fast horizontalen Felsschichten gebildete Hochland hat der in den Golf von Kalifornien mündende Rio Colorado sich seinen Weg genagt. Unterstützt durch die in den Nebenschluchten ihm zuströmenden atmosphärischen Niederschläge, schaffte er Höhenunterschiede, welche nach Tausenden von Fußen zu berechnen sind. Die beängstigende Erhabenheit dieser Landschaft findet kaum ihres Gleichen auf dem Erdball.

Nur wer selbst in dem furchtbaren, vegetationslosen Labyrinth umherirrte; wer von schwindelnder Höhe zagend hinabschaute in die geöffnete Erdrinde, aus deren Innerem, wie aus einem Höllenschlunde, grellrote Sandsteingebilde ihm entgegenglühen; wer mit banger Erwartung dem grollenden Getöse in die Tiefe hinabgesandter zersplitternder Felsblöcke lauschte und wieder zurückbebte aus Furcht vor erzürnten, in nie gestörter Einsamkeit hausenden Unholden; wer angesichts solcher Szenerien sich so recht bewußt wurde der eigenen Ohnmacht und wiederum sich andächtig vor den gewaltigen Schöpfungen einer alles umfassenden Naturkraft neigte: nur der vermag einen Begriff von der Wirklichkeit zu gewinnen.

Wie durch ihre wunderbare Bodengestaltung, so gewinnen die unwirtlichen Felsenwüsten nicht minder durch ihre Bewohner erhöhtes Interesse. Bald feindlich, bald friedlich

stoßen dort die Viehzucht und Ackerbau treibenden, in Städten hausenden Zunis und Moquis, mit den unbändigen Navahoes, jenen räuberischen Pferde- und Schafzüchtern, deren Obdach Felsenhöhlen und rohe Hütten sind, zusammen; ferner mit den entarteten Wurzelfressern, den tierähnlichen, hinterlistigen Tontos, Hualpais, Cosninas und anderen Seitenstämmen der wilden Apaches.

In diesem Ineinandergreifen der verschiedenartigsten indianischen Elemente findet der dorthin verschlagene Forscher vieles, was ihn für die Mühseligkeiten der Reise entschädigt, zumal außer riesenhaften, bizarr geformten Kakteen, scharfblätterigen Yuccas und der dornenreichen Fouquira, einzelnen Gruppen und Streifen verkrüppelter Zedern und, am feuchten Ort, kleinen Pappelhainen kaum noch hervorragenderes organisches Leben das Auge freundlich grüßt. Denn die stolzen Tannenwaldungen des Nordens in ihrer merkwürdigen Zusammenstellung mit exotischen, baumartigen Farnkräutern, die in Urzeiten jene Regionen beschatteten, sie sind zwar heute noch vorhanden, aber verschüttet und teilweise wieder blosgespült liegen sie da, wie durch Zauberspruch erstarrte Riesen. Funken sprühen unter dem scharfen Stahl, wo man glaubt, die Axt mit Leichtigkeit in morschberindetes Holz treiben zu können. In den prachtvollsten Farben spielen die wunderbaren Verkieselungen, wo es gelingt, ein Stammende zu zertrümmern. Fröstelnd schürt in kalter Nacht und inmitten jenes reichen Holzvorrates der müde Wanderer sein mit dürren Artemisiastauden genährtes dürftiges Feuer.

Es ist ein wunderbares Land, das Hochplateau von Neu-Mexiko! —

Ein lieblicher Herbstnachmittag verlieh der starren Felsenwüste seltsame Reize. Die vom tiefblauen Himmel niederscheinende Sonne vergoldete die malerisch gruppierten Gipfel der südöstlich hoch emporragenden ausgebrannten San Franzisko-Vulkane. Sie belebte die grellen Farben und vertiefte die Schatten der Felskegel, Türme, Mauern und Wälle, die ringsum aus Kiesebenen und Trümmerfeldern sich himmelwärts drängten und chaotisch hintereinander schoben. Die eigentümlich

transparente Atmosphäre täuschte über die Entfernungen. Hauchartige, mit dem äußeren Charakter der Fata Morgana geschmückte Plateaus am fernen Horizont trugen dieselben scharfen Konturen, wie die nahen Lavaformationen. Ein Bild reich an Formen, reich an Farben; doch fehlte das erquickende Grün, das den Ausdruck tötlicher Starrheit gemildert hätte. Bleich waren die Grasbüschel, die spärlich zerstreut dem nahrungslosen steinigen Erdreich entkeimten, herbstlich bleich und ausgedörrt die dünnzweigigen Artemisia- und Talgholzstauden. Blauschwarz schimmerten die Nadelholzwaldungen, die das San Francisco-Gebirge umgürteten. In einen Mantel grauer und rötlicher, fingerlanger Stacheln gehüllt, tronte einsam auf kahler Felswand der gigantische, kandelaberförmige Cereus, spreizte sich auf einer Geröllanhäufung, ähnlich einem von innen heraus dicht benagelten Faß, die tief gekerbte Echinokaktus. Verkümmerte Zedern schmiegten sich in weiten Zwischenräumen dem undankbaren Boden an, hier an einen rastenden Bison, dort an einen unter seiner Bürde zusammengebrochenen Lastträger erinnernd.

Jedes Geräusch wurde in der klaren Atmosphäre weit, weit fortgetragen. So auch das Klingen und Klappern beschlagener Hufe auf festem Gestein, mit dem ein kleiner Reitertrupp auf unwegsamem Abhange sich nach der letzten Schicht des Hochplateaus hinaufwand. Eine Art Wildpfad bestimmte die Richtung. Die Reiter hielten sich zu zweien nebeneinander, je nachdem sie Gefallen aneinander fanden oder sich durch die Stufe der Gesittung und ihre Anschauungsweise als zusammengehörig betrachteten.

Vorauf ritten ein Mexikaner und ein Zuni-Indianer. Ersterer, ein kurzer, gedrungener Mann, dessen breiter Oberkörper ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit verriet, lenkte ein kleines ähnelnde Eigenschaft verratendes Pferd. Sein für einen Mexikaner sogar sehr braunes Gesicht hatte einen eigentümlich düsteren Ausdruck, der noch verschärft wurde durch das halblange schwarze Lockenhaar, den krausen Vollbart von derselben Farbe und die Art, auf die er den breitrandigen Sombrero tief über seine Stirn gezogen hatte. Gekleidet war

er nach der Sitte der kalifornischen Arrieros: dunkelfarbige Jacke, enge Beinkleider, die unterhalb der Kniee ihre Fortsetzung in steifen Gamaschen fanden, und endlich indianische Halbstiefel, an denen gewaltige, zieratbehangene Schnallsporen mit unförmlich großen Sternrädern klirrten. In dem rotwollenen Gurt steckte ein breites Messer; eine Büchse ruhte quer vor ihm auf dem Sattel, während auf der rechten Seite vom Sattelknopf ein aufgerollter Lasso, sorgsam geflochten von geschmeidigem Wildleder und mit einem blanken Stahlringe versehen, niederhing.

Sein Gefährte, ein älterer brauner Mann von langem hagerem Gliederbau, ritt einen Esel, ein kräftiges Tier, das indessen nicht hoch genug war, seine Füße den größeren Unebenheiten des Bodens ganz fern zu halten. Sein ziegelfarbiges Lederhemde, Kniebeinkleider und Gamaschen von demselben Stoff und der dicke, kurze, rotumwundene Zopf, der auf seinem Hinterkopf unter einem alten Strohhut hervorragte, kennzeichneten ihn als einen städtebauenden oder Pueblа-Indianer. Auch er war einsilbig. Nur gelegentlich wechselte er mit seinem finstern Genossen einige Worte, die Richtung ihres Weges betreffend.

Um so lebhafter unterhielten sich die beiden Weißen, die auf Maultieren ihnen folgten. Sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahre mochte der ältere zählen, sein Gefährte dagegen wenig mehr als die Hälfte; beide schauten munter in die Welt hinaus, der jüngere sowohl als auch sein betagterer Begleiter, dessen jugendlich lebhafte Bewegungen fast im Widerspruch standen zu den weißen Fäden in seinem dichten blonden Haupthaar und dem nicht minder dichten, krausen, ungewöhnlich langen, rötlich blonden Vollbart. Dabei blieben ihre Augen fortgesetzt in rastloser Bewegung, wie um alles in ihren Gesichtskreis Tretende auf einmal zu erfassen. Der Wildnis entsprechend gekleidet und bewaffnet, verrieten sie, trotz ihres rauhen Äußern, in Wort und Bewegung ihre nahe Verwandtschaft mit den gebildetsten Ständen.

Wiederum in geringem Abstande folgten drei mit Lagergerätschaften beladene Maultiere, denen vier junge Zuni-Indianer

auf hageren, jedoch kräftigen Steppenpferden sorglos plaudernd sich anschlossen. Diese führten neben der Büchse den Bogen und wohlgefüllte Köcher mit sich, und gewährten in ihren mantelartig um die Schultern geschlungenen nationalen weißen, schwarz und blau gestreiften Decken einen überaus heiteren, malerischen Anblick.

„Ihr seid also entschlossen, Mr. Hilger, die Moqui-Städte zu besuchen?" fragte der Jüngere der beiden weißen Reisenden, der Leutnant Constanz, im Laufe des Gesprächs.

„Fest entschlossen", antwortete Hilger; „nach meinen bisherigen Beobachtungen darf als feststehend betrachtet werden, daß eine Einwanderung von Norden und Nordwesten her in das alte Mexiko nicht stattfand. Trotzdem möchte ich von den Moqui-Städten aus einen letzten Versuch unternehmen, an den geheimnisvollen Strom hinabzugelangen. Stellt sich auch dort die Unmöglichkeit heraus — nun, dann bin ich fertig, und unter meine Abhandlung schreibe ich mit festen Zügen: „Ende". Außerdem aber bin ich gespannt, die Nation der Moquis kennen zu lernen, gerade weil, außer den aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert herrührenden spanischen Berichten, so sehr wenig Zuverlässiges über sie zu erfahren ist. Die wunderlichen Menschen leben in ihren Felsennestern abgeschieden von der übrigen Welt."

„Und dennoch sollen sie sich im Vergleich mit anderen Eingeborenen auf eine höhere Stufe der Kultur emporgeschwungen haben", bemerkte Constanz.

„Ohne Zweifel", bestätigte Hilger eifrig, „dagegen dürften die alten Schilderungen eines Marco de Niza und eines Vasquez de Coronado über das aus sieben Städten bestehende Königreich Cibola noch heute ziemlich genau auf die sieben Moqui-Städte passen. In den Hauptsachen werden die Moquis sich nur wenig von unsern Zuni-Freunden und anderen Städtebewohnern am Rio Grande und Gila unterscheiden."

„Wir werden ja schon in nächster Zeit Mitglieder dieser wunderlichen Nation kennen lernen", spann Constanz das Gespräch weiter, „vorausgesetzt, Senor Estevan da vorn meinte es ehrlich mit seiner Beschaffung von Moqui-Führern. Ich

muß gestehen, rechtes Zutrauen flößt dieser finstere, einsilbige Mexikaner mir nicht ein. Hätte der Zuni-Häuptling nicht selber einen Läufer zu den Moquis abgeordnet, so würde ich bezweifeln, jemals von dorther einen Führer zu sehen."

„Wohin ich kam am Rio Grande", entgegnete Hilger mit Wärme, „ein jeder kannte Estevan oder vielmehr den schwarzen Juan, wie er allgemein seiner dunklen Hautfarbe wegen genannt wird. Man pries ihn nicht nur als den geschicktesten Arriero Neu-Mexikos und Kaliforniens, sondern auch als einen eben so zuverlässigen wie umsichtigen Führer. Unter den Puebla-Indianern ist er sehr beliebt, dagegen fürchten ihn die wilden Navahoes. Er soll vor einer Reihe von Jahren einen ihrer ersten Häuptlinge im Zweikampf getötet haben.*) Das finstere Wesen wird in Zusammenhang mit seiner an traurigen Ereignissen reichen Vergangenheit gebracht. Im Tale von Cuesta wurden, wie ich hörte, seine Eltern von Navahoes unter Anführung eines Mexikaners erschlagen und deren Rancho niedergebrannt. Er war damals noch Kind und geriet in die Gefangenschaft der Navahoes. Später sah er seine einzige Schwester in Kalifornien wieder, aber als Leiche. Sie war in schmachvoller Weise geraubt und gemordet worden. Seine Rache folgte zwar der blutigen Tat auf dem Fuße, allein vollständig befriedigt soll diese noch nicht sein. Man spricht von einem früheren Mitgliede seines elterlichen Hausstandes, das seinen Eltern großes Leid zugefügt haben soll, und daß die finstre Rastlosigkeit in Beziehung zu seinem unermüdlichen Forschen nach jenem Verräter stehe."

Mit erhöhter Teilnahme betrachtete Constanz den breitschulterigen Mexikaner. Dann bemerkte er: „Eine eigentümliche Neigung, Jahr auf Jahr nach jemand zu forschen, und zwar nur, um ihn zu würgen."

„Eigentümlich genug", gab Hilger zu, „und doch verleiht gerade diese Aufgabe, unheimlich, wie sie sein mag, seinem Leben gewiß einen besonderen Reiz. Ich kenne das!"

Constanz blickte überrascht zu ihm empor: „Ihr kennt das?

*) Näheres im „Flüchtling" und „Marjordomo" von B. Möllhausen.

habt ähnliches vielleicht an Euch selbst erfahren? darf ich fragen — unsere Bekanntschaft ist freilich erst jung, doch das Wanderleben in diesen wüsten Regionen bringt die Menschen einander näher."

Hilger lächelte schwermütig; dann antwortete er träumerisch: „Ich nehme keinen Anstand, Eure Frage zu beantworten. Es ist zwar eine lange Geschichte, die sich aber in einen engen Rahmen fügen läßt: Eine meiner Vorfahren war eine geborene von Reiherstein. Von Hause aus arm, setzte sie sich über alle Standesvorurteile hinweg, indem sie sich mit einem bürgerlichen Gelehrten, einem Herrn Hilger verheiratete. An Verwandten besaß sie nur einen älteren Bruder, der nach diesem Schritt sich gänzlich von ihr lossagte, so daß die ferneren Nachrichten über ihn nur wenig Sicheres boten. So blieb auch unaufgeklärt, was ihn dazu bewogen hatte, seine ganze Habe flüssig zu machen und mit seiner zahlreichen Familie die nordamerikanischen Freistaaten, damals noch englische Kolonien, zu seinem Ziel zu wählen. Bei den damals, also vor etwa hundert Jahren, weniger geordneten Schiffahrtsverhältnissen kann es nicht befremden, wenn von da ab alle weiteren Spuren verloren gingen. Außerdem aber hatte der Herr von Reiherstein die Brücken hinter sich abgebrochen und weder über seine Pläne, noch über seine Lage mit irgend jemand gesprochen. Nur dunkle Gerüchte liefen um. Danach sollte das Schiff mit der Familie, bald das mit ihren Gütern befrachtete zugrunde gegangen sein. Allmählich wurden diese Gerüchte zur Familiensage, und erst nachdem ich, ein den Wissenschaften eifrig huldigender junger Mann, eine allerdings ziemlich ärmliche Selbstständigkeit erlangt hatte, wurden sie wieder der Vergessenheit entrissen. Ich ging nämlich davon aus, daß in dem einen wie in dem andern Falle die Spuren meiner Verwandten aufzufinden sein müßten: entweder in dem Namen der Nachkommen des plötzlich verarmten stolzen Familienoberhauptes, oder in der Kunde über das Schicksal und die Verwendung der herrenlos gewordenen Waren. Damals bildete sich der feste Vorsatz in mir, die meinen Hoffnungen entsprechenden Nachforschungen auf dieser Seite des Ozeans zu beginnen, sobald ich dazu fähig sein würde."

Hier zögerte Hilger ein Weilchen, die Blicke ernst auf das Mähnenhaar seines Tieres gesenkt. Plötzlich, wie mit Gewalt sich trüber Visionen erwehrend, sah er wieder empor. Jetzt aber erklang seine Stimme wehmütig, indem er fortfuhr: „Es folgten Jahre, in denen das größte Glück und der herbste Kummer meines Lebens zusammenfielen. Gemeinschaftlich mit einem holden Wesen, das ich auch heute nur mit einem aus lichten Höhen auf die Erde verirrten Engel vergleichen kann, gründete ich einen häuslichen Herd. Zwölf Monate durfte ich mich dieses Glückes freuen, und dann — ja, dann stand ich vor einem offenen Grabe, das eine junge Mutter und ihr zartes Kindlein, mein einziges und mein alles, aufzunehmen bestimmt war.

„Lange dauerte es, bevor ich meiner Verzweiflung so viel Herr wurde, mich den Wissenschaften wieder zuwenden zu können. Zugleich aber erwachten von neuem jene jugendlich-phantastischen Hoffnungen, die so lange der Vergessenheit anheim gefallen gewesen waren. Durch meine so früh dahingerissene Frau war ich Besitzer eines erheblichen Vermögens geworden. Doch wie anders hätte ich mich meines Reichtums erfreuen sollen, als indem ich meine Sehnsucht in die Ferne befriedigte, die mir zu Gebote stehenden reichen Mittel zu ernsten, auch anderen Menschen nützenden Zwecken verwandte?"

„Zwanzig Jahre mögen es her sein, als ich zum erstenmal in New-York landete. Zunächst gab ich mich mit allen Kräften den Nachforschungen nach den Spuren jener Reihersteins hin. Nach den ersten fruchtlosen Versuchen fühlte ich mich jedoch ernüchtert und nun wandte ich mich mit erhöhtem Eifer und wachsender innerer Kraft meinem Lieblingsstudium, den Forschungen über die Urvölker des amerikanischen Kontinentes zu."

Hier wurde die Aufmerksamkeit der beiden Gefährten durch die vor ihnen befindlichen Reiter abgelenkt. Der Abhang endigte in einer wohl zwanzig Fuß mächtigen schroffen Gesteinsschicht, die den Hufen der Tiere nur dürftige Haltepunkte bot. Nach einem Blick auf die schwierige Stelle, lenkte der schwarze Juan sein Pferd seitwärts neben den rauhen Wall hin, und ähnlich dem, jeden kleinen Vorsprung zu seinen Gunsten benutzenden

Bergschaf, kletterte das gewandte Tier über klapperndes Gestein nach der Höhe hinauf. Ihm folgten bald die übrigen Tiere, die sichtbar vertraut mit derartigen Hindernissen, genau zu unterscheiden wußten, welchem Vorsprunge sie die Last ihres Körpers anvertrauen durften. Selten geschah es, daß unter den Hufen ein morscher Stein losbrach und niederwärts rollte, und nach wenigen Minuten erschien der letzte Zuni auf der Höhe, den weiteren Entscheidungen der Führer des Zuges entgegenharrend.

Zweites Kapitel.

Al Garza.

Schweigend spähten die Reisenden über das sich in weitem Bogen von Süden nach Osten und Norden ausdehnende Panorama hin. Das Bild der starren Kieswüste mit den bizarren Felsauswüchsen als Wächter schien sogar auf die munteren Zuniburschen beängstigend einzuwirken.

Hilger brach zuerst das Schweigen. Sich halb seinem jüngeren Gefährten, halb dem schwarzen Juan und Petro Pino, dem Zuni-Gobernador zukehrend, rief er aus: „Ein hartes Stückchen Arbeit für den einzelnen Mann, eine derartige Wildnis zu durchwandern."

Der schwarze Juan sandte einen prüfenden Blick gen Nordosten, wo duftige, sich vor dem blauen Himmel scharf abhebende Plateaus ihn über die Lage der Moquistädte belehrten, dann bemerkte er zuversichtlich: „Das Versprechen eines Pueblaindianers verdient so viel Vertrauen, wie das des ehrenwertesten weißen Mannes, und Petro Pino gab uns sein Wort."

Der greise Häuptling richtete sich straffer auf seinem Esel empor. Juans Kompliment hatte ihn offenbar freundlich berührt, denn auf seinen gerunzelten Zügen spielte ein Lächeln.

„Wenn der Moqui den Zuni um eine Gefälligkeit bittet, so weiß er, daß ihm alles gewährt wird", sprach er, „nicht ver-

geblich klopft der Zuni an des Moqui Tür. Caramba! Die Moquis und Zunis sind gute Nachbarn."

„Glaubs gern," versetzte Hilger, der seine alte Heiterkeit zurückgewonnen hatte, „allein vergleicht die Strecke, die wir von Eurer Stadt am Colorado Chiquito hinunter bis hierher zurücklegten, mit der Entfernung über die Moquifelsen, so werdet Ihr einräumen, daß letztere beinahe doppelt so weit ist. Begab sich wirklich ein Führer auf den Weg, so mags Tage dauern, bevor er zu uns stößt."

„Ist die Entfernung doppelt so weit," erklärte der schwarze Juan, ohne den Ausdruck seines düstern Antlitzes zu wechseln, „so eilt ein leicht beschuhter Moquifuß doppelt so schnell über steiniges Erdreich, wie der beschlagene Huf des flinksten Renners. Die Lagune befindet sich in der Nähe. Dort werden wir nicht lange auf Nachricht warten; müßte es doch ein schlechter Pueblaindianer sein, der die Lagune verfehlte."

„Hoffen wir das Beste," erwiderte Hilger wohlgemut, „und schließlich ists kein Unglück, in der Nähe des Wassers einige Tage zu rasten."

Er wandte sein Maultier, dadurch dem schwarzen Juan und dem alten Zuni das Zeichen gebend, wieder an die Spitze des Zuges zu treten, als der Mexikaner ihn auf eine Herde Antilopen aufmerksam machte, die im munterem Spiel, bald kleine Kreise beschrieb, bald in langen Sätzen davonstürmte, und dann immer wieder auf die im Gesichtskreise der Reisenden liegende Stelle zurückkehrte.

„Ihr habt Doppelgläser," sprach er, die anmutigen Tiere scharf beobachtend. „Schaut hinüber, Señor, und wenn Ihr nicht das entdeckt, was ich vermute, will ich meinen Lasso gegen nichts Besseres mehr, als einen räudigen Hund schwingen."

Hilgers hielt bereits zwei sinnig zusammengefügte Ferngläser vor die Augen.

„Was seht Ihr?" fragte der schwarze Juan mit einem Anfluge von Ungeduld.

„Nur Antilopen," antwortete Hilger sichtbar ergötzt, „o, diese prächtigen Geschöpfe! Stunden lang möchte ich ihnen zuschauen." —

„Das ist nicht genug," fiel Juan dringlicher ein, „Caramba! richtet die Gläser auf den Erdboden — unterscheidet Ihr nicht einen Wolf der alle Viere von sich streckt, um im entscheidenden Augenblick einem der neugierigen Tiere an die Kehle zu springen? Oder 'ne aufgebauschte Hirschdecke, unter der ein schurkischer Tonto-Apache lauert? Caramba! Wo einer dieser Hunde sein Wesen treibt, sind andere nicht weit, und wir mögen achthaben, daß morgen früh unsere Tiere nicht mit einigen Pfeilen in den Weichen zum Satteln aufgetrieben werden. Gefährliche Waffen, diese scharfen Jaspisspitzen; wie Gräten wühlen sie im Fleisch — späht dicht über die Erde hin, Señor, folgt mit Eurem Glas der Richtung, in der die Antilopen schauen — der leibhaftige Satan sitzt in diesen Tontos; Pferdefleisch ist 'n Leckerbissen für die Nationen der Wurzelfresser, und wenns von der Sonnenhitze aufgetrieben ist, wie'n Schwamm, und auf Meilen im Umkreise die Luft verpestet — Halloh, Señor, welche Kunde gibt Euer Glas?"

„Gar keine, nein — gar keine," antwortete Hilger, welcher die ihm erteilten Ratschläge pünktlich beachtete, „nur dürre Grasbüschel sehe ich und Gestein — doch halt — da, seitwärts; es flattert in der Luft — ein roter Zeugstreifen auf einem Stabe — es kann nicht lange her sein, seit Jemand ihn dorthin steckte—".

„Setzt Eure Gläser ab," beruhigte Juan zuversichtlich, „wer den Stab mit dem Fetzen schmückte, hat andere Sachen im Kopf, als seine Waffen gegen ehrlicher Leute Pferde zu richten. Mit wunderbaren Dingen müßte es zugehen, ständen dort nicht unsere Moquiführer im Begriff, uns mit 'nem Stück frischen Fleisches zu versehen. Rührt Euch nicht von der Stelle", kehrte er sich den Zuniburschen zu, „wer es auch sei, der dort seine Kunst übt, wir wollen ihm nicht die Freude, uns selbst dagegen nicht den Genuß einer guten Mahlzeit verderben. Ich wette darauf: die erste Antilope, die den Fetzen beschnuppert, bezahlts mit ihrem besten Herzblut."

Und tatsächlich: eins der Tiere schnellte empor, dadurch einen solchen Schreck in der kleinen Herde verbreitend, daß sie wild auseinander sprengte, sich indessen sogleich wieder vereinigte und mit äußerster Eile das Weite suchte. Nur ein Mit-

glied blieb zurück. Statt zu entfliehen, beschrieb es mehrere kleine Kreise, worauf es in einen Zedernbusch hineinsprang und dort zusammenbrach.

Die übrigen Antilopen stürmten unterdessen dem Abhange und dem tiefer gelegenen Schluchtengewirre zu. Ihr Weg führte an dem Busch vorbei, hinter dem der Mexikaner hielt und den geöffneten Lasso langsam ums Haupt schwang. Die Vordersten der Herde ließ er vorüber; dann aber entschlüpfte die Schlinge seiner Faust wie ein Pfeil. Zugleich warf er sein Pferd herum, und so gewaltig war der durch die entgegengesetzten Bewegungen des Pferdes und der um den Hals gefangenen Antilope erzeugte Stoß, daß diese, wie vom Blitz getroffen, mit gebrochenem Genick zu Boden stürzte.

Gleichmütig löste Juan die Schlinge von seiner Beute, sie den mit ihren Packtieren herbeieilenden jungen Zunis überlassend. Dann ritt er mit dem Gobernador, Hilger und Constanz nach der Stelle hinüber, auf der die von der unsichtbaren Waffe getroffene Antilope zusammengebrochen war. Bevor sie diese erreichten, tauchten aus einer Gruppe Buschwerk zwei Indianer auf, die nach Art der Zunis gekleidet, hellfarbige gestreifte Decken um die Schultern geschlungen und mittels eines Riemens um ihre Hüften zusammengeschnürt hatten. Schüchtern blickten sie zu den Ankömmlingen hinüber; erst nachdem der Zunihäuptling ihnen einige Worte in der Moquisprache zugerufen hatte, traten sie ihnen mit sichtbarer Befangenheit entgegen.

Es waren schmächtig gewachsene junge Männer mit wohlgebildeten Physiognomien. Ihre Hautfarbe war heller als die der Zunis; namentlich zeichnete der eine sich durch dunkelblondes Haar und blaue Augen aus. Als Waffen führten sie Bogen und Pfeile und das auf Wanderungen unentbehrliche langstielige Beil mit sich. Den Eindruck verwegener Krieger riefen sie nicht hervor; wohl aber verriet sich in ihrem offenen Blick Scharfsinn, wie in Haltung und Bewegungen ein hoher Grad von Gewandtheit. Der spanischen Sprache mächtig, vertieften sie sich alsbald in eine Unterhaltung mit dem Gobernador und dem schwarzen Juan.

„Meinen Urlaub möchte ich gegen ein zehnjähriges Kommando auf der verrufensten Grenzstation verwetten," wandte Constanz sich unterdessen an Hilger, der mit unverkennbarer Teilnahme die beiden Fremdlinge betrachtete, „daß dieser blauäugige Bursche sich einer so anständigen weißen Herkunft rühmt, wie nur je ein eingefleischter Yankee auf seine Verwandtschaft mit den alten Puritanern pochte."

„Ihr seid noch wenig vertraut mit den Bewohnern der Pueblas," erwiderte Hilger belehrend, „sonst wüßtet Ihr, daß helleres Haar und blaue Augen unter ihnen keine große Seltenheit sind, und auf nichts weniger deuten, als auf Verwandtschaft mit den Weißen. Eher möchte ich das merkwürdige Naturspiel auf ihre sanfte Gemütsart zurückführen, auf ihre scharf ausgeprägte Neigung zu friedlichen Beschäftigungen, zu Ackerbau und Viehzucht. Warum ändern, zum Beispiel, die wilden Truthühner, sobald sie domestiziert werden, in ihrer Nachkommenschaft das Farbenspiel der Federn? Und umgekehrt: Warum nehmen verwilderte Pferde in ihrer Vermehrung die ursprünglich graue Farbe wieder an?" Und dennoch —" er betrachtete den blauäugigen Moqui aufmerksamer — „nie sah ich einen Eingeborenen, der so sprechende Merkmale der kaukasischen Rasse in seinem Äußeren zur Schau trug."

„Unsere Moquifreunde bringen keine sehr tröstliche Kunde," wandte in diesem Augenblick der schwarze Juan sich Hilger zu, „die Tontos und Cosninas schleichen zu Dutzenden in den Schluchten umher, ohne Weiber und Kinder. Die Brut wittert Pferdefleisch, und wir haben alle Ursache, auf der Hut zu sein. Caramba! Unmöglich ists nicht, daß die Navahoes sie auf meine Spuren setzten."

„Sie werden uns wachsam finden," entgegnete Hilger sorglos, und reichte den beiden Moquis die Hand zum Gruß. Dann zu dem blauäugigen: „Ihr unternehmt es also, uns nach dem Colorado hinunter zu führen?"

„Nicht hinunter," antwortete der Moqui mit ruhiger Würde, während das schüchterne Lächeln wieder auf seinen überaus gewinnenden Zügen spielte, „dazu fehlen uns die Schwingen des Geiers und die leichten Hufe des Argalis, aber dahin, von

wo aus Ihr einen Blick in die Erde hinabzusenden vermögt. Ich führe Euch soweit, wie ich selber kam. Darüber hinaus gelangte außer den Hualpais nie ein Mensch. Schlechte Hunde, diese Hualpais," fügte er hinzu, und sein offenes Gesicht verfinsterte sich vorübergehend, „sie sind Wölfe, die gern warmes Blut lecken."

„Nun, amigo," versetzte Hilger aufmunternd, „begleitet uns bis zur äußersten Grenze, und an einem guten Lohn soll es Euch nicht fehlen. Ich bin im Besitz mehrerer weittragender Karabiner — in der Zunistadt ließ ich sie zurück — gewährts Euch Freude, so gönne ich Euch die Auswahl unter ihnen; einen Viertelzentner Schießbedarf füge ich gern bei."

Der Moqui spielte mit der straffen Sehne seines Bogens, daß sie klang wie eine Guitarresaite. Er schien sich auf etwas zu besinnen. Dann begab er sich nach seinem alten Versteck hinüber, und in das Gebüsch hineinlangend, zog er eine lange Kentuckybüchse hervor. Es war ein sehr altes Gewehr mit Feuerschloß. Einen zärtlichen Blick darauf werfend, trat er wieder vor Hilger hin.

„Ein guter Karabiner," sprach er stolz, „er trägt die Kugel eine weite Strecke. Ich gebrauche keinen andern. Wollt Ihr aber ihm" — und er wies auf seinen Gefährten — „ein Gewehr schenken, und Pulver und Blei uns beiden, so werden unsere Herzen lachen. Die Navahoes sind böse Nachbarn, und eine Büchse mehr in unserer Puebla ist so viel wert, wie eine Schafherde."

„Ihr seid ein vollkommerer Gentleman," hob Hilger gutmütig scherzend an; dann stockte er. Indem der Moqui Constanz die Büchse zur Besichtigung darreichte, war ihm die Decke von den Schultern gesunken und gleichzeitig der halblange weite Ärmel des zierlich ausgefranzten Lederhemdes zurückgeglitten. Auf dem helleren Oberarm aber, der seltsam zu dem wettergebräunten Unterarm kontrastierte, hafteten Hilgers Blicke, als ob er in Zweifel über deren Klarheit gewesen wäre. Bevor der Moqui die erhobene Hand zurückzog, drängte Hilger sein Tier dicht an ihn, und den Ärmel noch weiter nach der Schulter hinaufschiebend, sah er mit Erstaunen auf das in blauen

Linien der Haut eintätowierte Bild eines Reihers, der auf einem Fuß stehend, in dem andern einen formlosen Gegenstand, anscheinend eine unregelmäßige Kugel hielt.

„Al garza," suchte der Moqui Hilgers Neugierde durch die spanische Bezeichnung des Vogels zu befriedigen, „heron", fügte er zu Hilgers neuem Erstaunen lächelnd den englischen Namen hinzu.

„Das ist wunderbar," kehrte Hilger sich nunmehr Constanz zu, und hielt ihm die Hand hin, deren Zeigefinger ein schwerer, altertümlich geformter Siegelring schmückte, „betrachtet den Stein; scheint das Bild auf des jungen Mannes Arm nicht von derselben Hand gezeichnet zu sein, die vor mehr als hundert Jahren dieses Wappen schnitt? s'ist kindisch," spöttelte er über sich selbst, obwohl innere Erregung sein Antlitz tiefer gefärbt hatte — „allein bei dem merkwürdigen Zusammentreffen erwachen plötzlich in mir wieder jene phantastischen Jugendträume, denen ich nur zu viel Zeit opferte. Doch sagt, ist die Ähnlichkeit in der Zeichnung nicht überraschend?"

„Überraschend genug," antwortete Constanz nach Prüfung des Siegelringes, worauf Hilger auch dem Zunihäuptling und dem schwarzen Juan die Hand reichte, „in der Tat überraschend, doch sehe ich darin nichts Wunderbares. Wer auch immer den Vogel eintätowierte, er hätte eben so leicht das Bild einer Schlange, einer Schildkröte oder eines Bison wählen können, wie ich solche Abzeichen mehrfach bei den Prärieindianern bemerkte."

„Ohne Zweifel," versetzte Hilger noch immer erregt, „allein der gehobene Fuß mit dem Stein — merkwürdig. — Wer ätzte den Vogel auf Eurem Arm?" fragte er nun erregt den Moqui.

„Mein Vater," antwortete dieser.

„Wer ist Euer Vater?" forschte Hilger weiter.

„Ein weißer Mann. Der Schnee von zehn Wintern ist auf sein Grab gefallen."

„Ein Weißer?" rief Hilger erstaunt aus, „wie kommt ein Weißer in Eure abgelegenen Städte, und wie hieß er?"

„Heron war sein Name," erteilte der Moqui bereitwillig Auskunft, obwohl sichtbar eingeschüchtert durch die schnell

aufeinander folgenden Fragen, „Rob Heron; Heron ist ein langhalsiger Vogel; die Moquis nennen ihn Garza, und Garza ist mein Name. Rob Heron stellte am Colorado Chiquito dem Biber nach und dem Otter. Von dort durch die Tontos vertrieben, suchte er Schutz auf unseren Bergen; ein Moquimädchen wurde seine Frau."

„Heron, Heron oder Reiher," sprach Hilger sinnend und offenbar enttäuscht vor sich hin, „es erscheint natürlich, daß der Mann in solchen Verhältnissen seinen Kindern ihren Namen auf die lebenswarme Haut schreibt und ihn dadurch vor dem Versinken in Vergessenheit bewahrt. Das Bild ist obenein jedem leserlich, gleichviel zu welcher Mundart er sich bekennt. In der Tat sehr verständig und keines ernsteren Gedankens wert."

Er lachte erzwungen sorglos und warf einen Blick auf die jungen Zunis, die mit den Packtieren eingetroffen waren und deren Rücken mit der flüchtig zerlegten Jagdbeute beschwerten.

„Hier hält uns also nichts mehr," kehrte er sich dem Mexikaner zu, der alsbald an des Gobernadors Seite die Führung wieder übernahm und sich westlich wandte.

Garza und sein Gefährte gesellten sich den beiden Weißen zu, und während sie ihres Weges zogen, nahm Hilger sein Gespräch mit ersterem wieder auf.

„Seid Ihr mehrere, die den langhalsigen Vogel tragen?" fragte er wie beiläufig, in Zutrauen erweckendem Tone.

„Nur noch Ojo Azul*)," antwortete Garza, „sie ist meines Vaters Tochter."

„Eure Mutter lebt nicht mehr?"

„Auch sie ist tot. Oju Azul und ich bewohnen das Haus unseres Vaters. Wir besitzen Felder und Gärten; wir besitzen Schafe, viele schwarze und einige weiße."

„Wie und wo starb Euer Vater?"

„Drüben in den Schluchten," antwortete Garza, und er deutete mit der Hand westlich, „er war ein berühmter Jäger.

*) Blauauge.

Ein Wasser fließt zwischen den Felsen, der Colorado Chiquito. Er wollte den Otter fangen, als die Hualpais ihn hinterlistig verwundeten. Wir fanden ihn tot in einem Winkel. Mit dem Messer hatte er den langhalsigen Vogel in den Stein geschnitten; dazu eine Reihe sprechender Zeichen."

„Was besagen die Zeichen?" forschte Hilger wiederum mit wachsender Spannung.

„Wer weiß es?" erwiderte Garza nachdenklich, „kein Moqui versteht, sie zu deuten. Rob Heron war ein Weißer und vertraut mit den Künsten der Weißen."

„Wie lange ist das her?"

„Der Winter zehn. Meine Mutter wanderte oft zwischen den Hualpais und Tontos hindurch, um die Zeichen zu betrachten, bis sie allmählich schwächer wurde und endlich starb."

„Hört Ihrs, Constanz?" rief Hilger diesem zu, „er spricht von einer Inschrift, in Stein geschnitten von einem Verscheidenden. Wohl wäre es der Mühe wert, sich von dessen Inhalt zu überzeugen."

Dann zu Garza wieder: „Liegt der Winkel mit dem Zeichen weit aus unserer Richtung?"

Dieser antwortete: „Eine halbe Tagereise seitwärts von unserem Wege ists, wo Rob Heron starb. Ist's Euch recht, so führe ich Euch dorthin. Vielleicht sprechen die Zeichen zu Euch, daß Ihr die Worte meines Vaters mir anvertraut, mir und Ojo Azul."

„Hat Eure Schwester ebenfalls helle Augen?" führte Hilger wiederum das Gespräch weiter.

„Augen, die aus dem Himmel geschnitten wurden," versetzte Garza lebhaft, „und in jedem funkelt ein klarer Stern. Ihr Haar gleicht dem herbstlichen Rasen; es ist weich, wie das der Bisamratte. Sie ist meine Schwester und meine Tochter. Dem Blauvogel raubte sie die Stimme, daß jeder gern ihren Liedern lauscht."

„Hört ihr, Constanz? Blondes Haar zu blauen Augen," bemerkte Hilger, vergebens bemüht zu verbergen, wie das Vernommene ihn beschäftigte.

Ihr Gespräch wurde durch den schwarzen Juan unter-

brochen, der ihnen zurief, daß das Ziel des Tages erreicht sei. Überrascht blickten sie auf. Vor ihnen lichtete sich die dürftige Nadelholzvegetation, und ein stiller Wasserspiegel von der Größe eines Morgens, schimmerte ihnen entgegen.

Drittes Kapitel.

Die Tontos.

Während die Tiere nach Herzenslust tranken, schritten die beiden Moquis ganz um die Lagune herum, die Blicke gesenkt und fortgesetzt den Boden vor sich mißtrauisch prüfend. Auf der gegenüberliegenden Seite verweilten sie länger, mit argwöhnischen Bewegungen eine größere Fläche abspürend.

„Wie stehts, Freund Garza," fragte der schwarze Juan die Zurückkehrenden, „dürfen die Tiere frei weiden, oder zwingen uns die Tontoapaches, deren Füße zu fesseln? Suchtet Ihr doch da drüben, als hättet Ihr die Kiesel zählen wollen?"

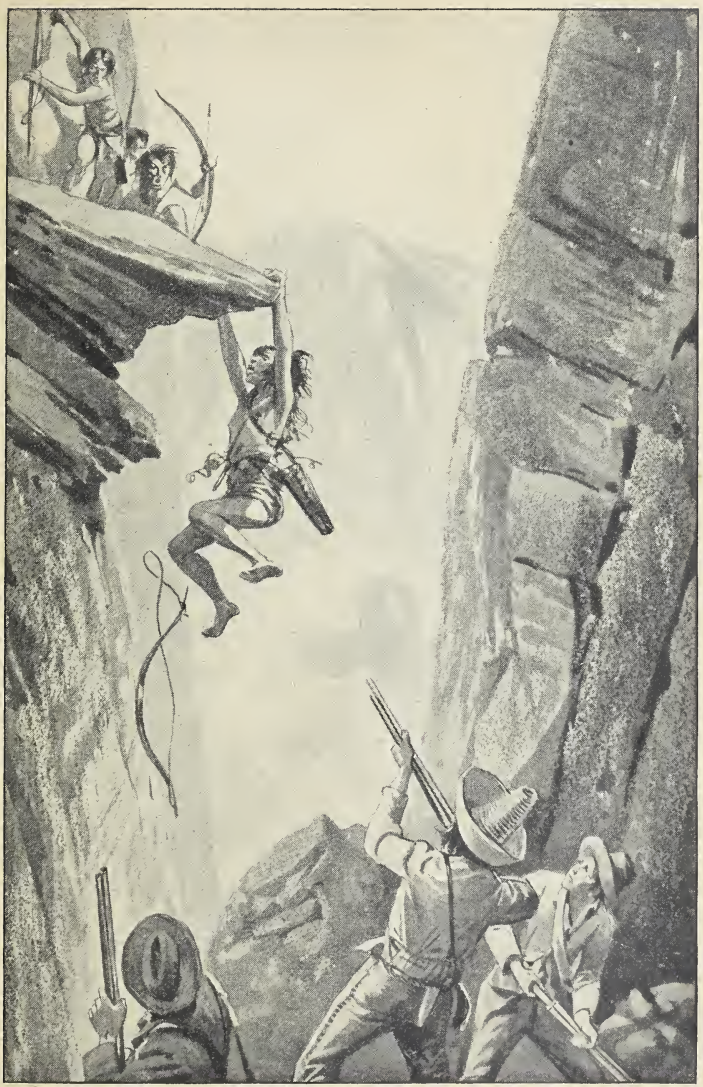
Statt einer Antwort reichte Garza ihm ein kleines Knäuel, ähnlich einem ausgefaserten und geteerten Tauendchen.

Juan prüfte es aufmerksam und reichte es weiter.

„Mezcaleros," sprach er mit einer gewissen Verachtung im Ausdruck seiner finsteren Züge, „Caramba! Steckte dieser Pfropfen nicht vor 'ner halben Stunde noch zwischen den Zähnen eines Tonto, so gebe ich zu, blind geworden zu sein und die gedämpfte Agavewurzel nicht mehr von 'ner Hand voll Tabaksblätter unterscheiden zu können."

„Mezcal," nannte Pedro Pino, der greise Zunihäuptling, bestätigend die weiche Masse, „lieber begegne ich einer Herde hungriger Coyotas, als 'nem Trupp dieser hinterlistigen Kreaturen."

„Ungünstige Aussichten," erklärte Hilger, nach sorgfältiger Prüfung den faserigen Pfropfen Constanz zeigend. „Scheußliche Stämme, die Tontos und Cosninas. Mezcaleros nennt man sie mit Rücksicht auf ihren Hauptnahrungsstoff, den in



Bei dem Versuch, das Gleichgewicht zurückzugewinnen, folgte der Körper den Füßen, und gleich darauf schwebte der Elende frei über der schauerlichen Tiefe, nur noch mit beiden Händen sich am äußersten Rande der Felsschicht festklammernd. (S. 37.)

Erdlöchern zwischen heißen Steinen gerösteten Kernteil der Agave — aber es läßt sich nicht verkennen, diese ausgesogenen Fasern lagen vor kurzem noch auf einer menschlichen Zunge, und wir mögen uns auf eine unruhige Nacht vorbereiten."

Anstatt in der Nähe der Lagune Anstalt zum Lagern zu treffen, ritten die Reisenden nun einer Stelle zu, auf der nur hin und wieder ein Zedernbusch emporragte, etwaige Angreifer also keine Gelegenheit fanden, sich an die Tiere und die Lagerstätten heranzuschleichen.

Schnell waren die Vorbereitungen für die Nacht getroffen; auf dem Feuer rösteten Teile von den jüngst erlegten Antilopen; die Reit- und Packtiere, deren Vorderfüße mittels weicher Wildlederstreifen vorsichtig zusammengekoppelt wurden, hinkten mit wunderlichen Bewegungen in der Nachbarschaft umher und suchten nach zerstreuten Grasbüscheln.

Die Sonne versank. Ein Weilchen glühten die wunderlichen Wolkengebilde noch im prachtvollsten Purpur, und tiefe Schatten eilten über das öde Hochland, zauberisch gemildert durch das stärker wirkende Mondlicht. Statt des einen Zuni weilten deren jetzt zwei bei den Tieren. In der linken Hand den Bogen, in der rechten den mit eiserner Spitze versehenen Pfeil, hielten sie sich bereit, in jedem Augenblick ihre Geschosse zu versenden. Doch die Zeit rückte vor, ohne daß irgendeine Störung eingetreten wäre. Bis auf Garza, der schwermütig in die Flammen schaute, hatten alle sich in ihre Decken gehüllt, die Füße dem Feuer zugekehrt, das Haupt auf dem Sattel rastend. Es war kurz vor Mitternacht, als einer der beiden wachenden Zunis sich dem Feuer näherte und im Vorübergehen Garza einige Worte zuraunte. Dieser säumte ein Weilchen, reckte die Arme, wie vor Übermüdung, und sank auf die Seite, die langwollige Decke über sich hinziehend. Dann preßte er das Ohr auf den Erdboden, nachdem er zuvor eine kleine Stelle durch einen flüchtigen Strich mit der Hand von Gestein und Resten dürren Grases gesäubert hatte.

Wiederum schritt der Zuni an dem Feuer vorüber. Dieses Mal richtete er eine kurze Bemerkung an Juan, worauf letzterer mit Garza ein leises Gespräch anknüpfte.

„Eure Ohren sind scharf, Amigo," hob er an, „was unterscheidet ihr?"

„Wenig," lautete die ruhige Antwort, „Schritte, die das Lager umkreisen. Nicht Coyotas sind es. Steine knirschen, Zweiglein brechen unter schwereren Lasten, als die der Wölfe."

„Seid Ihr wach?" richtete Juan nunmehr seine Worte an den neben ihm liegenden Constanz.

„Unheil ist im Winde?" antwortete Constanz.

„Unheil," bestätigte der Mexikaner, „und wir müssen vorsichtig zu Werke gehen, oder bevor wir uns dessen versehen, regnet es Pfeile genug auf uns ein, daß unsere Haut in ein Sieb verwandelt wird. 's ist sonst nicht Art der Tontos, sich in große Rudel zusammen zu locken; aber ich denke, die Navahoes stecken dahinter. Sie können nicht vergessen, daß ein Knabe ohne Bart ihren besten Häuptling, den stolzen Nintsa-Pesch, mit dem Lasso würgte. Ihr führt ein doppelläufiges Gewehr; womit habt Ihr geladen?"

„Mit Schrot, grob genug, um einen Hirsch zu Boden zu werfen."

„Gut. Die Kugel geht nur einen schmalen Weg und im Dunkeln unsicher obenein. Eine Hand voll Schrot deckt dagegen eine große Fläche. Der Mond scheint hell; seid Ihr imstande, auf achtzig Ellen Euer Ziel zu treffen?"

„Ich sollte denken, wenns nicht kleiner ist, als ein Fuchs."

„So nehmt Euer Gewehr, wandelt zu den Wächtern hinüber, als ob der Mond Euch keine Ruhe gönnte, und feuert eure Schüsse auf das Ziel, das die Zunis Euch zeigen. Aber seid vorsichtig und schnell, damit die Schurken nicht ohne eine ernste Mahnung entschlüpfen. Sie sind feige; unsere Zähne müssen sie fühlen, damit wir ausreichend Raum gewinnen, günstigeren Boden aufzusuchen."

„Zeichnet sie, wenns sein muß," riet Hilger, der sich offenbar nicht zum erstenmal in einer solchen mißlichen Lage befand, mit gedämpfter Stimme, „zeichnet den einen oder den andern, aber tötet nicht; die elenden Geschöpfe handeln, wie sies verstehen —"

„Schießt sie nieder," fiel Juan ungeduldig ein, „und vertilgtet Ihr die ganze Nation, es wäre ein Segen!"

Constanz hatte sich erhoben und sein Gewehr ergriffen. Die ihm zugefallene Aufgabe und das Bewußtsein, von versteckten Feinden beobachtet zu werden, erregten ihn, daß er eine Antwort nicht zu erteilen vermochte. Als er aber im Begriff war, sich zu entfernen, näherte sich der Zuni wieder, ihn leise auffordernd, ihn zu begleiten.

„Erscheints Euch nicht, als ob die kleinen Zedernbüsche, seitdem die Nacht hereinbrach, unserm Lager näher rückten?" fragte er, indem sie im Bogen langsam um die grasenden Tiere herumschritten.

Constanz spähte um sich.

„Ich meine, sie schon bei Tage gesehen zu haben," antwortete er darauf zögernd.

„Sie sind so langsam aus dem Schatten des Waldstreifens getreten," versetzte der Zuni, „daß ein schärferes Auge, als das meinige, dadurch hätte getäuscht werden können. Aber blickt nach der anderen Seite hinüber, ob auch dort die Bäume ihre Schößlinge hinaussandten, um die Lichtung zu bekleiden. Es geschah nicht, weil von dorther den Tieren der Wind zusteht, und der einfältigste Tonto weiß, daß nur ein Hauch über ihn hinzustreichen und die Nase eines Maultieres zu treffen braucht, um sogleich verraten zu werden."

„Welche Schatten haltet Ihr für Menschen?" fragte Constanz zweifelnd, „ich entdecke keinen Unterschied; überall sehe ich dieselben schwarzen Zweige."

„Weil die listigen Hunde, indem sie wie die Schlangen einherkriechen, entwurzelte Bäumchen vor sich her schieben. Trägt Euer Gewehr seine Ladung so weit?"

„Wohl noch weiter, aber ohne erhebliche Wirkung."

„So nähert Euch ihnen im Bogen, und wenn Ihr meint, sie erreichen zu können, so gebt Feuer. Bis jetzt ahnt noch keiner, was unsere Bewegungen bedeuten."

„Welchen Punkt soll ich angreifen?"

„Den ersten besten; nur nicht den großen Busch dort in der Mitte. Er stand schon da, als die Sonne noch leuchtete.

Vielleicht die sechse, sieben, die sich ihm anreihen. Sie sind so neu wie jeder aufgehende Stern. Schießt nur, und ihr werdet erstaunen, wie schnell den Bäumchen Füße wachsen."

So entsprechend schritt er in entgegengesetzter Richtung davon. Constanz hing sein Gewehr in den rechten Arm, und wie auf einem Umwege nach dem Lager zurückkehrend, beschrieb er einen Halbkreis, der ihn in der Entfernung von etwa fünfzig Ellen an den nächsten Büschen vorüberführte. Für solche konnte er die schwarzen Gegenstände nur halten, so regungslos verhielten sie sich. Geräuschlos spannte er die Hähne seines Gewehrs und aufmerksam prüfte er die sich allmählich verringernde Entfernung bis zu den versteckten Feinden. Plötzlich kehrte er sich kurz um, und fast gleichzeitig krachte der Schuß durch die stille Nacht. Rasselnd hörte er den schweren Schrot auf das steinige Erdreich aufschlagen. Der getroffene Busch kugelte sich in eine schwarze Masse zusammen, ein Schrei drang daraus hervor, und erst nach einigen vergeblichen Versuchen entwickelte sich aus dem Gewirre eine menschliche Gestalt, die mit schwankenden Bewegungen, jedoch flink der nächsten Baumgruppe zueilte und in deren Schatten verschwand.

„Den anderen Schuß! Caramba! Señor, den anderen Schuß gebt ihnen!" ertönte Juans Stimme bei dem Feuer, und jetzt erst entdeckte Constanz, daß auch die übrigen Büsche sich in Bewegung gesetzt hatten und die schattige Grenze des Gehölzes zu gewinnen suchten. Ohne Säumen hob er das Gewehr wieder empor, dahin zielend, wo mehrere Bäumchen in eine Gruppe zusammengerückt waren. Der Knall des Schusses hatte aber kaum zum zweitenmal die nächtliche Stille unterbrochen, als die ganze Horde der tückischen Feinde unter wildem Schreckensgeheul emporsprang und dem nahen Gehölz zufloh. Sobald sie sich entdeckt sahen, mochten sie es für überflüssig halten, ihre feindlichen Absichten länger zu verheimlichen; denn das Wutgeheul fand ringsum seine scheußliche Fortsetzung. Es war, als ob ein Heer von Teufeln losgelassen worden wäre, um sich gegenseitig im tollen Kampf anzufallen.

Aber auch ein Schuß krachte vom Saume des Gehölzes herüber, und eine Kugel flog so dicht an Juans Kopf vorbei,

daß er deren Druck auf seiner Schläfe fühlte. „Das galt mir," versetzte er mit unerschütterter Ruhe, „und ist's kein Navahoe, der's so ernstlich mit mir meinte, so wurde die Kugel von einem Weißen abgesandt. Immerhin ein guter Schuß. Caramba! Aber ein elender Schurke, der sich nicht für zu gut hält, mit solchem Gesindel gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber zurück von dem Feuer, wenn Euch an einer unverletzten Haut gelegen ist. Und heran, ihr da, mit den Pferden. Wir müssen packen und aufbrechen, bevor eine halbe Stunde vergeht, oder das Gesindel erholt sich von seinem Schrecken und ersinnt eine andere Teufelei, die weniger günstig für uns verlaufen dürfte."

Hastig regten sich alle Hände, und kaum die Hälfte der von dem Mexikaner angedeuteten Zeit war verstrichen, als die unsichere Lagerstätte verlassen werden konnte. Die Tontos hatten sich zurückgezogen. Nach der empfangenen Lehre wagten sie sich wenigstens nicht mehr offen an die Reisenden heran. Aber sie schickten Späher aus, wie deren Rufe bewiesen, um die kleine Expedition nicht aus den Augen zu verlieren und ihr auf einer anderen Stelle den Untergang zu bereiten.

Obwohl den Tieren nur kurze Rast gegönnt gewesen war, verfolgten sie doch mit frischen Kräften ihren Weg. Die kühle Nachtluft übte einen belebenden Einfluß auf sie aus, und Stunde auf Stunde entfloh, ohne daß sie Merkmale von Erschöpfung gezeigt hätten. Einsilbig hingen die Reiter in ihren Sätteln.

Nach Zurücklegung von etwa zwanzig englischen Meilen begann der Boden sich muldenartig zu senken und gewann allmählich den Charakter einer von sanften Abhängen begrenzten Schlucht. Dann aber wuchsen die Seitenwände schneller und rückten näher zusammen; häufiger wiederholten sich die schroffen Abstufungen. Im Osten zeigte sich bereits das erste, dem Anbruch des Tages um Stunden voraufeilende Rot, als plötzlich ein Absturz von etwa achzig Fuß das weitere Vordringen unmöglich machte.

Juan, der sich in letzter Zeit im eifrigen Gespräch mit Garza und Pedro Pino befunden hatte, kehrte sich Hilger zu.

„Seid Ihr noch immer gewillt," fragte er, „Eure Reise

fortzusetzen? Eine Hölle ist's, die sich vor uns öffnet, und die Hölle selber wurde nie von hinterlistigeren Teufeln bevölkert, als die Hualpais und Jampais, die da unten in ihren Felsenlöchern hausen, sind."

„Führt ein Weg hinab?" fragte Hilger gespannt.

„Für gewandte, schwindelfreie Fußgänger, aber nicht für Tiere," antwortete Garza.

„Dann hinab mit uns, und wär's bis in den Mittelpunkt der Erde," entschied Hilger mit jugendlichem Feuer. Zutraulich klopfte er den Mexikaner auf die Schulter, indem er fortfuhr: „und säßen da unten statt der wilden Eingeborenen leibhaftige Teufel, so würde ich nicht vor der Aufgabe zurückschrecken. Fern sei es indessen von mir, jemanden zu überreden, mir zu folgen," kehrte er sich Constanz zu.

„Ob ich schwindelfrei bin," lachte dieser, „muß erst versucht werden; aber daß Ihr nicht allein hinabgeht, dafür bürge ich mit meiner Person."

„Gut denn," nahm der schwarze Juan wieder das Wort, „wo Ihr bleibt, bleibe auch ich. Garza führt uns. Wir sind dann unserer vier, das genügt, zehnmal so viel Hualpais Furcht einzuflößen. Garzas Gefährte begleitet die Zunis nach einer Stelle, wo die Tiere Wasser und etwas Futter finden, sie selbst aber sich gegen etwaige Angriffe der Tontos leicht zu schützen vermögen. Zwei Tage mag's dauern, bevor wir wieder zu ihnen stoßen. Es ist daher notwendig, uns mindestens auf drei Tage mit Lebensmitteln zu versehen."

„Wie steht es mit dem Wasser da unten?" fragte Hilger.

„Zahlreiche Felshöhlen gibts, in denen Regen und Schnee einen kühlen Trunk hinterlassen haben," beruhigte Garza; „Ihr seid im Besitze von Flaschen; sie sind gut, Wasser zu tragen."

Ein geschäftiges Treiben folgte jetzt, indem die vier Abenteurer sich mit Lebensmitteln und Munition beluden. Eine Decke warf jeder noch um die Schultern, und kaum eine Viertelstunde war seit ihrem Eintreffen vor dem Absturz verstrichen, als der zweite Moqui Juans Pferd bestieg und gefolgt von den Zunis den Weg zurück einschlug, und weiter oberhalb sich nördlich nach dem Plateau hinaufarbeiteten.

Viertes Kapitel.

In die Hölle hinab.

Nachdem das Geräusch des scheidenden Reitertrupps in der Ferne verstummt war, traten die zurückgebliebenen Gefährten bis dicht an den Abgrund vor. Sie befanden sich dort auf einer mächtigen massiven Gesteinsschicht, die das zuströmende Wasser feuchter Jahreszeiten im Laufe der Jahrtausende durchbrochen hatte. Der Höhenunterschied zwischen diesem Punkte und der Oberfläche des Plateaus mochte gegen zweihundert Fuß betragen. Soviel bei dem günstig wirkenden Licht des Mondes erkennbar war, fand die Gesteinsschicht zu beiden Seiten der sich schnell erweiternden Schlucht ihre horizontale Fortsetzung. Den atmosphärischen Einflüssen erhöhten Widerstand leistend, hatte sie den unteren Schichten Schutz gewährt, so daß diese nur in senkrechte Mauern verwitterten und abgespült werden konnten. Die obersten Lagen, größtenteils mürbes Gestein, waren von der Höhe über die Hauptschicht hinweggerollt und bildeten weniger steile Abhänge, zu denen die Ränder der Hauptschicht in dem Verhältnis einer Rinne zu dem aufstrebenden Dach standen. Indem aber auch seitwärts die gelegentlich niederströmenden Wolkenniederschläge Zugang zu der Tiefe suchten, hatten sie jedoch ziemlich in regelmäßigen Zwischenräumen, an der Hauptschicht genagt und dadurch den Schluchtwänden eine Form gegeben, als hätten diese aus nebeneinander gereihten kolossalen runden Türmen bestanden.

Nördlich, wo das Mondlicht voll wirkte, um den ersten Absturz herumgehend, trat Garza auf den fortlaufenden Vorsprung, der wie eben angedeutet, gleichsam das Gesimse zu den gewaltigen Bedachungen bildete. Ihm folgte Hilger, diesem Constanz, und Juan schloß den kleinen Zug. Die Ausbrüche des Erstaunens, zu denen Hilger durch den Anblick in der Mondscheinbeleuchtung geisterhaft starren imposanten Felsformation hingerissen wurde, verstummten, als neue wilde Abstürze, unten bedeckt mit gigantischen Geröllblöcken, einen

Höhenunterschied von Hunderten von Fußen schafften und selbst ihn, den erfahrenen Bergsteiger, Empfindungen beschlichen, als würde er mit unwiderstehlicher Gewalt in den hart neben ihm gähnenden schauerlichen Abgrund hinabgezogen. Dabei wechselte die Breite des schwindelnden Pfades zwischen einem und höchstens zwei Fuß, je nachdem das bei schweren Regengüssen sich nachschiebende Geröll ihn bedeckt hatte. Vorsichtig dem gefährlichen Wege folgend, erreichten die vier Abenteurer nach halbstündiger Wanderung in einem von zwei Türmen gebildeten Winkel eine Art Plattform. Der Mond stand niedrig; der Wand, auf der die Gefährten rasteten, sein volles Licht spendend, dehnte die sich vor ihnen öffnende Tiefe schwarz, wie die Unendlichkeit des Todes, nach unten aus. Aber aus der Dunkelheit ragten bizarre Felsgebilde in den Mondschein hinein, die seltsame Täuschung erzeugend, als ob sie frei in der Luft geschwebt hätten. Die kolossalen Mauern schienen sich über den Abgrund hinzuneigen, und bei dem Todesschweigen ringsum rief es den Eindruck hervor, als hätte es nur eines etwas lauter gesprochenen Wortes bedurft, die gewaltigen Naturbauwerke zu erschüttern und in den schwarzen Abgrund hinabzusenden.

In dem Winkel erreichte der Pfad durch einen tieferen Ausbruch der Gesimsschicht sein Ende. Dagegen führte ein Weg abwärts, wo zwischen den beiden Türmen die strömenden Wasser aus dem Gestein eine Art Leiter ausgemeißelt hatten. Vorsichtig begann Garza abwärts zu steigen; ebenso vorsichtig folgten seine Begleiter. Doch nur eine kurze Strecke, und er befand sich außerhalb des Mondlichtes, wo also jeder weitere Schritt mit Lebensgefahr verbunden war.

„Wir müssen den Anbruch des Tages erwarten," sprach er in seiner eigentümlichen schüchternen Weise. „Auch sind wir sicher hier. Auf dem Wege dort oben wars dagegen gefährlich. Die Tontos sind Wölfe, die den Spuren ihrer Beute bis dahin folgen, wo sie über sie herfallen können."

„Zum Teufel mit den Tontos", meinte Constanz, indem er zwischen dem Gestein eine Stätte für seinen ermüdeten Körper suchte und endlich neben Hilger Platz nahm, „die elende

Brut wird Besseres zu tun gehabt haben, als uns nachzusetzen."

Er verstummte. Ein Geräusch, wie das Knirschen und Rollen von Steinen, war von dem Pfade, den sie eben verlassen hatten, zu ihnen in ihr Versteck niedergedrungen. Eine halbe Minute verrann in lautloser Stille. Dann tönte dumpfes Poltern aus der Tiefe herauf und hohles Brausen, das noch längere Zeit bald hier, bald dort seine Fortsetzung fand, je nachdem der Schall auf seiner Wanderung durch die labyrinthischen Klüfte auf Hindernisse stieß und abprallte.

„Über zweitausend Fuß von dem Pfade bis hinunter," erklärte Hilger, der im Geiste die von der höchsten Bedachung losgelösten und über den Felsrand gerollten Steine auf ihrer luftigen Fahrt begleitete und aus dem laut werdenden Getöse den Höhenunterschied berechnete.

„Wären lieber diejenigen hinabgestürzt, unter deren ungeschickten Füßen das Gestein losbröckelte," bemerkte Juan.

„Ihr meint, daß die Tontos uns wirklich folgten?" fragte Constanz befremdet.

„So sicher, wies keine Stunde mehr dauert, bis die Sonne sich über das Plateau erhebt," bestätigte Juan, „und mehr noch, sie wissen, daß mein Skalp ihnen größeren Vorteil bringt, als ein halbes Dutzend erschossener Pferde, oder sie wären den Zunis nachgeschlichen. Caramba! Unsere Trennung von den Pferden führt sie in die Irre, und zu unserem Glück. Trafen sie ein, als wir uns noch auf dem Pfade befanden, so hätte es ihnen kaum Mühe verursacht, einige Felsblöcke herabzurollen und uns mit diesen in die Schlucht hinabzusenden."

„Was aber wird überhaupt das Ende unserer abenteuerlichen Fahrt sein?" brach Constanz flüsternd das plötzlich eingetretene Schweigen.

„Auf diesem Wege zurückzukehren, dürfte uns schwer werden," versetzte Juan gleichgültig, „hoffentlich kennt Garza einen andern Pfad."

„Ich kenne einen solchen," fiel der Moqui lebhaft ein, „aber er ist weit und rauh; unsere Fährten werden mit Blut gezeichnet sein."

Auf der Höhe erneuerte sich das Rasseln und Poltern von Steinen. Wiederum das Aufschlagen der Trümmer auf den Felsrand; wiederum das geisterhafte Echo in der Tiefe, und deutlich unterschieden die kühnen Abenteurer menschliche Stimmen, die hoch oben über ihnen in wunderlich schnatternden Tönen zueinander sprachen.

„Keinen Laut gebt von euch," ermahnte Juan, „noch sind sie im Zweifel über unsern Verbleib. Entdecken sie aber unsern Schlupfwinkel, so regnet es Felsblöcke genug auf uns nieder, um die halbe Schlucht da unten auszufüllen. Sie selbst wagen sich nicht herab, bevor die Sonne ihnen zeigt, wohin sie die Füße zu stellen haben."

Diese Warnung genügte. Noch zwei- oder dreimal löste sich Gestein vom obersten Felsrande, um polternd in die Tiefe hinabzusinken, einige Male noch ließ sich das häßliche Organ eines Wilden vernehmen, indem er in unartikulierten Lauten sich mit seinen Genossen verständigte, dann wurde es still. Tiefer neigte der Mond sich dem Westen zu, höher hinauf glitten die Schatten. Der luftige Pfad, auf dem die Reisenden gekommen waren, hüllte sich in Nacht. Zugleich machte die Annäherung des Morgens sich bemerkbar. Zwielicht verdrängte die Dunkelheit auf der Hochebene; aber länger dauerte es, bevor es sich in das Schluchtengewirre hinabsenkte, noch länger, bevor die langsam wachsende Helligkeit ausreichte zur gefahrvollen Wanderung niederwärts.

Eine Stunde verrann. Die Sonne entstieg dem Osten und lugte über die gezackten Ränder des Plateaus in die Schlucht hinein, auf den gegenüberliegenden Wänden die seltsamsten Schatten malend. Juan und Garza berieten, ob sie noch länger in ihrem Versteck weilen, oder den Weg abwärts fortsetzen sollten. Von oben konnten sie nicht gesehen werden, ebensowenig von dem wohl eine englische Meile entfernten gegenüberliegenden Schluchtufer. Nach allen Seiten hin schützten sie Felsblöcke. Da plötzlich berührte Garza den Mexikaner leise und wies seitwärts nach dem Felsenpfad hinauf. Behutsam sah Juan um den ihre Gestalt bergenden Vorsprung, und ein Ausdruck von Verdruß glitt über sein braunes Gesicht, als er

eine Reihe wilder Indianergestalten in zerfetzten Lederhüllen und mit scheußlich struppigen Köpfen entdeckte. Mißtrauisch um sich spähend, schlichen sie auf demselben Pfade einher, auf dem er mit seinen Gefährten unter dem Schutze der Dunkelheit gewandert war. Nur noch eine kurze Strecke trennte den Vordersten von der kleinen Plattform, auf der sie nicht allein gegen die Kugeln der Flüchtlinge geschützt gewesen wären, sondern auch nichts sie hinderte, von den massenhaft umherliegenden Geröllblöcken nach Herzenslust in die schroffe Rinne hinabzustoßen, wo der enge Raum das Ausweichen gestattet hätte.

Nur einige Sekunden sann Juan nach. Einen flüchtigen Blick warf er auf Hilger und Constanz, die beide fest schliefen; dann schob er den Lauf seiner Büchse zwischen zwei Steinen hindurch, die so lagen, daß er den Felsenpfad auf eine kurze Strecke zu überblicken vermochte. Der Führer der Bande, eine kleine hagere Gestalt mit unförmlich dickem Kopf, auf dem das wirre schwarze Haar mittels eines Baststreifens zusammengehalten wurde, rückte unterdessen langsam näher. Die von den Schultern niederhängenden Fetzen unterschieden sich in der Farbe kaum von den staubbedeckten nackten Gliedern; dagegen waren die listig umherfunkelnden schwarzen Augen selbst in der großen Entfernung deutlich erkennbar. Ein voller Köcher hing an des Burschen rechter Seite; den Bogen nebst daraufliegendem Pfeil trug er in beiden Händen, um das scharfe Steingeschoß jederzeit hastig davonschnellen zu können. Seine Genossen unterschieden sich von ihm höchstens durch einen größeren oder geringeren Reichtum an Lederlumpen und Deckenfetzen. Sonst dieselbe graue Erdfarbe, derselbe tückische Wolfsblick, dieselben Katzenbewegungen auf dem luftigen Pfade.

Drei oder vier Schritte mochte der Führer der scheußlichen Horde noch von der Plattform entfernt sein, als Juan, im Anschlage liegend, ein leises Zischen hinaufsandte. Der Tonto stand; wie in Zweifel, ob er sich vorwärts oder rückwärts zu bewegen habe, drehte er den auf dünnem Halse ruhenden Kopf argwöhnisch nach allen Seiten. Diesen günstigen Zeitpunkt

hatte Juan zum Handeln ausersehen. Der Schuß krachte, und als der Dampf vor der Mündung der Büchse verflog, bemerkte er, daß der Tonto die bewaffneten Hände hoch emporhob, wie um sich dadurch vor dem Stürzen zu bewahren. Seine Knie bogen sich; instinktartig warf er sich seitwärts auf den nach oben führenden schroffen Abhang; aber seine Füße glitten über den Felsenrand; bei dem Versuch, das Gleichgewicht zurückzugewinnen, folgte der Körper den Füßen, und gleich darauf schwebte der Elende frei über der schauerlichen Tiefe, nur noch mit beiden Händen sich am äußersten Rande der Felsschicht festklammernd.

Der Knall des Schusses mit seinem vielfach verstärkten Widerhall und dem sich an diesen anschließenden Grollen und Brausen in der Tiefe schien auch die Übrigen gelähmt zu haben. Dann aber brachen die Tontos in ein Geheul und widerwärtiges Geschnatter und Kreischen aus, als ob die lange Reihe der sich gegenseitig in ihren Bewegungen hindernden unheimlichen Gestalten plötzlich vom Wahnwitz befallen worden wäre und vergeblich nach einem Wege zur Flucht gespäht habe. Doch lauter, als das verworrene Kreischen und Heulen ertönten die Todesrufe des hart, wenn auch nicht tödlich Getroffenen, indem er seinem unabwendbaren schrecklichen Lose sich zu entziehen trachtete.

Die Tontos, den Wölfen ähnlich, entwickelten aber nur so lange Mut, wie sie selbst nicht gefährdet waren oder Heißhunger ihnen jede Überlegung raubte. Wo sie einen aus ihrer Mitte als Opfer der eigenen hinterlistigen Anschläge fallen sahen, da kannten sie nur noch den Selbsterhaltungstrieb. So auf dem schmalen Felsenpfade. Keiner dachte daran, dem über dem Abgrunde schwebenden Genossen die Hand zu reichen; noch weniger, durch Hinaufschlüpfen nach der Plattform sich den verborgenen Feinden zu nähern. Jeder suchte nur fort aus der Nachbarschaft der Gefahr zu gelangen; und doch vermochte keiner sich von der Stelle zu rühren, bevor sein Vordermann nicht Platz gemacht hatte. Endlich kam Bewegung in die lange Reihe; schneller und schneller schob und drängte sie sich einher, bis sie zuletzt, einem auf senkrechten Wänden hin-

laufenden Ameisenschwarm nicht unähnlich, hinter dem nächsten Felsenrand verschwand.

„Das ist entsetzlich," flüsterte Hilger, der, so jäh ermuntert, mit Constanz neben den schwarzen Juan hingeklettert war und schaudernd zu dem einem gräßlichen Tode geweihten Tonto hinaufsah; „kann dem Unglücklichen nicht geholfen werden?"

„Bald genug wird ihm geholfen sein," versetzte Juan spöttisch.

Constanz aber griff mit beiden Händen nach dem nächsten Felsblock, wie um sich selbst gegen einen Sturz zu schützen.

Der Tonto hatte nämlich mit gellendem Aufkreischen seinen Halt fahren lassen, zugleich aber durch eine krampfhafte Bewegung der Knie sich von der Felswand abgedrängt, so daß sein Körper, den Kopf nach vorn, im Bogen der furchtbaren Tiefe mit wachsender Schnelligkeit zuschwebte.

Auch Hilger schloß bei diesem Anblick die Augen. Nur Juan und Garza schauten dem Fallenden so lange nach, wie sie seinen Körper zu unterscheiden vermochten. Es waren unheimliche Sekunden, die verstrichen. Endlich tönte ein dumpfer Schrei von unten herauf. Wiederum einige Sekunden lautloser Stille, und durch das nächste Schluchtengewirre dröhnte der Lärm vom Brechen eines Baumstammes oder einer morschen Planke.

„War das notwendig," fragte Hilger zagend, nachdem das unheimliche Geräusch in der Tiefe verhallt war, „mußte zu diesem äußersten Mittel gegriffen werden?"

„Es ging nicht anders," antwortete Juan kurz, dann lächelte er düster, indem er seine Büchse zu laden begann; „der Anblick des über dem Abgrunde schwebenden Burschen hat's euch angetan", fügte er ruhig hinzu, „seid Ihr doch sonst nicht der Mann, dessen Herz leicht bebt, Caramba! Ihm geschah nach Verdienst; denn erreichte ein halbes Dutzend dieses Gesindels die Plattform, bevor wir unten anlangten, so mögen wir eben so gut hier sitzen bleiben und uns von den Jaspisspitzen der Brut durchlöchern lassen. Señor Constanz, nehmt meine Stelle ein und lugt hinauf; und ist Euer Leben Euch lieb, so schießt

jeden herunter, der dort oben in Euren Gesichtskreis tritt. Doch ich denke, auf ein Weilchen sind sie verscheucht."

Constanz leistete der Aufforderung Folge. Hilger hatte unterdessen hinlängliche Ruhe gewonnen, auch der weiteren Umgebung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Umstand, daß er den Übergang der Nacht zum hellen Tage verträumt hatte, bewirkte, daß der sich ihm bietende Anblick ihn fast blendete. Das Erstaunen raubte ihm die Sprache. Nur die Hände vermochte er zu falten, wie in tiefe, seine ganze Seele umfangende Andacht versunken. Was, bevor der Schlaf ihn übermannte, in schwarzem, chaotischen Durcheinander sich vor ihm gesenkt und aufgetürmt hatte, das lag jetzt da in einem wunderbaren Reichtum an Formen und Farben. Über zweitausend Fuß tief öffnete sich die gewaltige Schlucht. Dunkelroter massiver Sandstein bildete deren Boden. Wie feines Geäder erschienen die zahllosen Wasserrinnen, die vom Fuße der Ufermauern aus sich der Mitte zuschlängelten und dort zu einer neuen, senkrecht abfallenden Schlucht sich vereinigten. Aus diesem Gewirre von Klüften, deren Farbe dem rotglühenden Eisen glich, stiegen dann wieder, wie aus einem Höllenschlunde, die kolossalen Türme mit ihren wunderbar regelmäßigen Architekturen und Bedachungen empor. Sie wurden gebildet durch die horizontalen Gesteinsschichten verschiedener Weltepochen, und, je nach ihrer Nachgiebigkeit, mehr oder minder ausgemeißelt durch die Einwirkung der Atmosphäre seit Tausenden und aber Tausenden, seit Hunderttausenden von Jahren. Grellfarbige Streifen zogen sich in nie gestörter Ordnung an den gekerbten Wänden hin, die weiter und weiter voneinander zurücktraten und endlich ein Becken von den gewaltigsten Größenverhältnissen umschlossen. Andere Schluchten, dieser ersten ähnlich, mündeten aus allen Richtungen in das Becken. Die Wände standen senkrecht, als ob durch die geringste Erschütterung deren Gleichgewicht hätte gestört werden müssen, und wie eine Mahnung an die Ewigkeit erschienen die Merkmale, die bekundeten, daß der fallende Wassertropfen allein der Schöpfer dieser gleichsam märchenhaften Gebilde gewesen war.

Hilger hatte das Haupt entblößt. Selbst die Erinnerung an den in den Abgrund stürzenden Wilden und dessen Todesschrei verwischte sich angesichts einer Szenerie, wie eine solche die kühnste Phantasie sich nicht auszumalen vermag. Doch nur wenige Minuten war ihm der Genuß des Versenkens in das Anschauen dieser wunderbaren Felsenwelt gestattet; nur so lange, bis der schwarze Juan bedachtsam seine Büchse wieder schußfertig gemacht hatte.

„Unser Weg liegt dort unten," traf des Mexikaners Stimme barsch sein Ohr, „und wären unsere Knochen dazu bestimmt, auf dem roten Steinbett zu bleichen, zurück dürften wir nicht. Die Tontos würden Mittel finden, sich für den Verlust eines der ihrigen zu rächen, zumal unter der Leitung eines Weißen. Caramba! Ein Mexikaner ist's, und ihn führte nicht der Zufall hierher. Wer jemand fürchtet, sucht ihn aus der Welt zu schaffen. Ich ahne, wie's zusammenhängt, und besorge, durch meine Person Euch in eine schlimme Lage gebracht zu haben."

Auf ein Zeichen von ihm hatte Garza begonnen, abwärts zu steigen, und die alte Ordnung herstellend, schloß Juan wieder den Zug. Eine gefährliche Wanderung war es auf dem abschüssigen, oft senkrechten, treppenähnlichen Pfade, wo bei jedem neuen Schritt der Fuß den Boden prüfen mußte, bevor er die Last des Körpers auf sich nahm. Aber während die oberen Plateauränder schon im hellen Sonnenschein glühten, herrschte unten, je tiefer die Reisenden hinabgelangten, erquickende Kühle, die die mühevolle Arbeit des Steigens erleichterte.

Ein Drittel des Höhenunterschiedes lag hinter ihnen, als Juan plötzlich dringend zur Eile mahnte. Trotz der weiten Entfernung hatte er, argwöhnisch aufwärtsspähend, entdeckt, daß schwarze Punkte den Felsenpfad belebten und sich, hastig einherbewegend, in der Nähe der Plattform aus seinem Gesichtskreise traten.

Nach besten Kräften wurde seiner Aufforderung Folge geleistet; allein kaum zweihundert Fuß hatte er seit der Mahnung zurückgelegt, als es zu seinen Häupten in schwindelnder

Höhe zu krachen und zu poltern begann und gleich darauf das eigentümliche Rauschen der in den Klüften sich verirrenden und ineinander schwingenden Echos nachfolgte.

„Wahrt Euer Leben," rief er, „hinaus aus der Rinne und seitwärts so hoch hinauf wie möglich! Schützt Euch hinter festen Vorsprüngen und rührt Euch nicht von der Stelle!"

Gute Ratschläge waren es, die er erteilte; sie ausführen, erforderte aber Männer, die, vertraut mit den Gefahren der Wildnis, selbst in den schwierigsten Lagen ihre Kaltblütigkeit nicht verlieren. Unter Aufbietung ihrer äußersten Kräfte suchten alle die Rinne zu verlassen; aber noch hatte keiner einen wirklichen Schutz gewährenden Punkt erreicht, als ein mächtiger Felsblock mit drohendem Getöse die beinahe senkrechte Rinne herunterkam und ein Schauer von Steinsplittern umhersendend, gerade zwischen ihnen aufschlug, mit einem neuen Bogensatz wohl an fünfzig Fuß tiefer wieder abprallte und erst auf dem vor der Mündung der Rinne angesammelten Trümmerhaufen ins Rollen verfiel. Wenn der Block aber die gefährlichste Waffe bildete, welche die hinterlistigen Tontos zur Verfolgung hätten wählen können, so war nicht minder bedrohlich das von diesem unterwegs losgerissene Gestein, welches springend und tanzend in dichter Masse nachrollte und, vielfach zerschellend, seine Splitter bis in die unmittelbare Nähe der an den Seitenwänden gleichsam klebenden Abenteurer sandte.

Knatternd und donnernd kamen weitere Blöcke herab, begleitet von Trümmern und Splittern, die die Bahn so hoch anfüllten, daß die Reisenden nur mit genauer Not dem Verderben entrannen. Um eine sichere Wirkung zu erzielen, hatten die Wilden zuvor eine Anzahl Blöcke von der Plattform herbeigerollt und dann gleichzeitig hinabgestoßen. Ein ferneres, ähnliches Verfahren stand zu erwarten, erforderte aber Zeit. Die Gefährten benutzten daher die kurze Pause zur schleunigen Fortsetzung ihrer Flucht, und wohlbehalten erreichten sie die Mündung der Rinne, wo die Seitenwände selbst sie gegen den Steinregen schützten. Eine zweite Pause genügte ihnen, ganz in die Schlucht hinabzusteigen, und als die von dem

geheimnisvollen Mexikaner in ihren Bewegungen geleiteten Tontos zum letztenmal ihren unwiderstehlichen Angriff erneuerten, da befanden sie sich längst außerhalb des Bereiches der Gefahr.

Fünftes Kapitel.

Das Testament des Fallenstellers.

Indem Garza mit erstaunlicher Ortskenntnis führte und der hindernisreiche Weg sich schnell vor ihnen senkte, schienen die kolossalen Steingebilde ringsum zu wachsen und sich in alle nur denkbare kühne Formen hineinzufügen. Tiefer und tiefer hinab ging es, und weiter entfernte der sonnige blaue Himmel sich von den vier Abenteurern. Wohin das Auge in dem furchtbaren Labyrinth sich wenden mochte, überall traf es auf Sandsteintrümmer, im unwiderstehlichen Anprall wütend schäumender Wassermassen übereinander getürmt, oder wie von der Hand eines Sämanns auseinander gestreut. Nirgends eine Spur organischen Lebens; kein grünender Zweig, kein Grashalm. Selten ein verkümmerter Kaktusstrauch, der hoch genug Wurzel geschlagen hatte, um nicht von den zeitweise vorbeischäumenden Regenfluten fortgespült zu werden. Rastlos trieb es die Reisenden vorwärts, rastlos Stunde auf Stunde. Kaum daß sie sich Zeit gönnten zum kurzen Mahl. Sie sehnten sich, das Tageslicht wieder in unbegrenzter Klarheit zu begrüßen, die stille Abgeschiedenheit flößte ihnen Grauen ein.

Garza befand sich einige Schritte voraus, als er plötzlich stehen blieb und niederwärts deutete, wo der Weg nach einem jähen Absturz von etwa vierzig Fuß seine Fortsetzung in der Tiefe fand."

„Hier ist die Grenze," kehrte er sich Hilger zu, „die Grenze, bis wohin ich Euch zu führen versprach. Was ich versprach, ich habe es gehalten. Aber die Tontos lauern auf unserem Wege. Wir dürfen nicht zurück. Doch einen anderen Pfad

kenne ich, ihm müssen wir folgen. Den Argalis ist er bequem und den Eidechsen. Die Füße meiner Freunde werden dagegen oft nach einer Stelle suchen, die sie aufzunehmen vermag."

„So segne Gott die Tontos in ihrem Elend," versetzte Hilger tief aufatmend, „denn dringen wir jetzt weiter vor, so verdanke ich der wilden Horde die Lösung eines Rätsels, um das sonst wohl noch Jahrhunderte lang ein undurchdringlicher Schleier gehangen hätte. Vorwärts denn ohne Säumen; bietet Euren ganzen Scharfsinn auf, junger Mann; zeigt Euch des langhalsigen Vogels auf Eurer Schulter würdig, desselben Vogels, den ich hier auf dem Stein trage."

Garza lächelte in seiner stillen Weise, indem er einen flüchtigen Blick auf Hilgers Hand und den Siegelring warf, dann trat er auf den äußersten Rand der den Absturz begrenzenden, offenbar hohlliegenden massiven Steinplatte, und hart an der Seitenwand niederkniend, lehnte er sich so weit über, daß er unter sie zu blicken vermochte.

„Ein böser Weg," meinte er darauf, ohne sich zu erheben, „nur für einen Mann stark genug. Ich werde vorausgehen. Einzeln mögt Ihr folgen."

Die Büchse zurücklassend, schwang er sich leicht über den Felsrand, und als die Gefährten ihm nachspähten, entdeckten sie, daß er eilfertig auf einer aus zwei langen Pfählen und mittels zäher Weiden und Bast befestigten Querhölzern bestehenden zerbrechlichen Leiter niederstieg. So erreichte er einen Vorsprung, von dem eine zweite Leiter so weit niederführte, daß er das zackige Gestein als Treppe bis ganz hinunter benutzen konnte. Verhältnismäßig leicht gelangten Hilger und Constanz zu ihm hinab. Das Gepäck und die Waffen ließ Juan an seinem Lasso nieder, er selbst folgte schnell, und als sei ein großes Versäumnis einzuholen gewesen, drängte Hilger allen voraus einer Biegung des unterirdischen Ganges zu, von der aus er das bereits von der Platte aus bemerkte Bild deutlicher zu überblicken hoffte.

Eine seltsame, seine kühnsten Erwartungen übersteigende Aussicht öffnete sich daselbst. Die Schlucht erweiterte sich zu

einem umfangreichen Becken, das von kolossalen Sandsteinfelsen eingeschlossen wurde. Über diese hinaus aber ragten in der Entfernung weniger englischer Meilen in der vollen Erhebung des Hochlandes gigantische Plateaus mit senkrechten Wänden, alle geschmückt mit denselben horizontalen grellfarbigen Schichtstreifen, wie die Reisenden solche zur frühen Morgenstunde bereits an den sie umringenden Höhen beobachteten. Durch das breite Tor, auf das sie kurz zuvor nur einen flüchtigen Blick geworfen hatten, sahen sie auf eine dahinter liegende Felswand, das rechte Ufer des Colorado, die sich offenbar ohne Unterbrechung von der äußersten Plateauhöhe bis zu dem Strome, also über einen Höhenunterschied von über sechstausend Fuß hinabsenken mußte. Hilgers Mutmaßungen, begründet auf Vergleichen mit früheren Beobachtungen, erhielten ihre Bestätigung durch ein eigentümliches zitterndes Summen, das aus dem Mittelpunkt der Erde hervorzudringen schien und sich mehr durch das Gefühl, als das Gehör dem Beobachter bemerklich machte.

In seiner stillen Bewunderung wurde Hilger durch die neben ihn hintretenden Gefährten unterbrochen.

„Hört Ihrs," redete er sie alsbald an, „hört Ihr, wie das Wasser in bodenloser Tiefe zwischen den Felsen hindurchbrandet?" Dann besonders zu Constanz: „Was ist der Anblick jener himmelanstrebenden Wälle im Vergleich mit den Bildern, die hinter ihnen verborgen liegen! Welche Szenerien müssen den Lauf eines Stromes charakterisieren, der mindesten sechstausend Fuß unterhalb seiner Uferränder in einem engen Felsenbett einherschäumt! Ach, wer die Schwingen eines Adlers besäße! Wer nur einmal hineinzuschauen vermöchte in dieses furchtbare Labyrinth! Wer nur ein einziges Mal seine Ahnungen mit einer unbeschreiblichen Wirklichkeit vergleichen dürfte! Und hier sollen Völker gewandert sein? Hier, wo der einzelne Mensch so verloren — noch verlorener ist, als im schwanken Boot auf dem endlosen Ozean? Nimmermehr! Meine Aufgabe ist erfüllt. Von seiner Mündung, oder vielmehr der des sich in ihn ergießenden Gila bis hinauf zu seiner Geburtsstätte, den Felsengebirgen, bieten der Colorado und sein Stromgebiet

eine Schranke, die zu überschreiten nur mit den Hilfsmitteln der Jetztzeit möglich wäre. Bleibt mein Sehnen nach einem Blick in die geheimnisvolle Welt da drüben auch ungestillt, so sind doch meine letzten Zweifel betreffs der Richtung jener alten Völkerwanderungen gehoben."

Er neigte das Haupt, wie in Andacht versunken. Constanz, den er durch seinen Enthusiasmus mit fortgerissen hatte, stand ergriffen neben ihm, während Juan und Garza leise miteinander über die Fortsetzung ihrer Reise berieten.

Da störte eine gellende Stimme sie in ihren Betrachtungen; als sie hinüberblickten, bemerkten sie in der Entfernung einiger Hundert Schritte einen Indianer, der im Äußern sich nur wenig von den Tontos unterschied. Auf einem Felsen stand er in gleicher Höhe mit ihnen, aber getrennt durch tiefe Spalten.

„Yampai," beruhigte Garza, sobald er gewahrte, daß seine Gefährten zu den Waffen griffen, „ebenfalls schlechte Hunde, aber nicht feindselig," und die Führung wieder übernehmend, bog er seitwärts, wo der zusammenhängende Felsenboden ihm einen sicheren Weg bot. Bald darauf einen Absturz von verhältnismäßig geringer Tiefe erreichend, wies er hinab, wo ein etwa dreißig Fuß breiter Fluß sein Wasser eilfertig dem Felsentor zutrug. Zu beiden Seiten des Flusses traten die Felsen zurück und ließen schmale Streifen angeschwemmten Erdreichs frei, auf denen mehrere indianische Hütten inmitten kleiner Maisfelder sich erhoben. Mehr abwärts drängte der Fluß sich wieder in eine Schlucht hinein, von wo aus er sich durch das Felsentor hindurch kopfüber in den schäumenden und unwirsch an den Grundfesten seiner hohen Ufer nagenden Colorado hinabstürzte.

„Also auch hier leben Menschen," fand Hilger zuerst wieder Worte, „hier in tiefer Abgeschiedenheit und von der übrigen Welt getrennt durch unübersteigliche Grenzen."

„Yampais," erklärte Garza dienstfertig, „die Felder liefern ihnen Mais, das Wasser trägt ihnen Fische zu, und oft genug mag ein Yampaipfeil die Weichen eines Bergschafes finden. Sie sind glücklich: die Navahoes sind nicht ihre Nachbarn."

Er rief in einer fremden Sprache einige Worte zu dem lauernden Indianer hinüber.

Dieser gab ein abwehrendes Zeichen, das er mit einigen unartikulierten Lauten begleitete.

„Sie haben uns längst entdeckt und beobachtet und flüchteten in die Felsenspalten," erklärte Garza. „Sie wehren uns, ihr Tal zu betreten. Wir sollen umkehren, verlangen sie."

„Keine gute Nachricht," nahm der schwarze Juan das Wort, „und es fragt sich nur, mit wem wir am leichtesten fertig werden: mit den Tontos, indem wir umkehren, oder mit den Yampais und Hualpais, indem wir mit Gewalt den Durchgang durch ihr Gebiet erzwingen"

Wiederum rief Garza der indianischen Schildwache einige Worte zu, und wiederum folgten abschlägige Zeichen.

„Wir müssen an diesem Wasser hinauf," sprach Garza zu seinen Freunden, „auf keinem anderen Wege gelangen wir zu den Zunis. Die Yampais sind blind; sie wissen nicht, wie weit die Kugeln der Weißen reichen." Dann noch einen kurzen Ruf an die Schildwache, die blitzschnell verschwand, und stromaufwärts schreitend, erreichte er nach kurzer Zeit eine Stelle, auf der er seinen Gefährten voraus hinabzusteigen vermochte.

Kaum hatten alle unten festen Fuß gefaßt, als Garza beide Hände an den Mund legte und mit heller Stimme eine letzte Aufforderung nach den Hütten hinübersandte.

Ein wildes Hohngeschrei, war die Antwort.

„Wir mögen unsere Augen offen halten," riet der junge Moqui, und bog in einen hart am Uferrande hinlaufenden Pfad ein, „Frieden bot ich ihnen an; sie schlugen ihn aus. Ich hatte vergessen, daß sie und ihre Nachbarn, die Hualpais, es waren, die den mutigen Rob Heron hinterlistig verwundeten. Und manchen Sack Mehl trug er ihnen zu, um ungestört an diesem Ufer seine Fallen zu stellen. Wollen sie's nicht anders nun, unsere Büchsen sind sicher — ha, die verräterischen Hunde!" rief er aus, als er, rückwärts schauend, eine scheinbar dem massiven Gestein entsteigende schmale Rauchsäule entdeckte, „seit dem frühen Morgen sind wir von ihnen belauert worden; der Wind trug ihnen den Schuß zu, der dem elenden

Tonto das Leben kostete. Sie rufen die Tontos und Hualpais herbei, um sich mit ihnen in unsere Decken zu teilen. Haltet Euch fertig; lange mag es nicht dauern, bis unsere Büchsen mit ihnen sprechen müssen."

Über die Reisenden kam ein peinliches Gefühl der Ohnmacht. Gegen den Moqui hegten sie zwar kein Mißtrauen, allein aus der Art seines Verkehrs mit jenen, auch den leisesten, menschlichen Regungen unzugänglichen Wilden leuchtete hervor, daß im Falle der äußersten Not er sich nur von ihnen zu trennen brauchte, um nicht nur gesichert zu sein, sondern sogar gastlich begrüßt zu werden. Außerdem aber neigte die Sonne sich dem Westen zu, und es war vorauszusehen, daß im glücklichsten Falle sie mindestens eine Nacht in der furchtbaren Felsenwildnis zuzubringen haben würden. Doch die Befürchtungen, die sie hegten, gelangten kaum zur Sprache; dagegen beschleunigten sie ihre Schritte, indem sie der gefährlichen Nachbarschaft zu entkommen und einen möglichst weiten Vorsprung zu gewinnen suchten.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang verließen sie den über Felsengerölle ihnen entgegenschäumenden Strom. Als sie dann in eine von gigantischen Wänden gebildete Spalte einbogen, dehnte sich graue Dämmerung vor ihnen aus.

Nach mühevoller Wanderung bergauf traten sie wieder in eine breitere Schlucht. Zugleich fielen ihre Blicke auf eine Quelle, die dem nackten Gestein entspringend, ein kleines natürliches Becken füllte. Zu ihr hinauf führte ein unsicherer, aus zackigen Vorsprüngen bestehender Weg. Diesen ersteigend, betraten die vier Gefährten eine Art Höhle, die dadurch entstanden war, daß in unberechenbaren Zeiträumen das Wasser das zunächstliegende Gestein durchdrungen, zermürbt und dann in die Schlucht hinabgesandt hatte Von Menschenhänden war darauf der nachgiebigere Boden geebnet worden, wogegen die in den Felsen sich hineinsenkende Deckplatte noch immer ihre ursprüngliche Form zeigte, nur daß Rauch sie geschwärzt hatte. Mochten nun Eingeborene oder weiße Jäger hier gehaust haben: bei dem nie versiegenden Wasservorrat hatten sie sich in dem Felsennester einer erträglichen Sicherheit erfreut.

Hilger warf einen prüfenden Blick um sich.

„Wir werden hier übernachten?“ fragte er offenbar nicht unzufrieden.

„Und zwar so sicher“, versetzte Juan, „als schaukelten wir uns in Santa Fé auf ner luftigen Veranda in einer Hängematte von Agavefasern.“

„Sicher genug,“ pflichtete Garza mit eigentümlich sinnendem Ausdruck bei, „ein verwundeter Jäger hielt auf dieser Stelle die Hulapais so lange fern, bis er seinen letzten Atem ausgehaucht hatte; und auch dann fürchteten sie noch, daß seine Büchse ihn rächen würde,“ wobei er sein Gewehr bezeichnend emporhob.

„Also hier starb Euer Vater,“ fragte Hilger gespannt, „hier ist es, wo er die Zeichen in das Gestein schnitt?“

„Die steile Wand schleppte er sich herauf,“ bestätigte der junge Moqui, „nachdem die Hualpais ihm einen Pfeil zwischen die Schulterblätter geschossen hatten. Als wir ihn fanden, hatte er schon mehrere Wochen hier gelegen. Er war von den Verrätern entkleidet worden. Das Herz hatten sie ihm aus der Brust gerissen, um Mut daraus zu zehren. Den von der Luft gedörrten Körper vermauerten wir in eine Felsenspalte, wo kein Wolf, kein Tontohund ihn stört. Zwölf Winter zählte ich damals; aber in meinen Händen trug ich Steine herbei; ich selbst verstopfte die Fugen. Meines Vaters Büchse tauschten Freunde für mich zurück.“

„Aber die Inschrift, Knabe, die Inschrift,“ fuhr Hilger dringender fort, „die Zauberbilder, zeigt sie mir.“

Garza kehrte sich dem Innern der Höhle zu. Indem die Deckplatte sich in den Felsen hineinsenkte und mit der Bodenplatte in der Entfernung von höchstens fünf Ellen zusammenstieß, verengte sich der Raum so sehr, daß dessen Ende nur in liegender Stellung erreichbar war. Die Dämmerung, draußen erzeugt durch die Schatten der Felswände, verdichtete sich im Hintergrunde der Höhle zur Dunkelheit.

„Es fehlen Euch die Augen des Luchses,“ bemerkte der Moqui nachdenklich, „doch ich kann Euern Blick verschärfen,“ und die Büchse an die Wand lehnend, eilte er in die Schlucht

hinab. Nach kurzer Abwesenheit kehrte er zurück, den Arm beladen mit wunderlich geformten Skeletthölzern verwitterter Kakteen, die, durch Regengüsse von der Hochebene herabgetragen, bald hier, bald dort, gestrandet waren. Durch ihre merkwürdige Härte eigneten sie sich besonders zu einem rauchlosen Feuer, und nur wenige Minuten dauerte es, bis unter Garzas kundigen Händen Flammen emporschlugen und bis in die entferntesten Winkel hinein ausreichende Helligkeit spendeten.

Hilger legte sich nieder, und nun erblickte er vor sich, mittels eines spitzen Messers tief in den nachgiebigen Sandstein eingeschabt, das etwa handgroße Bild eines Reihers genau in derselben Zeichnung, wie der auf Garzas Schulter tätowierte Vogel. Unterhalb des Reihers befand sich, in gleicher Weise hergestellt, ein Kreuz mit mancherlei Schnörkeln, das gekrönt wurde von folgenden englischen Worten: „Rob Heron, gest. im Herbst des Jahres 1862. Ein Hualpai-Hund hat's getan. Oben in der Deckplatte ist eine Spalte. Ein Kreuzschnitt bezeichnet die Stelle, auf der ich mein Testament verbarg."

In fieberhafter Erregung griff Hilger nach einem Feuerbrand und leuchtete damit an der Deckplatte hin, wo mehrere Spalten im Gestein sich kreuzten. Auf einer von ihnen entdeckte er endlich eine kaum erkennbare Zeichnung, die aus zwei über die Spalte hin sich kreuzenden unregelmäßigen Strichen bestand.

„Hier ist's, ja, hier ist's," rief Hilger aus, sobald er sich überzeugt hatte, daß er sich nicht täuschte, und eifrig zog er Hammerbeil und Messer hervor, während Garza ihm leuchtete.

Nach langem Mühen hielt er endlich ein dünnes, für die Spalte berechnetes Paketchen von ungefähr sechs Zoll im Geviert in der Hand.

Niederkniend öffnete Hilger das Paket. Langsam rollte er einen Lederstreifen ab, als endlich die letzte Windung auseinanderfiel, glänzte seinen erstaunten Blicken ein goldener Siegelring entgegen, der durch ein schmales Riemchen mit einem zusammengeklappten Stück steifen Leders vereinigt worden war.

Hilger löste den Ring von dem Leder und betrachtete ihn tief ergriffen. Beide Ringe, der an seiner Hand und dieser hier vor ihm glichen sich auf ein Haar. Offenbar uralt, trug

letzterer nicht nur auf dem Stein das Bild des Reihers, sondern auch seine Form war eine solche, daß er als ein Schwesterring von dem Hilgers nicht zu verkennen war. Hilger war so bestürzt, daß er den eigenen Augen nicht traute. Schweigend reichte er seinen Fund Constanz, der ihn dem schwarzen Juan und Garza zeigte. Diese hatten seit dem vorigen Tage den Reiher so vielfach nennen gehört, daß ihr Erstaunen kaum geringer war, als das Hilgers. Dagegen erschien befremdend, daß der Moqui, obwohl er das Bild auf dem Stein freudig begrüßte, kein Zeichen des Wiedererkennens gab, also ebenfalls den Ring heute zum erstenmal zu sehen schien.

„Fast unheimlich ist mir dies wunderbare Zusammentreffen," fand Hilger endlich Worte; „wie kam der Ring in die Hände jenes verschollenen Jägers, ein Ring, der augenscheinlich aus der Werkstatt desselben Meisters hervorgegangen ist, wie dieses, mein eigenes Erbstück?"

Sinnend schlug er das Pergamentleder auseinander. Die Innenseite war glatt wie Papier und mit einer Schrift bedeckt, bei deren Abfassung eine ungeübte Hand offenbar mit allen Hindernissen kämpfte, die aus mangelhaften Schreibmaterialen entsprangen. Die Buchstaben waren mühsam mit einer Nadel oder Messerspitze in die Narbe des Leders geritzt und danach mit angefeuchtetem Ruß oder Schießpulver eingerieben worden, welchem Verfahren dann eine behutsame Säuberung gefolgt war. Denn die Buchstaben zeichneten sich deutlich in mattem Schwarz aus, während das Leder seine ursprüngliche gelbe Farbe zurück erhalten hatte.

„Rob Heron ist mein Name," las Hilger die seltsame Schrift laut vor, „die Moquis nennen mich Garza. Möge der Entdecker dieser Schrift ein Christ sein und die letzten Wünsche eines Toten ehren. Meine Frau ist eine Moquiindianerin. Garza heißt mein junger Sohn, Ojo Azul meine kleine blondlockige Tochter. Sie sind noch sehr jung — denn im späten Alter erst nahm ich mir ein Weib — was ich selbst wußte, und viel war's nicht außer etwas Spanisch und Englisch, habe ich sie gelehrt. Meine Frau wird mich schwerlich lange überleben; sie wird sterben vor Gram und Sehnsucht, die treue Seele.

Meine Kinder werden bei den Moquis bleiben und glücklicher sein, als draußen in der Welt. Wer dieses findet, möge meine Kinder aufsuchen. Sind sie tot, dann deren Nachkommen — denn hundert Jahre mögen vergehen, bevor ein des Lesens Kundiger diesen Winkel betritt. Der Ring gehört meinem Sohne, dem Ältesten meines Stammes. Ich trug ihn so lange verborgen auf meinem Körper, um die Raubluft der Wilden nicht zu wecken; auch erinnerte er mich zu sehr daran, daß ich mich an meinen Eltern verging. Aber es geschah nicht aus bösem Herzen. Ich folgte nur meiner Natur. An den Ring mit dem Vogel knüpfen sich viele Sagen. Meine Kinder und deren Nachkommen sollen nie versäumen, ihren Kindern den Reiher, also ihren Namen auf die Schulter zu tätowieren. Wozu es gut ist, ich weiß es nicht. Vielleicht Aberglauben. Allein mir wurde es so anbefohlen von meinem Vater, der mir selber den Vogel einätzte, und darum soll sein Wille heilig gehalten werden. Das ist mein Testament. Will der Finder dieser Schrift ein Übriges tun, so möge er Wort senden oder selber tragen nach der Insel Nantucket, Massachusetts. Vielleicht, daß dort jemand nach mir fragt; sonst nach Schottland, der Grafschaft Argyle am Atlantischen Ozean. Zwölf Meilen nördlich von dem Städtchen Oban liegt ein Fischerdorf; ist auch dort der Name Heron vergessen, so ist alles vorbei und vergeblich. — Ein verräterischer Hualpai schoß mir einen Pfeil tief in den Rücken, und daß ich ihm den Schädel zerschmetterte, fördert die in meinem Körper steckende Steinspitze nicht wieder zu Tage. Nun bin ich zu Ende. Der Herrgott, der mich so lange beschützte und einen rechten Mann und Jäger aus mir machte, wird schon für meine Seele sorgen. Gute Nacht. Morgen um diese Zeit bin ich tot; länger kanns nicht dauern. Ein Wunder, daß ich noch so alt geworden bin. Gute Nacht noch einmal. Mein Segen über Weib und Kind; mein Segen über alle Moquis; sie waren treue Freunde und Verwandte und rieten mir oft genug, nicht zwischen den schurkischen Hualpais Fallen zu stellen. Wer kann gegen seine Natur wirken? Schade um meine Büchse, die den Moquis verloren geht; sie hat manchen Navahoe heimgeschickt. Gute Nacht."

„Habt ihr verstanden, Garza?" fragte Hilger erregt, dem jungen Manne das Pergament und den Ring einhändigend. „Habt ihr verstanden, was Rob Heron, Euer mutiger Vater, aus seinem Grabe zu Euch spricht?"

Garzas Augen, die, so lange Hilger las, mit unverkennbarer Bewunderung an dessen Lippen gehangen hatten, erhielten einen schwärmerischen Ausdruck, und unwillkürlich bediente er sich der indianischen bilderreichen Vergleiche, indem er antwortete: „Ich verstand es; ich kenne seine Sprache; sie klingt freundlich, wie der Lockruf der gekrönten Wachtel. Keins seiner Worte soll vergessen werden."

„Den Ring möchtet ihr nicht verkaufen?" fuhr Hilger fort.

„Mein weiser Freund fragt nicht im Ernst," gab der junge Moqui ruhig zurück, „was will er mit zwei Ringen? Ist einer nicht genug? Steckt beide in eure Kugeltasche und zieht einen hervor und sagt, ob es der Eurige oder der des toten Rob Heron ist."

Hilger reichte ihm die Hand.

„Eine müßige Frage," entschuldigte er sich, „denn ich konnte wissen, daß das letzte Andenken eines Vaters seinem Sohne unveräußerlich sein würde."

„Das Leder mit den wunderbaren sprechenden Zeichen," nahm Garza in seiner eigentümlich schüchternen Weise wieder das Wort, „Ihr mögt es behalten, denn es hat keinen Herrn. In meiner Hand wäre es ein vom Frost getötetes Ahornblatt; in der Eurigen ist es großer Zauber. Ihr gehört zur Familie der langhalsigen Vögel und gebraucht's bei Eurem Suchen. Der Reiher gibt's wohl noch viele, zu denen Ihr sprechen möchtet aus dem Munde des toten Heron."

Sinnend betrachtete Hilger den jungen Indianer, der instinktartig seinen Wünschen und Gedanken entgegenkam und dabei in dem beinahe mädchenhaft zarten Antlitz einen so warmen, kindlichen Eifer zur Schau trug. Er lächelte ihm dankbar zu und wollte noch einige Worte hinzufügen, als Garza plötzlich bis auf den äußersten Rand der Felsplatte vortrat, sichtbar gespannt in die Schlucht hinablauschte und dadurch die Reisenden wieder an ihre gefährliche Lage erinnerte. Der schwarze Juan folgte seinem Beispiel. So ver-

strichen mehrere Minuten; dann warf Garza sich nieder, und den Kopf weit vorstreckend, spannte er seine scharfen Organe in erhöhtem Grade an.

„Sie kommen," kehrte er sich endlich den Gefährten wieder zu, „es sind ihrer viele; zu viele, um uns zeigen zu dürfen. Das Feuer muß getötet werden. Nicht eintauchen, fügte er dringend hinzu, als er gewahrte, daß Constanz im Begriffe war, einen der flackernden Brände in der Quellenrinne zu ersticken, „sie werden unten trinken, und die Zunge verrät ihnen, daß hier oben Menschen weilen."

Er sprach noch, da hatte Juan seine Feldflasche über der kleinen Feuerhöhle ausgeleert, daß die letzten Kohlen zischend erloschen und gleich darauf die kleine Dampfsäule unter der Decke zerrann. Dann legten sich alle nieder, die Waffen neben sich, daß sie nur danach zu greifen brauchten, um kampfbereit zu sein.

Der Abend war vollständig hereingebrochen. Am Himmel funkelten die Sterne. Der Mond war aufgegangen und wirkte in den oberen Luftschichten. In den Schluchten dagegen herrschte Finsternis, die nur ein an die Dunkelheit gewöhntes Auge zu durchdringen vermochte. Zu der Dunkelheit gesellte sich lautlose Stille, erhöht durch den Mangel an jeglichem Tierleben.

Die Reisenden hatten ihre Blicke auf den Punkt gerichtet auf dem sie selbst aus dem Kluftgang auf die Schluchterweiterung getreten waren. Was Garza mit geübterem Ohr längst entdeckte, das unterschieden auch seine Gefährten endlich in lang anhaltendem Lauschen: stoßweises, gedehntes Summen, zu dem durch die wunderbare Akustik der gewundenen Spalte jedes laut gesprochene Wort verstärkt wurde.

Da tauchte in dem schwarzen Schatten ein Feuerauge auf, das, rastlos hin- und herschwingend, dennoch eine bestimmte Richtung verfolgte.

Zum Verständnis stießen die Reisenden sich gegenseitig an. Sie kannten die Sitte der die Coloradotäler und angrenzenden Wildnisse bevölkernden Eingeborenen, die mangelnden Mittel zur schnellen Feuererzeugung dadurch zu ersetzen, daß sie an-

gekohlte und glimmende Holzstücke vom eisenharten Mezquitbaum mit sich führten.

Das rastlose Feuerauge näherte sich unterdessen der Quelle. Knirschen des Sandes unter hartsohliger Fußbekleidung wurde vernehmbar, hin und wieder ein gurgelnder Laut und geheimnisvolles Wispern, und vor den spähenden Blicken entwickelte sich eine lange unförmliche Schlange, die, dem schwarzen Gestein entschlüpfend, sich quer über die Schluchterweiterung wand. Der Kopf der Schlange mit dem Feuerauge war längst vor der Quelle angekommen, als der schattige Leib sich noch immer aus der Spalte hervordrängte.

Gleich darauf ertönte das Plätschern herauf, mit dem einer nach dem andern mit hohler Hand aus dem Becken schöpfte. Das Drängen wurde begleitet von unterdrücktem Lachen, Keifen und unwilligem Knurren, das aus keiner menschlichen Brust hervorzudringen schien. Endlich stieß einer der zuletzt Eintreffenden einen Fluch aus und suchte sich in spanischer Sprache einem Wilden verständlich zu machen, der offenbar Gelegenheit gefunden hatte, seinen sehr dürftigen Wortschatz durch einige mexikanische Redensarten zu bereichern.

„Ich sage dir, Hund von einem Tonto," hieß es unwirsch, „säumen wir bis Sonnenaufgang, so ist es zu spät. Und wäret Ihr Euer Fünfhundert, so besäßet ihr Schurken alle zusammengenommen nicht den Mut, 'nen einzelnen, mit 'ner Büchse bewaffneten Mann am hellen Tage im Freien anzugreifen!"

„No, no, no!" schnatterte der Tonto, der nur einzelne Worte begriffen hatte, „mich selber töten viele Weiße — mich groß und viel stark — mich wollen viele, viele Decken, Haufen Decken."

„Für den Skalp des braunen Mexikaners, ja," willigte ersterer ein, „aber hängen will ich, bestreue ich dir und deinem ganzen Gelichter den Mezcall nicht mit Arsenik, laßt Ihr einen der Gesellschaft entschlüpfen, um mir demnächst den Teufel auf den Hals zu jagen."

„Bueno, bueno," gurgelte der Tonto wieder, „Tonto Capitano mucho bueno. Schlafen hier—viel Wasser—schlafen und dann umbringen viele Weiße."

Aus dem nunmehr folgenden Geräusch errieten die Lauschenden, daß der rätselhafte Weiße die tierähnliche Horde mit Fußtritten von der Quelle forttrieb, eine Behandlung, die besser verstanden wurde, als die vorhergegangenen Reden. Denn bei der Quelle wurde es allmählich still, während die grunzenden Töne der eigenwilligen Gesellen und der Schall ihrer Füße weiter aufwärts in der Schlucht erstarben.

Durch den Moqui gewarnt, rührten Hilger und seine Gefährten sich nicht von der Stelle. Nach einigen Minuten begann es denn auch wieder in der Tiefe einherzuschlüpfen, zu kichern und in unterdrückten Tönen zu schnattern. Eine Anzahl Tontos hatte sich heimlich von dem Haupttrupp abgesondert und war an die Quelle zurückgekehrt, um da zu übernachten. Auch eins der Feueraugen gesellte sich zu ihnen, und lange dauerte es nicht, bis gerade unterhalb des Felsennestes und hart neben dem Quellbecken ein kleines Feuer aufflammte und in geringem Umkreise mäßige Helligkeit verbreitete.

Es mochte ein Dutzend Wilder sein, die sich auf diese Weise häuslich einrichteten, lauter verkommene Gestalten in Lederfetzen, mit scheußlichen dunkelbraunen Physiognomien und einem Haarwuchs auf den mißgestalteten Köpfen, der, wirr und strähnig, an das sagenhafte Medusenhaupt erinnerte. Sie glichen, zumal bei der rötlichen Beleuchtung, einer Gesellschaft riesenhafter Kröten, die dort zusammengekommen waren, um das Quellwasser zur Erzeugung von Morast zu verwenden und sich drinnen zu wälzen.

Es unterlag keinem Zweifel, daß die Tontos damit umgingen, bei der Quelle den Anbruch des Tages zu erwarten. An ihnen unentdeckt vorbeizuschleichen, wäre unmöglich gewesen. Außerdem aber wären die Reisenden dadurch zwischen zwei Trupps von Feinden geraten, deren genaue Kenntnis des zerrissenen Bodens neben ihrer unglaublichen Gewandtheit im Klettern ihnen ein zu großes Übergewicht über sie eingeräumt hätte. Die Mühen und Entbehrungen der beiden letzten Tage hatten sie ohnehin erschöpft; ihre Körper bedurften der Ruhe und der Erquickung, sollten ihre Kräfte bei der Fortsetzung der beschwerlichen Wanderung nicht erlahmen. Da

nun im Hintergrunde der Höhle das Geräusch der ein elendes Gastmahl feiernden Wilden nur als dumpfes Gemurmel zu unterscheiden war, so durften die daselbst Rastenden zuversichtlich darauf rechnen, daß sie bei einiger Vorsicht unentdeckt blieben. Bis auf Garza, der die erste Wache übernahm, gaben sich alle der Ruhe hin. Auch die Tontos rückten vor dem Feuer zum Schutz gegen die nächtliche Kälte in einen scheußlichen Klumpen zusammen. Dann wurde es so still, daß das geisterhafte Summen der fernen stürzenden Wasser in den Vordergrund trat.

Sechstes Kapitel.

Im Felsennest.

Die Nacht schritt vor. Der Mond stieg höher. Lichtfelder und seltsame Schattenbilder wechselten auf dem starren Gestein. An Stelle des Moqui hatte der schwarze Juan die Wache übernommen. Weder dieser noch jener entdeckte irgend etwas Beunruhigendes. Der Osten rötete sich und sandte seinen träumerischen Schein bis zum Zenit hinauf, der Mond und die Sterne erblichen. Die Gäste der Höhle ermunterten sich; die Tontos dagegen schienen bis in die Ewigkeit hinein schlafen zu wollen. Die Kälte hatte ihre Leiber erstarrt; lange dauerte es, bis einer über sich gewann, Kaktusskelette herbeizuschleppen und über den dürftig glimmenden Kohlen ein neues Feuer zu erzeugen. Plötzlich verstummte ihr Geschnatter, und argwöhnisch lauschten sie die Schlucht aufwärts und abwärts. Zugleich ergriffen sie Köcher und Bogen, um sofort entfliehen zu können. Die Männer in dem Felsennest beobachteten sie mit atemloser Spannung. Da bog hinter der oberen Biegung ein Tonto hervor, der vollen Laufs auf die Quelle zustürzte und beim Anblick der Genossen eine kurze Bemerkung vorausschickte, worauf sie sich ohne Säumen dem flüchtigen Genossen anschlossen. Nur einer blieb zurück, und als jene in der bekannten

„Ich spreche für mich selber", versetzte diese, und aus den Falten ihres Rockes eine Hand voll Körner hervorziehend, streute sie diese den Truthühnern hin, worauf sie den Kopf des Adlers leise strich, „in Oraibe bin ich geboren, in Oraibe will ich bleiben." (S. 75.)

Felsspalte verschwanden, kletterte er mit der Gewandtheit eines Eichhorns nach dem Felsennest hinauf. Juan erriet indessen kaum seine Absicht, als er ein Zeichen gab, worauf Hilger, Constanz und Garza sich bis in den äußersten Winkel der Höhle zurückzogen.

Dreiviertel des Weges legte der Tonto mit unverminderter Eile zurück. Dort aber, wo ein Felsvorsprung ihm notdürftige Deckung gewährte, blieb er stehen. Ein Weilchen spähte er argwöhnisch die Schlucht aufwärts. In demselben Augenblick aber, in dem er sich wieder umkehrte, fiel des schwarzen Juan Schlinge um seinen Hals, gleichzeitig fühlte er sich auch zu Boden gerissen und sah er ein Jagdmesser über seinem Gesicht blitzen.

So gewandt Juan seine Bewegungen auch ausgeführt hatte, er konnte doch nicht verhüten, daß ein kurz abgebrochener Schrei seines Gefangenen in die Schlucht hinabdrang, doch er verstummte auch sofort wieder, denn in dem instinktartigen Gefühl, dadurch seine Rettung zu bewirken, verhielt der Tonto sich fortan vollkommen regungslos.

„Schont ihn, schont ihn!" flüsterte Hilger dem finsteren Mexikaner zu.

„Trüge es zu unserm Entkommen bei," gab dieser zurück, „dann sollte nichts in der Welt mich hindern, es kurz mit ihm zu machen; allein wir gebrauchen ihn noch. Ist Euch aber darum zu tun, daß auch nur einer von uns den Schlupfwinkel lebendig verläßt, so rührt Euch nicht, mag kommen, was da wolle."

Mit einer seinen breiten Schultern entsprechenden Kraft warf er, ohne indessen die Schlinge zu lösen, den Tonto herum, und schob ihn dann so weit nach vorn, daß sein Kopf über die Felsplatte hinausragte, er also beim Eintreffen der Stammesgenossen sogleich von diesen bemerkt werden mußte. Juan selbst legte sich etwas weiter zurück neben ihn, erst dann die Schlinge lockernd, nachdem er ihm die Spitze seines Messers oberhalb der Hüfte so fest auf die Seite gestellt hatte, daß sie die Haut ritzte.

Mit der Schlauheit des Fuchses erriet der Tonto, daß ihm obliege, seine Anwesenheit in dem Felsennest kund zu tun.

Die infolge des Aufschreis herbeieilende Horde war denn auch seiner kaum ansichtig geworden, als der eine und der andere ein Gespräch mit ihm anknüpfte, auf das der schlaue Tonto gewandt im Sinne einging.

Die wilde Gesellschaft hatte ihren Durst an der Quelle gestillt und schickte sich an, ihren Weg fortzusetzen, als der sie in ihren Bewegungen lenkende Mexikaner mit seinem Dolmetscher eintraf. Der Anblick des noch rauchenden Feuers versetzte ihn in Wut. Laut fluchend schmähte er auf die Tontoschurken, die dort behaglich rasteten, während er selbst die ganze Nacht hindurch unterwegs gewesen sei. Juan zitterte, während sein braunes Antlitz sich noch dunkler färbte. Der geheimnisvolle Feind, der ihm so unermüdlich nach dem Leben trachtete, befand sich ganz in seiner Nähe, er hätte ihn niederschießen, beinah mit dem Lasso würgen können, und doch durfte er beides jetzt nicht wagen.

Schmähend trieb der Mexikaner die von ihm gedungene Horde zur Eile. Auch an den über die Felsplatte lugenden Gefangenen richtete er durch den Dolmetscher die Aufforderung, sich ihm zuzugesellen, worauf dieser, durch Juans Messer gewarnt, offenbar verneinend antwortete; denn: „So bleibe und sei verdammt!" rief der fremde Mexikaner ihm zu, und die Büchse über die Schulter werfend, schloß er sich der scheußlichen Bande an.

Der Gefangene blickte den scheidenden Genossen nach, bis die letzten im Begriff waren, in die Felsenspalte einzutreten. Hätte er nur noch einige Minuten seine Todesangst zu bekämpfen vermocht, so würden die Reisenden ihren Weg ungestört haben fortsetzen können, während er selbst, wenn auch gefesselt, an der Quelle zurückblieb Als er aber sah, wie alle sich von ihm entfernten, mußte ein Gefühl der Verlassenheit sich seiner bemächtigen, denn die bisher bewiesene Selbstbeherrschung verließ ihn vollständig und von totverachtender Verzweiflung ergriffen rief er mit einem unbeschreiblich klagenden Ausdruck seinen Genossen eine aus wenigen Worten bestehende Bemerkung nach. Ihre Wirkung zeigte sich augenblicklich.

Mit Heulen und Kreischen antworteten die noch sichtbaren Tontos; heulend und kreischend strömten die bereits in der Spalte befindlichen wieder in die Schlucht zurück, während wohl ein Dutzend brauner Gestalten zu beiden Seiten an den Felswänden hinaufkletterte, um aus der Ferne einen Blick in das Felsennest zu werfen.

Der schwarze Juan verfolgte ihre Bewegungen mit dem Ausdruck eines Geiers, der den günstigen Zeitpunkt erspäht, die Fängen in die Weichen der Beute zu schlagen. Sobald er aber einsah, daß die Entdeckung unausbleiblich war, löste er die Schlinge vom Halse des Gefangenen, und als dieser, durch das Wutgeheul der Genossen ermutigt, emporsprang, sandte er ihn durch einen Fußtritt in die Tiefe hinab.

„Zu den Büchsen," kehrte er sich düster seinen Freunden zu, „so lange noch ein Lot Blei in unsern Taschen und ein Korn Pulver in den Hörnern ist, darf keiner die Schlucht überschreiten! Die braunen Schurken laufen wie die Fliegen die Wände hinauf, und gelingt es ihnen, sich uns gegenüber zwischen den Zacken festzusetzen, die ihnen ausreichenden Schutz gewähren, so schicken sie uns mehr Pfeile herüber, als erforderlich wäre, unsern ganzen Fleischvorrat kunstgerecht zu rösten."

Er sprach noch, und im Eifer, das weitere Verhalten der Feinde zu beobachten, war er bis auf den äußersten Rand der Höhle vorgetreten, als aus der Mündung der Felsspalte und zwischen den gedrängt stehenden Tontos hervor mit lautem Knall ein Rauchwölkchen emporwirbelte und gleichzeitig eine Büchsenkugel an seinem Kopf vorbei gegen die Deckplatte schlug und im Abprallen Constanz leicht an der Stirn verwundete.

„Mein bestes Pferd gäbe ich hin, den schurkischen Besitzer jener Büchse nur eine halbe Minute auf gute Lassolänge vor mir zu sehen," verlieh Juan seinem Verdruß Ausdruck, „denn die eine Büchse ist uns gefährlicher, als alle Pfeile der Wilden zusammengenommen. Caramba! Seht, wie sie beraten. Ihren Vorteil kennen sie nicht schlechter als wir. Fürchteten sie nicht, die Blöße zu überschreiten, möchten sie wohl längst drüben zwischen den Zacken wie die Eidechsen umherschlüpfen. Halloh,

Garza, wir müssen ihnen zeigen, daß wir unser Handwerk verstehen, oder sie glauben, wir haben statt der Bleikugeln Kirschkerne geladen! Da den Burschen, der Miene macht, den andern den Weg zu eröffnen, ihn nehmt aufs Korn und macht Eures Vaters Büchse Ehre. Ich selbst behalte unterdessen den Weißen im Auge."

Mit ängstlicher Pünktlichkeit schob Garza die Mündung seiner Büchse um die Ecke der Seitenwand herum. Seine Bewegung war so vorsichtig, daß sie den Tontos vollständig entging; denn mit herausfordernden Sprüngen und Gliederverrenkungen begleiteten sie ihr Geheul und Geschnatter, indem die Kühnsten unter ihnen Schritt für Schritt weit genug nach der Schluchterweiterung hinaufzukommen trachteten, um das gegenüberliegende Ufer in einigen langen Sätzen zu erreichen. Als aber Garzas Schuß ringsum einen donnerartigen Widerhall weckte und sie den Vordersten wie einen aus dem Wasser springenden Fisch hoch emporschnellen und leblos in ganzer Länge auf die Erde hinschlagen sahen, stäubten sie auseinander wie ein Flug Tauben, aus deren Mitte sich der Stößer sein Beutestück holte. Nur einige Sekunden, und kein Wilder war mehr zu sehen. Aus der Spalte aber drang ein Wutgeheul herüber, das weniger starke Herzen, als die in dem Felsennest schlagenden, mit Entsetzen erfüllt hätte.

Hilger und Constanz waren neben Juan auf den Felsenrand getreten. Düster blickten sie zu dem erschossenen Indianer hinüber; düster lauschten sie auf das Ächzen des mit zerschmetterten Gliedern neben der Quelle Liegenden und auf das ersterbende Geheul der scheinbar sich entfernenden Feinde.

„Was ihnen bei Tage nicht gelingt, werden sie unter dem Schutze der Nacht mit Bequemlichkeit ausführen," sprach Hilger sinnend.

„Wenn wir ihnen Zeit und Gelegenheit gönnen," fiel Juan ruhig ein; „der Abend darf uns nicht mehr hier finden — aber sie sind still geworden; Gutes bedeutet das nicht. Die Schurken kennen mehr Gänge und Spalten in diesem Fegefeuer, als ein Ameisenhaufen Röhren aufzuweisen hat. Wir möchten uns gleich auf den Weg begeben, allein mein Leben will ich

beschließen wie der elendste Hualpaihund, wenn da drüben in der Spaltmündung nicht 'ne Büchse auf 'nen guten Schuß lauert; und wo die weilt, sind einige Dutzend der braunen Kröten nicht weit. Doch stärken mögen wir uns für kommende Zeiten. Hallo, Garza, 's liegt dir auf der Seele, den Tonto so säuberlich heimgeschickt zu haben?" wandte er sich an den Moqui, der in einem Winkel kauerte und den auf dem Zeigefinger der linken Hand gestreiften Ring betrachtete, „ermuntere dich, Amigo, hast du doch 'nen Schuß getan, wie dein Vater ihn nicht besser ausgeführt hätte. Schüre das Feuer ohne Säumen oder wir mögen unseren kleinen Fleischvorrat noch den Tontos zur Verfügung stellen."

So suchte der sonst so finstere Mexikaner die gedrückte Stimmung seiner Gefährten zu verscheuchen, obwohl er selbst gewiß der letzte war, der die sie umringenden Gefahren unterschätzte.

Das Mahl war bald bereit. Einen frischen Trunk zu den einfachen Speisen lieferte das Quellwasser, und die Sonne hatte beinahe ihren höchsten Stand erreicht, als Juan sich endlich dafür entschied, die Wanderung aufwärts fortzusetzen. Behutsam rollte er mehrere Decken in ein Bündel zusammen, und seinen Hut darauf befestigend, schob er diesen bis an den äußersten Rand der Felsplatte vor. Kaum aber hatte er ihm die seinen Zwecken entsprechende Lage gegeben, als aus der Spaltmündung wieder ein Schuß herüberdröhnte und eine Kugel dicht hinter dem Hut durch die Decken schlug.

„Gut gezielt," lachte Juan spöttisch, „besser als ich's ihm auf die weite Entfernung zugetraut hätte" —.

Betäubendes Gellen und Heulen unterbrach ihn, und bevor er Zeit gewann, in den Hintergrund der Höhle zurückzuweichen, sausten von der gegenüberliegenden Seite der Schlucht drei oder vier Pfeile herein, ihre spröden Steinspitzen auf der festen Felsplatte zersplitternd.

„Feuert auf die Schurken!" rief Juan Constanz zu, „und wenn Ihr nicht trefft, so schreckt sie wenigstens das Sausen der kleinen Kugeln — so — so — noch eine — gebts ihnen und dann nehmt die Decken und folgt meinem Beispiel! Bald

genug werden sie so weit herunter geklettert sein, daß wir auch hier hinten nicht mehr sicher sind!"

Die beiden Schüsse aus dem Doppelgewehr, die jedesmal eine Ladung Rehposten dahin streuten, wo die schwarzen Köpfe und braunen Gestalten flüchtig hinter dem Gestein auftauchten, mochten nicht ganz ohne Wirkung geblieben sein. Jedenfalls hatten sie Schrecken unter den Angreifern verbreitet, so daß sie nicht sogleich wieder sich zu zeigen wagten. Diese kurze Pause benutzten die vier Abenteurer, ihre Decken mittels der in die Spalten geklemmten Messer zu ihren Häupten so zu befestigen, daß sie vorhangartig nebeneinander und hintereinander bis auf den Fußboden niederfielen. Mit der Errichtung der Schutzwehr waren sie eben fertig geworden, aber noch lagen Büchsen und Gewehre neben ihnen auf der Erde, als sie entdeckten, daß die in der Felsspalte verborgenen Tontos, der mit der Büchse bewaffnete Weiße an ihrer Spitze, über die Schluchterweiterung hinüberflüchteten und zwischen den sich steil auftürmenden, in zahllose Zacken ausgespülten Sandsteinmauern verschwanden.

„Wenn wir die Gelegenheit benutzten, uns davon zu machen?" fragte Hilger, der um jeden Preis ferneres Blutvergießen zu vermeiden wünschte; „bevor die Gesellschaft wieder herunterklettert, gewinnen wir einen Vorsprung, und ist der Weg vor uns frei, so halten wir sie mit unseren Büchsen fern."

„Geht hinunter," erwiderte Juan grimmig, „ja, geht, wenn Ihr Eure Haut in ein Sieb verwandelt zu haben wünscht — Caramba! Und dennoch ist unseres Bleibens hier nicht lange mehr; denn hat die Büchse erst dort oben eine geeignete Stelle gefunden, dann müßte jeder von uns ein Dutzend Leben besitzen, wollte er überhaupt noch einmal aus diesem Fegefeuer an die freie Luft gelangen. Verdammt! Wie sie ihre Geschosse verschwenden," und er schüttelte an den Decken, in denen ein Pfeil nach dem andern mit der zackigen Steinspitze haften blieb, „und dabei kostet jedes einzelne sie wochenlange Arbeit — herunter mit Euch, Señores," und er warf sich nieder, seine Büchse unter den Decken hindurchschiebend, „zwei und zwei

nach jeder Seite hin dicht nebeneinander! Die erste Kugel müssen wir aushalten, mag sie treffen, wen sie wolle, und dann fort, so gut es gehen will."

Bitter lachend wand er den Lasso um seine Hüften; „keine lustige Aufgabe, einem hinterlistigen Verräter als Zielscheibe zu dienen," bemerkte er zähneknirschend, und sein Haupt bis auf die Felsplatte neigend, preßte er die Wange an den Büchsenkolben. So verrannen mehrere Minuten. Die Tontos schienen die Lust zu weiteren Angriffen verloren zu haben. Endlich zeigte sich wieder ein schwarzes Haupt und ein brauner Oberkörper, die linke Faust mit dem Bogen hinter einem Stein hervor weit vorgestreckt, die rechte mit dem befiederten Pfeilschaft bis ans Ohr gezogen. Zu gleicher Zeit knallte Juans Büchse und schwirrte die straffe Bogensehne. Bevor aber noch der Pfeil sich in die Decken verwickelte, sank derjenige, der ihn abgesandt hatte, mit ausgebreiteten Armen, den durchschossenen Kopf nach unten, über den ihn schützenden Stein, wo er, ein grausiges Bild, hängen blieb.

Jammergeheul und gellende Ausrufe folgten diesem neuen Verlust. Der Beweis der Wachsamkeit und der sicheren Hände der Flüchtlinge hatte den Tontos neuen Schrecken eingeflößt, so daß sie sich tiefer hinter die Felszacken verkrochen.

Juan und Constanz waren unterdessen nach der anderen Seite zu Garza hinübergesprungen; kaum aber hatten sie sich niedergeworfen, als ein Schuß herüberkrachte und klatschend die Kugel auf der Stelle sich breitschlug, die Juan eben verlassen hatte. Gleichzeitig belebten die Felsen sich wieder mit den zottigen Gestalten, während ein Schauer von Pfeilen auf die Decken sauste.

„Feuer jetzt auf die Hunde!" rief Juan aus, indem er emporsprang, eine Decke herunterriß und als Schild um seinen rechten Arm wand, „schützt Euch, so gut Ihr könnt, und fort, bevor der da drüben eine neue Kugel in seine Büchse gestoßen hat!"

Da knallte seitwärts in der Schlucht ein Schuß, und ein Tonto, vergeblich mit den Händen nach einem Halt suchend, rollte zwischen den Zacken hervor die Felswand herunter.

Ein zweiter Schuß wurde fast übertäubt durch das Geheul des Entsetzens, mit dem die nunmehr aus einer bisher unbeachtet gebliebenen Richtung angegriffenen Wilden ihre Stellung zwischen dem Gestein zu verändern suchten.

„Die Zunis!" rief Juan triumphierend aus. Einen Blick sandte er nach der plötzlich wieder vereinsamten Uferwand hinüber, und die Gefährten zur Eile spornend, stieg er ihnen voraus in die Schlucht hinab, nicht eher seine Eile mäßigend, als bis drei befreundete junge Krieger ihn und seine Gefährten hinter einem Felsvorsprung willkommen hießen.

Wenige Worte genügten zur Verständigung. Der Gobernador, besorgt um die lange Abwesenheit der Freunde und argwöhnisch geworden durch die Schüsse, die zur frühen Morgenstunde als dumpfes Rollen aus den Schluchten zu ihm nach der Hochebene heraufdrangen und ihn über die Richtung belehrten, in der er sie zu suchen haben würde, hatte zwei seiner jungen Leute unter der Führung des Moqui abgesandt, um die vermeintlich Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen. Er selbst war mit den beiden andern Zunis bei den Tieren zurückgeblieben, die hart am Rande einer niederwärts führenden Schlucht erträgliches Futter in einer kleinen Talsenkung fanden, zu dem eine nahe Felsenvertiefung einen ausreichenden Trunk lieferte.

Ohne Säumen setzten die vereinigten Gefährten ihren mühevollen Weg aufwärts fort. Von den Tontos sahen sie nichts mehr. Die empfangene Lehre schien den wilden Räubern die Lust zu ferneren Angriffen benommen zu haben. — —

Siebentes Kapitel.

Der Brautwerber.

In der Mitte zwischen den westlichen Abhängen des Felsengebirges, drei oder vier Tagereisen weit nördlich vom „Kleinen" oder Colorado-Chiquito, liegen die sieben Moquistädte. Auf schwer zugänglichen, gewaltigen Felsplateaus

errichtet, scheiden nackte Kieswüsten, schwarze vulkanische Ablagerungen und wunderbar geformte Überreste verwitterter Teile des Hochlandes sie von der übrigen Welt. Die nähere, selbst die unmittelbare Nachbarschaft des kleinen Reiches erscheint nicht minder unwirtlich. Und dennoch bietet sie alles, was die bescheidenen Ansprüche eines betriebsamen Völkchens befriedigt. Hochgelegene Quellen und natürliche, durch unermüdliches Schaffen künstlich erweiterte Zisternen, um die im grauen Altertum die einzelnen Städte emporwuchsen, erfüllen die Hauptbedingung irdischen Bestehens und irdischer Wohlfahrt. Mittels sinnig angelegter Röhren und Kanäle wird den auf terrassenförmig ausgearbeiteten Abhängen mühsam angelegten Gärten und Feldern sorgfältig geregelte Feuchtigkeit zugetragen. Wo hingegen der Überfluß des Wassers in schmalen Bächen den Niederungen zurieselt, da finden zahlreiche Schafherden auskömmliche Nahrung, mögen sie auf den Felsabhängen nach zerstreuten Grasbüscheln suchen oder es vorziehen, in der Nachbarschaft der Wasserrinnen und künstlich eingedämmten Becken zu weiden. Als Haustiere folgten dem Menschen nach jenen Höhen hinauf die europäische Henne und der goldig schillernde domestizierte amerikanische Truthahn.

Oraibe ist die westlichste der Städte. Auf leicht zu verteidigenden, vielfach gewundenen Felsenpfaden, streckenweise auf Stufen, gelangt man zu ihr hinauf. Außerdem aber kann sie noch besonders unzugänglich gemacht werden. Eine türlose feste Mauer, zugleich Außenwand der unteren Stockwerke, schließt ein großes Rechteck ein. Leitern führen auf die Mauer, an die sich fortlaufende Plattformen anschließen. Diese dienen als Bedachung für die unteren Räume und als Vorhof für die sich wiederum auf ihnen erhebenden, würfelförmigen Häuser. Steinstufen und Leitern führen auch nach diesen hinauf, wo andere Häuser mit Vorhöfen das Bild einer Terrassenstadt vervollständigen. Von den Vorhöfen aus durch regelmäßige Eingänge, im Innern dagegen durch Falltüren und auf Leitern wird der Verkehr zwischen den verschiedenen Stockwerken der wunderlichen Baulichkeiten vermittelt, die mit ihren zahlreichen Zellen und Gängen an einen Ameisenhaufen erinnern. Der

ringsum abgeschlossene Hof hat ebenfalls die Form eines Rechtecks.

Die Bewohner von Oraibe befanden sich in großer Aufregung. Lichtbraune Gestalten belebten die Plattformen und saßen auf den Mauerbrüstungen; freundliche dunkeläugige Mädchen- und Frauengesichter spähten von den verschiedenen Stockwerken nieder und führten mit gedämpfter Stimme anscheinend wichtige Gespräche; Kinder, wenn auch jugendlichen Mutwillens voll, offenbarten dieselbe schüchterne Zurückhaltung, die ihre Eltern charakterisierte, während die Männer, teils neugierig nach der Stadt hinaufblickten, teils der westlichen Ringmauer zuschritten.

Es war Besuch eingetroffen und zwar von dem räuberischen Nachbarstamme, den Navahoes, die schon so manches Mal die Schafherden der Moquis gelichtet hatten. Besuch in der Person Dalchu-Peschs, eines der angesehensten Häuptlinge jener wilden Pferdezüchter.

Am Fuße der äußeren Stadtmauer stand er im ernsten Gespräch mit dem Moquihäuptling, bekannt unter dem einst von den alten Spaniern dorthin getragenen Namen: Ciervo. Er war allein gekommen, zum Beweise seiner friedlichen Absichten. Einige Schritte hinter ihm hielt sein gesatteltes Pferd. Der von dessen Hals niederhängende Lasso lag aufgelöst auf der Erde. Am Sattel hingen der mit klirrendem Zierat geschmückte Zaum und der gefüllte Köcher von kostbarem Otterfell mit daran befestigtem kurzen Bogen. Von zähem Eschenholz angefertigt, war die unscheinbare und doch gefährliche Waffe auf der Außenseite, ihre Federkraft erhöhend, mit einer künstlichen Rinde von Büffelsehne fest belegt worden. Außer dem Messer in seinem mit polierten Blechbuckeln beschlagenen Ledergurt führte Dalchu-Pesch einen langen Speer, auf den er sich während seines Gespräches mit dem Moqui stützte. Eine ritterliche Erscheinung bot der unbändige Häuptling, und wohl kleidete zu dem braunen Gesicht mit der scharfen Adlernase, dem vorspringenden Unterkiefer mit dem hochmütigen Zug um die schmalen Lippen und den scheinbar müden schwarzen Augen der weiße Zeugstreifen, den er um sein lang und schwarz

behaartes Haupt mit dem kurzen starken Skalpzopf geschlungen hatte. Ein blaues Kattunhemde umschloß den kräftigen Oberkörper. Kniebeinkleider und Gamaschen, beides von Wildleder und mit Messingknöpfen verziert, und gestickte Halbstiefel vervollständigten seinen Anzug.

Um den Hals trug er mehrere Schnüre farbiger Glasperlen, an denen durchlöcherte Münzen hingen. Kleine Bündel silberner Zierarten beschwerten seine durchstochenen Ohren. Als Hauptschmuck galt indessen eine jener berühmten Navahoedecken, die, die jahrelange Arbeit geduldiger Squaws, neben geschmackvoll geordnetem Farbenreichtum fast die Dichtigkeit des Leders besitzen. Mit einem großen blauen Stern in der Mitte, sonst aber dunkelrot und schwarz breit gestreift, fiel sie in malerischen Falten von seinen Schultern auf die Erde nieder.

Auch der Moqui trug eine Decke, aber von gröberem Gewebe und einfach schwarz, blau und weiß gestreift. Im übrigen zeichnete er sich im Äußeren nur wenig von Garza aus; höchstens, daß er um Brust und Schultern einen jackenartigen Überwurf angelegt hatte, der aus einer braungefärbten Antilopenhaut bestand. Er war ein alter Mann mit ernstem, würdigen Antlitz.

„So verschmäht mein berühmter Freund ein Mahl in meinem Hause?" fragte der Moqui nach einer Pause, während welcher der Navahoe einen kalten Blick über das sich westlich ausdehnende prachtvolle, obwohl starre Panorama gesandt hatte.

„Erst dann mache ich Gebrauch von der Gastfreundschaft meines weisen Nachbarn, wenn der Zweck, der mich einsam durch die Schluchten führte, erfüllt ist," antwortete der Navahoe stolz; „das Pferd hat keine Gedanken," und er wies mit der Hand, von der an geschmeidigem Riemen eine kurze schwere Peitsche niederhing, auf das hagere, aber schöne Tier, „es frißt, wo ihm Korn gereicht wird. Ich dagegen bin ein Mann und handle wie ein solcher."

„Sollte Dalchu-Pesch allein gekommen sein?" fragte Ciervo zweifelnd.

„Spähe mein Moquinachbar in die Runde," versetzte der Navahoe ruhig, „entdeckt er irgendwo eine Rauchsäule?"

„Die Schluchten, die das Land durchziehen, sind breit und tief," wandte Ciervo ein, „die ganze Nation der Navahoes könnte sich in ihnen verbergen, ohne daß in den Moquistädten es jemand erführe."

In diesem Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit nach der Plattform hinaufgelenkt, wo ein gezähmter Adler und mehrere Truthühner mit rauschendem Flügelschlage auf der Mauerbrüstung Platz nahmen, während vor der zum Halt der Leiter dienenden Scharte die Gestalt eines jungen Mädchens erschien, die sich vor mehreren ebenfalls noch jugendlichen Begleiterinnen auffallend durch blondes Haar, blaue Augen und eine fast weiße Hautfarbe auszeichnete. Gekleidet war sie wie ihre Gefährtinnen. Ein dunkelfarbiger Rock von Wollenstoff, um die schlanke Taille zusammengeschnürt, reichte fast bis an den Hals, ließ dagegen die vollen schönen Arme und Schultern unbedeckt, auf deren rechter, wie bei Garza, das Bild eines Reihers blau eintätowiert war. Nach unten fiel der rot besetzte Rock nur eine Handbreit über die Knie und verhüllte zur Hälfte wenig kleidsame weite Ledergamaschen. Ihnen schlossen sich dann wieder um so zierlichere Mokassins an, die einen ungewöhnlich kleinen schmalen Fuß umhüllten. Auf ihrem lieblichen Antlitz, das sogar einer weißen Bevölkerung als tadellos schön aufgefallen wäre, ruhte ein Zug ängstlicher Entschlossenheit, indem sie mit Ehrerbietung darauf harrte, von Ciervo angeredet zu werden.

„Ojo Azul," rief dieser denn auch ohne Säumen hinauf, „ich habe dich hierher bescheiden lassen; magst du selber dem großen Dalchu-Pesch eine Antwort erteilen. Dein Vater war ein guter weißer Jäger. Du hast deinen freien Willen: bist du geneigt, mit dem Navahoehäuptling in sein Wigwam zu ziehen, so liegt der Weg offen vor dir!"

Der Ausdruck von Besorgnis trat auf der jungen Halbindianerin Zügen schärfer hervor, indem sie erwiderte: „Ich hörte, daß zwei Frauen die Hütte mit dem Navahoehäuptling teilen. Mein Vater besaß nur eine Frau, ich will nur die einzige Frau eines Mannes sein, wie es auch Sitte unter den Moquis ist."

Dalchu-Pesch zuckte die Achseln.

„Du hörtest recht, Ojo Azul," sprach er spöttisch, „zwei Frauen sind die Mütter der Kinder des Navahoehäuptlings, aber sie gefallen mir nicht mehr, seitdem ich die blauäugige Moquitochter kennen lernte. Sie sollen die Sklavinnen Ojo Azuls werden."

Das Mädchen wechselte einen Blick mit Ciervo und antwortete entschlossen: „In den Moquistädten verrichten Männer die schwere Arbeit. Es ist Sache der Frauen, Korn zu Mehl zu reiben, Brot zu backen und Decken und Zeug zu Röcken zu weben."

Über des Navahoe Antlitz flog eine Wolke des Mißmutes. Er kehrte sich wieder dem Moqui zu.

„Es ist Sache der Männer, in ernsten Dingen zu beraten, nicht der Weiber und Kinder," hob er an, „mag Ojo Azul ihre Ohren öffnen und von uns lernen. Die Moquis und Navahoes sind Nachbarn, aber nicht immer gute Freunde. Lügen werden unter den Moquis ausgestreut, daß sie glauben, die Navahoes seien es, die ihre Schafe rauben."

„Wer war es, der vor kurzem in das Gebiet der Moquis einbrach und wohl den vierten Teil ihrer Herden raubte?" fragte Ciervo mit ruhiger Würde.

„Mein weiser Freund spricht Worte, die ein anderer ihm in den Mund legte," versetzte Dalchu-Pesch hochmütig; „es waren Apaches; die Apaches sind Todfeinde der Navahoes."

„Bei den Herden dort unten weilen Hüter," nahm der Moqui das Wort und lächelte bezeichnend, „deren Wunden noch nicht geheilt sind. Frage mein berühmter Nachbar, wer sie ihnen schlug. Sie werden antworten: es sind Lanzenstiche; führt aber der Apache den langen Speer?"

„Der Apache, der auszieht, um die Moquis zu berauben," fiel Dalchu-Pesch heftiger ein, „hängt eine Navahoedecke um seine Schultern und bewehrt seinen Arm mit der Lanze. Will mein weiser Freund das bestreiten?"

„Mag er's tun," erwiderte Ciervo, „aber ich hörte nie, daß der Apache seinen Raub den Navahoes zugetrieben habe. Meine jungen Leute besitzen scharfe Augen; sie verfolgten

die Spuren der geraubten Schafe bis über die Grenzen des Navahoegebietes."

„Wären sie ihnen weiter gefolgt," fuhr Dalchu-Pesch wild auf, „so würden sie entdeckt haben, daß die Spuren auf einer anderen Stelle wieder hinausführten. Auch waren es der Spuren mehr geworden; unter den Schafen der Moquis befanden sich andere, geraubt aus den Herden der Navahoes."

„Die Navahoes sind eine mutige Nation," wandte Ciervo ein, „kein Apache wagt in ihr Gebiet einzudringen; es sei denn, die Navahoes wären Weiber geworden und entliefen beim Anblick eines schmutzigen Apaches."

Auf Dalchu-Peschs Antlitz zuckte es drohend, aber er mäßigte sich und sprach anscheinend ruhig.

„Wohl sind die Navahoes mutig und stark; wären sie Feinde der Moquis, so würden sie nicht säumen, diese aus ihren Städten zu vertreiben."

„Versuche, mein tapferer Nachbar, die Mauern von Oraibe zu ersteigen, nachdem die Leitern eingezogen wurden," entgegnete Ciervo lebhafter, „um die Herden ziehen sich keine Mauern, sie zu zerstreuen, erfordert keinen großen Mut. Uns aber aus den Städten vertreiben? O, Navahoe, dort oben steht Ojo Azul; versucht es, sie herunter zu holen, wenn sie sich weigert, Oraibe zu verlassen!"

Dalchu-Pesch ließ seine Blicke an den Mauern der hochgelegenen, terrassenförmig übereinander geschichteten Häuser hingleiten, von denen aus zahlreiche Gestalten jeglichen Alters und Geschlechtes gespannt zu ihm herüberschauten. Er mochte erwägen, daß die im Bereich seiner Macht liegenden Mittel zu Gewaltmaßregeln nicht genügten. Vorsichtig antwortete er daher: „Nachbarn sollten nicht mit ihrer Stärke prahlen und dadurch sich gegenseitig reizen. Ich erschien, um Freundschaft mit den Moquis zu schließen. Eine Moquitochter soll in den Besitz vieler Pferde und großer Schafherden treten; die jungen Krieger von Oraibe mögen dagegen zu den Navahoes gehen und unter deren Töchtern wählen, auf daß die Nachbarn eine einzige Familie bilden, zwischen ihnen vergraben bleibe

für ewige Zeiten das Kriegsbeil, das auf beiden Seiten manches Opfer forderte."

„Nistet der Habicht mit der Taube?" fragte der Moquihäuptling ernst, „jagen Wolf und Antilope nebeneinander? Nein. Die Sitten der Moquis sind nicht die Sitten der Navahoes. Wirf eine Forelle in trockenen Sand, sende eine Moquitochter zu den Navahoes: es ist dasselbe; beide müssen sterben."

„Mein weiser Freund spricht harte Worte", versetzte Dalchu-Pesch geringschätzig, „aber er ist alt, seine Adern sind trocken. Sein Blut wallt nicht mehr auf beim Anblick schöner Weiber. Das Alter macht ihn kurzsichtig. In solchen Dingen kann er daher nicht entscheiden. Aber Ojo Azul ist jung. Sie versteht mich besser," und er sah zu dem jungen Mädchen empor, „sie wird sorgen, daß die Freundschaft zwischen zwei benachbarten Nationen besser sei, als Mißtrauen. Sie ist arm. Sie wird begreifen, daß eine reiche Navahoefrau glücklicher ist, als ein armes Moquimädchen. Ich habe gesprochen. Ojo Azul, antworte jetzt: Willst du den steinigen Weg zwischen Oraibe und den Weideplätzen der Navahoes ebnen? Willst du Abgründe und Dornen hinwegräumen, auf daß die jungen Krieger ohne Waffen ab- und zugehen mögen?"

„Ich esse mein eigenes Brot, ich webe die Wolle meiner eigenen Schafe, ich bin nicht arm," antwortete Ojo Azul besonnen, „auch stehe ich nicht allein. Der Sohn meines Vaters und meiner Mutter bestellt unsern gemeinschaftlichen Garten. Er wehrt dem Winde, dem Schnee und dem Regen das Eindringen in unser Haus. Der Weg zwischen den Moquistädten und den Navahoes ist eben genug. Kommen die Navahoes ohne Waffen, so sind sie willkommen. Sie werden die Hüter der Herden ohne Waffen finden; es öffnet sich ihnen die Tür jedes Hauses."

Der Navahoe lachte.

„In Oraibe sitzen die Weiber im Rate der Männer", meinte er spöttisch, „ein Kind vermöchte sonst nicht zu sprechen mit der Zunge eines weisen Kriegers. Doch es ist gut so; auch bei den Navahoes sind weise Frauen geehrt. Und von ihrem Bruder spricht Ojo Azul? Wird er ihren Garten bestellen,

Dalchu-Pesch holte mit seiner schweren Geißel weit aus, und zweimal hintereinander sauste der scharfe Riemen auf den entblößten Rücken des regungslos Dastehenden nieder. (S. 79.)

nachdem er sich ein Weib genommen? Wo weilt er, daß ich mit ihm verhandle? Er ist ein Mann und weiß, was seiner Schwester dient."

Ojo Azul strich das lang niederwallende blonde Haar von den Schläfen zurück und blickte sinnend zu den beiden Häuptlingen nieder. Rührende Kindlichkeit ruhte auf dem holden Antlitz, dem die höchsten Reize zu verleihen die Natur mit Fleiß zwischen den Vorzügen zweier verschiedener Rassen gesucht zu haben schien.

„Garza ist fortgegangen", griff Ciervo Ojo Azul vor, seinen Arm in der Richtung nach den Colorado-Plateaus ausstreckend, „der Zuni-Gobernador schickte uns eine Botschaft, daß kluge weiße Männer in die Schluchten der Hualpais hinabzusteigen wünschten, und Garza ging, um ihnen den Weg zu zeigen. So viel Nächte, wie ich Finger an meiner rechten Hand zähle, und wir mögen nach ihm ausschauen."

Über das scharfe Gesicht des Navahoe eilte ein Blitz der Schadenfreude; jedoch schnell seine Überlegung zurückgewinnend, hob er an: „die Hualpais sind Hunde. Sie erschlugen den Vater Ojo Azuls. Sie machen keinen Unterschied zwischen weißen und braunen Menschen. Was sagt Ojo Azul, wenn Garzas Gebeine inmitten derer seiner Gefährten bleichen? Wer soll dann dem Regen wehren und dem Schnee, daß er nicht in ihr Haus eindringe?"

„Garza ist mutig und gewandt", suchte die junge Halbindianerin ihre erwachenden Besorgnisse zu verheimlichen, „er versteht, seinen Feinden auszuweichen. Er trägt die Büchse seines Vaters. Er ist nicht allein. Zunikrieger stehen ihm zur Seite und starke weiße Männer; vor allem der schwarze Juan mit seinem Lasso, der zehn Büchsen aufwiegt."

„Der schwarze Juan", wiederholte Dalchu-Pesch, und unheimlich leuchtete es in seinen Augen auf, „mögen die Wölfe das Fleisch von seinen Gliedern nagen. Er ist ein Verräter. Hinterlistig würgte er Nintsa-Pesch vor vielen Wintern. Nintsa-Pesch war ein großer Häuptling, er war mein Vater. Auch Garza wird des schwarzen Juan Beute sein. Die Hualpais und Tontos hassen den schwarzen Juan; ich hörte davon. Nicht

lebendig verläßt er ihr Gebiet. Ein Weißer hat sich ihnen zugesellt, der die Büchse zu führen versteht und ihn sucht seit vielen Jahren. Der schwarze Juan trachtet ihm nach dem Leben, aber er selber wird von seiner Hand sterben."

„Woher kennt Dalchu-Pesch die Gedanken der Menschen, die viele Tagereisen weit von hier sind?" fragte Ciervo argwöhnisch.

„Der Wind hat mir's zugetragen," antwortete der Navahoe, in eine andere Richtung schauend, um dem Blick des Moqui auszuweichen. „Doch die Sonne neigt sich ihrer Schlafstätte zu. Ich will wissen, ob ich vor dem Feuer meines weisen Nachbarn mich niederlasse, mich erquicke an seinen Speisen, oder ob ich einsam noch vor Sonnenuntergang meine Reise antrete. Möge mein Nachbar eingedenk sein, daß ich nicht mit leeren Händen kam. Betrachte er sich als den Vater Ojo Azuls und empfange er den Preis für seine Tochter. Der Pferde fünf gebe ich ihm und drei Decken, deren jede mit zwei Pferden nicht zu hoch bezahlt wäre."

„Pferde besitzen nicht den Doppelhuf der Schafe," warf Ciervo ein; „um sie auf den Höhen von Oraibe zu halten, müßten ihre Hufe in Eisen gekleidet sein. Das Pferd ist geschaffen für weiche Ebenen, nicht für zackiges Gestein."

„Ihr verschmäht meine Gaben?"

„Ich nehme nichts, wofür ich nichts zurückgebe."

„Und Ojo Azul?"

„Ich spreche für mich selber," versetzte diese, und aus den Falten ihres Rockes eine Hand voll Körner hervorziehend, streute sie diese den Truthühnern hin, worauf sie den Kopf des Adlers leise strich, „in Oraibe bin ich geboren, in Oraibe will ich bleiben. Im Stamme der Navahoes gibt es viele junge Mädchen; möge Dalchu-Pesch unter ihnen wählen."

Die Brauen des Häuptlings runzelten sich.

„Ich habe nichts mehr zu sagen," sprach er anscheinend gleichmütig. Dann trat er zu seinem Pferde hin, ordnete ein Veilchen an dem Reitzeug und schwang sich dann mit Benutzung des breiten Holzsteigbügels in den Sattel. Wohl eine Minute hielt er noch, um den ihn in der Nähe und aus der

Ferne beobachtenden Moquis Gelegenheit zu geben, seine kriegerische Erscheinung zu bewundern, dann aber, ohne Ciervo oder Ojo Azul eines Blickes, noch weniger eines Abschiedswortes zu würdigen, lenkte er in den gewundenen Felsenpfad ein. Bald darauf war er in der Tiefe zwischen hoch aufstrebendem Gestein verschwunden.

Ciervo blickte ihm so lange nach, wie er seine hohe Gestalt zu unterscheiden vermochte. Dann kehrte er sich Ojo Azul zu.

„Ich kannte deine Antwort, bevor du die Lippen öffnetest," sprach er zutraulich, „du bist die Tochter eines weißen Jägers, aber Oraibe ist deine Heimat."

„Er brütet Unheil," versetzte Ojo Azul, und ihr Antlitz erhielt einen ängstlichen Ausdruck; „seine Worte klangen geheimnisvoll wie das Grollen eines von der Felswand in die Tiefe hinabgerollten Steines. Ich fürchte für Garza und seine Gefährten."

„Garza ist gewandt, wie der Argali der Berge," beruhigte der Häuptling, „seine Augen sind die des Adlers, sein Ohr das des Bibers. Er erkennt die Gefahr und meidet sie. Sein Herz ist weich, aber Furcht wohnt nicht darinnen. Besorge meine Tochter nichts. Der schwarze Juan ist Garzas Freund, und bei ihm weilen starke Arme." — — —

Dalchu-Pesch befand sich um diese Zeit weit abwärts. Trotz des hindernisreichen Pfades trieb er sein Pferd zur Eile, um vor Einbruch der Nacht eine bestimmte Stelle zu erreichen. In einer Schluchterweiterung, in der verkümmerte Zedern sich in Gruppen und Haine zusammendrängten, wurde sein Pferd unruhig und schnaubte leise. Zugleich war ein Geräusch zwischen den immergrünen Bäumen zu vernehmen, lose Steine rollten auf den nahen Abhängen, und von beiden Seiten huschten schattenähnliche Gestalten neben Navahoe hin.

„Ich komme allein", redete er seine Stammesgenossen an, „aber mit List werde ich nehmen, was mir mit Hohn verweigert wurde. Die Moquis sind scheu wie das stark gehörnte Bergschaf; wie die Bergschafe drohen sie mit Hufen und Hörnern, so lange sie niemand erreichen kann."

„Das Mädchen mit dem lichten Haar und den blauen

Augen ist ein schönes Weib," versetzte einer der Krieger, „aber eine Herde Schafe wiegt schwerer."

„Sie wiegt schwerer," bestätigte Dalchu-Pesch ruhig, „darum gönne ich sie meinen tapferen jungen Leuten. Ich selbst begnüge mich mit dem Zaubermädchen. Ich hörte es sprechen. Es besitzt die Weisheit seines Vaters, und solche Weisheit vererbt sich auf Kinder und Kindeskinder. Ojo Azul ist wert, eines Häuptlings Weib zu werden. Was sollen die Moquihamster mit einem Medizinmädchen? Ojo Azul muß die Mutter von Navahoekriegern werden. Durch Ojo Azul soll die Klugheit der Weißen ins Navahoeblut getragen werden, damit die Nation sich nicht vermindere, sondern die Hände ausstrecke von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang, weit fort über so viele Pferde und Schafe, wie Sterne am Himmel, sprechend: Das ist Eigentum der Navahoes."

„In dem langhalsigen Vogel auf ihrer Schulter liegt der Zauber," antwortete einer der umstehenden Krieger auf die schlau berechnete Erklärung des Häuptlings; „was soll uns ein halber Zauber? Er ist geteilt. Die stärkere Hälfte bleibt bei den Moquis. Garza trägt denselben langhalsigen Vogel."

„Garza befindet sich auf dem Wege zu seinem Vater," versetzte Dalchu-Pesch, „mein Hausgenosse Manuel schont ihn nicht; die Tonto-Apaches sind seine Spürhunde."

„Der schwarze Juan ist ebensoviel wert, wie hundert Apaches," hieß es aus dem Kreise der Männer zurück.

„Weit hinter den Bergen, da wo die Sonne aufgeht im Tale von Cuesta, lebten des schwarzen Juan Eltern. Sie besaßen schöne Pferde und gute Rinder. Manuel lieferte alles in die Hände der Navahoes. Der schwarze Juan, noch ein Kind, wurde ein Knecht meines Vaters, aber er entfloh und schwur Rache jenem Manuel. Manuel gesellte sich den Navahoes zu, um dem schwarzen Juan nicht zu begegnen, aber er lechzt nach dem Blute des dunkelfarbigen Mexikaners, wie der Wolf nach dem Fleische der Antilope. Er wird ihn zu treffen wissen, ihn und Garza. Stirbt Garza, so ist der Zauber nicht mehr geteilt. Wo ist Zurje?"

Eine mittelgroße Gestalt mit breiten Schultern, gekrümmtem

Rücken und Armen, die bis zu den Knieen niederreichten, drängte sich dicht neben das Pferd hin.

„Die Navahoes sagen, du seiest ein Weib geworden," redete Dalchu-Pesch den verwachsenen Menschen rauh an, „sie meinen, du habest zu lange unter den Moquis gelebt, du seiest selber ein Moqui geworden."

„War's meine Schuld, wenn meine Eltern mich den Wölfen zum Fraß hinwarfen und sich meiner schämten?" fragte der noch junge Mann trotzig, „habe ich die Moquis gebeten, mich in ihre Stadt zu tragen? Ich bin ein Navahoe. Lebte ich so lange bei den Moquis, so hinderte mich das nicht, ein Mann zu werden. Meine Arme sind länger, als die anderer Menschen, und weiter, als andere Krieger, spanne ich den Bogen. Breit sind meine Schultern, ich treibe die Schneide der Axt in einen Zedernstamm, daß kein anderer sie zu lösen vermag."

„Bei den Moquis bliebst du ein Bettler," fuhr der Häuptling fort, Zurje zu reizen, „zwei Winter weilst du jetzt unter den Navahoes, und erst ein stumpfes Pferd ist dein Eigentum. Doch ich will dir helfen: sechs gute Pferde gehören dir, auf daß du dir ein Weib in unserer Nation suchen darfst, wenn du die bleichlockige Ojo Azul mir zuführst. Ihr Zauber ist groß; auch dir wird er Vorteil bringen; den Namen Moqui verdienst du nicht länger."

„Die sechs Pferde gehören mir," versetzte Zurje wild, „möge Dalchu-Pesch sie immerhin von seiner Herde trennen. Bevor die Sonne den Bergen entsteigt, befindet das blauäugige Mädchen sich in meiner Gewalt."

„Es ist gut," billigte der Häuptling, „wie weit willst du es tragen? Denn freiwillig begleitet es dich nimmermehr."

Zurje sann einige Sekunden nach. „Bis auf diese Stelle," antwortete er darauf entschieden, „dann mögen andere Schultern sich so lange mit ihr beschweren, bis ein Pferd sie auf seinen Rücken nimmt."

„Wie viele meiner jungen Leute bedarfst du zu dem Unternehmen?" forschte der Häuptling weiter.

„Zweimal fünf. Mehr hindern mich. Die Verstecke sind zu klein und die Moquis gewohnt, von ihren Dächern in die Täler hinabzuspähen."

„So wähle deine Gefährten selber."

„Fragt, wer mich begleiten will. Ich gebrauche Männer mit leichten Füßen und starken Armen. Sie sollen sehen, daß ich in Oraibe nicht zum Weibe geworden."

Da alle sich zu dem gefährlichen Unternehmen drängten, so bedurfte es längerer Zeit, bevor sie sich einigten. Sobald aber die zehn Navahoes auf Zurjes Seite getreten waren, hob dieser noch einmal an: „Ich gebrauche zwei oder drei blutige Streifen auf meinem Rücken. Will Dalchu-Pesch mich zeichnen mit seiner Peitsche? Er wird sehen, ob ich den Schmerz ertrage wie ein Mann oder aufschreie wie ein Weib."

Ein spöttisches Lachen wurde hier und da vernehmbar. Dalchu-Pesch dagegen, die Absicht des hinterlistigen Burschen durchschauend, holte mit seiner schweren Geißel weit aus, und zweimal hintereinander sauste der scharfe Riemen auf den entblößten Rücken des regungslos Dastehenden nieder.

„Es ist gut so," sprach dieser darauf ruhig, „die Streifen sprechen deutlicher, als Worte," und die Genossen auffordernd, ihm zu folgen, schlug er ohne Säumen den Rückweg nach Oraibe ein.

Dalchu-Pesch entfernte sich mit den übrigen Navahoes in entgegengesetzter Richtung.

Bald darauf war es so still in der schwarzen Schlucht, als ob noch nie ein menschliches Wesen sie betreten hätte. Nur das Kläffen der Coyotas drang zuweilen durch die ruhige Nacht, und das tiefe Geheul des weißen Wolfs, indem sie die Herden der Moquis beutegierig umkreisten.

Achtes Kapitel.

Die Heimkehr.

Still lag die Moquistadt. In den benachbarten Talsenkungen brannten kleine Feuer, von den Hirten zum Schutz gegen die wilden Bestien geschürt. Auch in der Stadt, aus den offenen Türen der oberen Stockwerke fiel hier und

da Lichtschein ins Freie, doch die meisten Bewohner von Oraibe hatten ihre Lager aufgesucht. Sie schliefen in ihren sauberen Gemächern zwischen Decken und auf weich gegerbten wolligen Schaffellen, während andere vor dem Herdfeuer saßen und bei dessen Beleuchtung sich noch mit häuslichen Arbeiten beschäftigten.

Eine Stunde vor Mitternacht mochte es sein, als ein einzelner Wanderer auf dem zur Stadt hinaufführenden Pfade das Plateau erstieg. Auf dessen Rand eingetroffen, begab er sich nach der im hellen Mondlicht Schatten werfenden Nordseite hinüber. Eine zweite Gestalt war hinter ihm aufgetaucht, hatte aber, anstatt ihm zu folgen, und offenbar weniger genau mit der Örtlichkeit vertraut, sich hart am Felsenrand in den Schatten einiger Felsblöcke ausgestreckt. Ersterer hatte unterdessen die ungefähre Mitte der nördlichen Stadtseite erreicht. Die Leitern waren ringsum eingezogen worden, doch der geheimnisvolle Fremde achtete dessen nicht. Er tastete nur ein Weilchen an der Mauer entlang, dann, seine Arme ausstreckend, kroch er, ihm bekannte Fugen als Sprossen benutzend, ähnlich einer langgliedrigen riesenhaften Spinne nach der nächsten Plattform hinauf. Er hatte diesen Weg in früheren Jahren so oft zurückgelegt, daß ihm das Ersteigen kaum noch Mühe verursachte. Geräuschlos setzte er darauf seinen Weg, unbekümmert um Mondlicht und Schatten, auf den aneinander stoßenden Vorhöfen nach der Ostseite herum fort. Die Bewohner von Oraibe fühlten sich zu sicher in ihren hochgelegenen Wohnungen, als daß durch irgendwelches Geräusch ihr Argwohn wachgerufen worden wäre. Am südlichen Ende der Stadt schob der Eindringling behutsam eine Leiter von der Mauer, und erstieg auf ihr die zweite Plattform. Eine offene Tür lag vor ihm. Der Schall seiner Schritte jetzt vorsichtig dämpfend, trat er neben sie hin, und ebenso vorsichtig spähte er in das erhellte Gemach hinein. In dem Herdwinkel brannte ein mit trockenem Zedernholz genährtes Feuer, die mit indianischen Waffen, seltsamen Schmuckgegenständen, Hirschgeweihen und hervorragend schönen Antilopenhörnern symmetrisch behangenen Wände unstet beleuchtend. Ojo Azul kniete neben dem Feuer vor

einem runden glatten Stein. Ein ähnlicher Stein, dazu bestimmt, mit ersterem gelegentlich vertauscht zu werden, war so in die Glut geschoben worden, daß die obere glatte Seite stark erhitzt wurde. Ihr gegenüber saß ein Mädchen ihres Alters, in der einen Hand ein schüsselartiges Tongefäß mit dünn angerührtem Mehlbrei, in der anderen eine Art Bürste oder breiten Pinsels von weichen Pflanzenfasern. In regelmäßigen Pausen tauchte sie die Bürste in die Schüssel, und fuhr mit ihr einige Male über den vor Ojo Azul liegenden heißen Stein. Ebenso schnell löste Ojo Azul die auf dem Stein zurückgebliebene, augenblicklich verhärtete, papierähnliche Kruste, sie mit flinkem Griff einer seitwärts liegenden Anhäufung des merkwürdigen Gebäckes beifügend. Dabei plauderten die beiden Mädchen bald lachend, bald mit besorgnisvollem Ausdruck in die Flammen blickend. Sie gedachten des Navahoehäuptlings, seiner Werbung und seiner drohend klingenden Worte.

Als sie jemand eintreten hörten, schraken sie wohl auf, jedoch ohne Furcht zu verraten. Wer anders als ein Bewohner von Oraibe hätte, nachdem die Leitern eingezogen worden waren, die luftigen Straßen durchwandeln können! Sobald sie aber Zurje, das Eichhorn, erkannten, verliehen sie ihrem Erstaunen laut Ausdruck, zugleich forderten sie ihn gastlich auf, sich vor dem Feuer niederzulassen und von dem noch warmen Brot zu essen.

„Zurje verschmäht Brot und Wasser," antwortete dieser „ein Moquifeuer soll seine Glieder nicht erwärmen, bevor er nicht weiß, daß dem Flüchtling in Oraibe eine Heimat nicht verweigert wird."

Ojo Azul betrachtete den Navahoe aufmerksam. Er war unbewaffnet, nur mit abgetragenen Gamaschen, dem Schurz und zerrissenen Mokassins bekleidet. Die grobe Decke hatte er in einen Wulst um seine Hüften geschlungen, so daß der Oberkörper unbekleidet blieb.

„Flüchtling?" fragte sie befremdet; „haben die Navahoes nicht vergessen, daß Zurje Hungers gestorben wäre, hätten die Moquis ihn nicht bei sich aufgenommen? Mißfallen ihnen

noch immer die ungewöhnlich gestalteten Glieder des verwaisten Navahoekindes, die doch stärker sind, als die des stärksten Mannes Warum blieb Zurje nicht in Oraibe? Es war sein eigner Wille; niemand trieb ihn fort."

„Ein Navahoekind war ich," hub Zurje mit erheuchelter Bitterkeit an, „aber ich hatte keine Eltern. Man fürchtete, der langarmige Knabe mit dem kurzen Rücken würde nie ein Pferd besteigen lernen. Sie trugen ihn hinaus in eine abgelegene Schlucht, um sein Klagen nicht zu hören. Moquihirten fanden ihn, und bei ihnen wurde er groß. Aber die Moquis besaßen keine Pferde. Als Kind lernte ich nicht reiten, und dann war es zu spät. Ich erfuhr es, als ich zu den Navahoes zurückkehrte. Man nannte mich ein Moquiweib. Was hilft mir die Kraft der Schultern, wenn ich ein Bettler bleibe, nur Pferde bewache, die nicht mein Eigentum sind? Da sehnte ich mich zurück nach Oraibe. Ich benutzte die Abwesenheit des grausamen Häuptlings, zu entfliehen, und hier bin ich, ohne Decken, ohne Waffen, gut genug, den Acker der Moquis zu bearbeiten."

Ojo Azul noch immer von Argwohn erfüllt, fragte zögernd: „weiß das Eichhorn, daß sein Häuptling heute unsere Stadt besuchte?"

„Ich erfuhr es," bestätigte Zurje, und die Augen halb schließend beobachtete er gespannt die Halbindianerin, wie der scheinbar schlafende Fuchs, die ihn arglos umkreisenden Hühner, „ja, ich erfuhr es, und wären Waffen in meinen Händen gewesen, möchte er nie in sein rauchiges Wigwam zurückgekehrt sein. Sein Blut war Feuer; die Moquis haben ihn beleidigt."

„Woraus ersieht das Eichhorn solches?"

„Aus seinen Worten. Als er mich auf dem Wege hierher entdeckte, ritt er auf mich zu, schneller, als ich nach den Felsen hinauf zu schlüpfen vermochte. Was ich wollte, er erriet es. Geh zu den Moquis, sprach er, und seine Stimme war das Zischen einer Schlange, geh nach Oraibe, wohin du gehörst, und spreize deine Beine über eine Moquiziege und nicht über ein Pferd. Geh hin und hilf den Weibern Wolle spinnen und trage ihnen Wasser zu. Alle Moquis sind Weiber. Dann

hob er die Peitsche, und zweimal traf mich der Riemen über den Rücken, daß ich das Blut rinnen fühlte," und sich umkehrend, zeigte er den beiden Mädchen die über beide Schulterblätter fortreichenden hoch aufgetriebenen blutrünstigen Male.

„Die Navahoes sind grausam," versetzte Ojo Azul bedauernd; „bist du von ihnen mißhandelt worden, so wirst du in Oraibe deshalb nicht verachtet. Doch wenn er dich schlug," forschte sie vorsichtig weiter, „sagte er nicht, was ihn um seinen Verstand gebracht habe?"

„Nichts" sagte er. „Der Gobernador von Oraibe mag ihn nach dem Verbleib der Moquischafe gefragt haben, die auf den Weiden der Navahoes grasen."

„Nein, Zurje, das ist's nicht, was ihn zornig machte. Aber ein Moquimädchen forderte er zur Frau, und es wurde ihm verweigert."

„Besitzt er nicht genug Weiber der eigenen Nation, die für ihn arbeiten?" fragte Zurje heuchlerisch. „Will er Fremde in seinem Hause sehen, um sie zu schlagen? Doch ich errate, auf wen er seine Augen warf. Ojo Azul trägt einen Zauber auf ihrem Arm. Ein Medizinvogel ist in ihre Haut eingestochen worden. Es ist die Medizin eines Weißen, und die ist stark."

Ojo Azul lachte.

„So mag er sich selber langhalsige Vögel auf Brust und Schultern einätzen," sprach sie spöttisch. Doch setze dich her zu uns. Deine Füße sind müde. Iß von meinem Brot; deinen Rücken will ich mit einem Streifen Baumwollenzeug in salziges Wasser getaucht, bedecken. Es wird deine Schmerzen verscheuchen. Auch schlafen magst du in diesem Raum — dort liegen Decken und weiche Schaffelle, und wenn die Sonne wieder in die Tür schaut, magst du hingehen zu Ciervo und ihm sagen, daß die Häuser von Oraibe dir besser gefallen, als die Hütten und Felshöhlen der Navahoes. Ciervo ist sanftherzig und weise. Er wird dir ein Calicothemde geben, deinen geschlagenen Rücken zu bedecken, daß niemand die Narben sieht."

„Die Narben sind von einem Navahoe geschlagen worden," versetzte Zurje, indem er sich vor dem Feuer niederließ und von dem Gebäck zu essen begann, „ich schäme mich nicht, sie zu zeigen.

Mögen die Moquis daran erkennen, daß Zurje nicht mehr zu den Navahoes gehört. Und Salzwasser, um meine Schmerzen zu stillen? Was sind Schmerzen? Ich bin ein Mann; ich achte sie nicht."

Ojo Azul hatte den heißen Stein aus der Glut gezogen und den abgekühlten an dessen Stelle gelegt, dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf, bei der die junge Gefährtin sie aufmerksam unterstützte.

„Garza ist nicht daheim," nahm Zurje gleißnerisch alsbald das Gespräch wieder auf; „fürchtet Ojo Azul sich nicht, allein zu wohnen? Fürchtet sie nicht den hinterlistigen Navahoehäuptling?"

„Ich wohne nicht allein," antwortete Ojo Azul freundlich, „du siehst hier die Tochter des Bruders meiner Mutter. Sie ist zu mir gekommen, auf daß böse Träume mir fern bleiben. Und Dalchu-Pesch?" sie lachte hell, „besitzt er die Schwingen eines Vogels, daß er über die Hirten hinweg hier herauf zu fliegen vermöchte? Doch iß, Zurje, feines Mehl ist im Überfluß vorhanden. Ich schaffe Brot genug, zehn hungrige Jäger zu befriedigen. Ich schaffe viel in Vorrat. Garza, wenn er heimkehrt, soll alles so finden, daß sein Auge lacht und sein Herz sich erfreut."

So plauderte Ojo Azul, bald zu dem hinterlistigen Navahoe, bald zu ihrer schüchternen Gefährtin, während das Gebäck, sich unter ihren Händen zu einem Berge auftürmte.

In den Häusern erloschen die letzten Feuer und tiefe Stille umlagerte die Stadt, ruhte auf dem in Mondlicht schwimmenden Plateau. Auch die Feuer bei den Herden schienen einschlummern zu wollen.

Ojo Azul hatte Decken und Schaffelle hervorgeholt und dem Navahoe ein Lager in der Nähe des Feuers bereitet. Die junge Hausgenossin war durch die Falltür in die unteren Räume hinabgestiegen. Ojo Azul ordnete noch zwischen den Speisevorräten, um der Gefährtin innerhalb kurzer Frist zu folgen, als Zurje, sich erhebend, plötzlich in das Feuer hineintaumelte und, wie zufällig, die flammenden Holzstücke auseinander riß. Bei dem unerwarteten Übergang von der

Helligkeit zur Finsternis kehrte Ojo Azul sich ihm erschreckt zu. Diesen Augenblick aber benutzten drei Navahoekrieger, die die von dem kundigen Genossen niedergeschobene Leiter erstiegen und sich bisher im Schatten des winkeligen Gemäuers verborgen gehalten hatten, in das Gemach hineinzuschleichen und sich an die Wand neben der Tür anzuschmiegen.

„Über einen weiten und rauhen Weg bist du gewandert," bemerkte Ojo Azul, indem sie, die glimmenden Brände wieder anzufachen, niederkniete, „deine Füße schwanken, sie tragen kaum noch —"

Was sie hinzufügen wollte erstarb zwischen den Falten einer Decke, die Zurje mit Gedankenschnelligkeit über ihr Haupt geworfen und so fest um ihren Hals geschnürt hatte, daß der sich ihrer Brust entwindende Hilferuf zu einem nicht über die nächste Nähe hinausreichenden dumpfen Ton herabsank. Fast eben so schnell waren die drei anderen Räuber zur Hand, sie in eine große Navahoedecke einhüllend und, um ihr die letzte Möglichkeit der Bewegung zu rauben, diese mit einem Lasso umwindend. Nur die Falten vor dem Gesicht lockerten sie so weit, daß etwas Luft zu dem vor Entsetzen halb ohnmächtigen Mädchen drang und einem Erstickungstode vorbeugte.

Zwischen den Navahoes wurde während der wenigen Minuten des hinterlistigen Überfalls kein Laut gewechselt. So widerstandslos hatte der erste Schreck Ojo Azul gemacht, und so schnell und geräuschlos war alles vor sich gegangen, daß die junge Moqui unterhalb des Gemaches in dem durch eine Fackel von harzigem Zedernholz dürftig erhellten Schlafraum keine Ahnung von der Nähe einer Gefahr erhielt. Erst als Zurje bei ihr mit finster drohendem Gesicht eintrat, ahnte sie Entsetzliches. Aber schon legten seine Hände sich blitzschnell um ihren Hals und hinderten sie derart am Sprechen und Schreien. Nach wenigen Minuten das verfinsterte Gemach wieder verlassend, ließen die Räuber das junge Mädchen an Händen und Füßen gefesselt unter einer Anhäufung von Decken und mit einem Knebel im Munde zurück. —

Mehrere Tage waren seit jener gewaltsamen Entführung verstrichen und die Sonne hatte noch nicht lange die Mittags-

linie überschritten, als Hilger und seine Begleiter sich dem Plateau von Oraibe näherten. Der Schritt ihrer Tiere war langsam und schwerfällig. In langer Reihe folgten Reiter und Lasttiere einander auf dem schmalen Pfade. Hilger ritt an der Spitze des Zuges. Ihm zur Seite schritt Garza. Die ihm durch seinen Vater gewordene notdürftige Kenntnis der englischen Sprache erleichterte dem jungen Halbindianer die Unterhaltung mit Hilger.

„Mein Aufenthalt in Oraibe wird so lange dauern," bemerkte dieser im Laufe des Gesprächs, „wie ich fühle, daß ich unter den Moquis gern gesehen bin."

„So werden dereinst die jungen Mädchen von Oraibe ihre Klagelieder am Grabe des klugen weißen Mannes singen," versetzte Garza mit einem heiteren Blick aus seinen klugen Augen. Dann aber auf der Anhöhe über sich eine undeutliche Bewegung entdeckend, fügte er hinzu: „Man hat in der Stadt Eile, uns zu sehen. Ojo Azul erspähte uns vom Dache aus."

Der andere Moqui, der sich eine Strecke vorausbefand, rief ihm eine kurze Bemerkung zu, die er in derselben Weise beantwortete; dann sich wieder Hilger zukehrend: „Keine gute Nachricht, die man uns zuträgt. Wer weiß, die Navahoes mögen in unsere Herden eingebrochen sein."

Aufmerksam spähten Alle zu dem Boten hinüber, der den hindernisreichen Pfad mehr hinabzufliegen, als zu laufen schien.

Als er mit dem voraufschreitenden Moqui zusammentraf, raunte er ihm einige Worte zu. Sichtbar erschreckt richtete dieser seinen Blick mit eigentümlicher Spannung auf Garza. In wenigen schnellen Schritten befand Garza sich bei ihm. Ein kurzes Gespräch entspann sich zwischen ihnen, während dessen der Halbindianer zwar seine ruhige Haltung bewahrte, jedoch erbleichte.

Nachdem der Bote seinen Bericht geendigt hatte, starrte Garza ein Weilchen vor sich nieder, dann kehrte er sich dem schwarzen Juan zu, der inzwischen herangekommen war und neben Hilger und Constanz in seiner Nähe hielt.

„Die Reisegefährten mögen jetzt zeigen, daß sie Freunde der Moquis sind," sprach er anscheinend ruhig, aber Keinem entging, daß seine schmale Hand den Kolbenhals der auf seiner Schulter ruhenden Büchse fester umspannte, die Navahoes sind während

meiner Abwesenheit in die Stadt geschlichen und haben Oja Azul geraubt. Ihr Häuptling wünscht sie zum Weibe. Er schickte den langarmigen Zurje, einen Verräter, der viele Jahre hindurch das Brot der Moquis aß. Einem anderen wäre es nie gelungen, sich des Mädchens zu bemächtigen."

Hilger und Constanz schauten bei dieser Kunde darein, als hätten sie ihren Sinnen nicht getraut. Der schwarze Juan dagegen trieb sein Pferd dicht neben den jungen Mann hin.

„Garza," redete er ihn an, und mit festem Griff legte er seine Hand auf dessen Schulter, „Oja Azul mag sterben, aber die Mutter eines schurkischen Navahoe wird sie nie. Wer sie raubte, bezahlt's mit seinem Leben. Zurje ist mir nicht fremd; einen hinterlistigeren Verräter trug die Erde nicht. Caramba! Noch fühle ich die Peitschenhiebe des toten Nutsa-Pech auf meinen Rücken, und Dalchu-Pech war's, damals ein Knabe wie ich, der mich mit Füßen stieß. Oja Azul wird befreit. Wehe den Navahoes, wenn Oja Azul ein Leid geschah! Ich lernte das Mädchen mit seinem lichten Haar und den blauen Augen kennen, als es noch ein Kind war; es wird gerettet oder gerächt, und müßte ich soviel Navahoes samt ihren Weibern und Kindern würgen wie Oja Azul Haare auf ihrem Haupte zählt!" Dann zu dem Boten gewendet: „Was geschah, nachdem man den Raub entdeckte?"

Fünf unserer besten Jäger zogen aus; sie erhielten Auftrag, auszukundschaften, wohin man Oja Azul schleppte. Ungesehen sollen sie das Navahoe-Gebiet durchstreifen und uns Nachricht zutragen."

Wie lange sind sie unterwegs?„"

„Vier Tage und drei Nächte."

„Es ist gut," versetzte der schwarze Juan zuversichtlich; „Oja Azul ist eine Trägerin des geheimnisvollen Zeichens," wandte er sich an Hilger und Constanz, „möchtet Ihr sie vor Tod und Verderben bewahren, so werdet Ihr mir Euren Beistand nicht versagen."

Bevor diese eine Antwort erteilen konnten, gab er den Moquis ein Zeichen, an die Spitze des Zuges zu treten, der sich alsbald der Oraibe-Höhe zu langsam in Bewegung setzte.

Neuntes Kapitel.

Familienleben eines Navahoe.

Schon am folgenden Morgen schritt Juan zur Ausführung eines klug überlegten Planes. Unter Zurücklassung der Packtiere und der Zunis trat er in Hilgers, Constanz und Garza's Gesellschaft die Reise an. In seinem Gefolge befanden sich einige Moquis, dazu ausersehen, die Reittiere, sobald sie hinderlich werden sollten, nach Oraibe zurückzuschaffen und sie dort den Zunis zu übergeben. An Lebensmitteln führten sie nur soviel mit sich, wie jeder bequem auf seinem Körper unterzubringen vermochte, und zwar von dem nahrhaften Pinole, einer Mischung fein geriebenen Mehls und zu Pulver gestampften gedörrten Fleisches. So folgten sie dem Pfade, auf dem sie den ausgesandten Kundschaftern zu begegnen hofften. Nach zwei Tagen, an der Grenze des Navahoe-Gebietes, stießen die Späher dann auch zu ihnen. Nach deren Aussagen war Ojo Azul nach einem Punkte hineingebracht worden, auf dem schon Dalchu-Peschs Vater eine geräumige Höhle durch einen Vorbau von Pfahlwerk nebst roher Bedachung in eine zweite Häuslichkeit verwandelt hatte. Bis in die Nähe dieses Sitzes hatten sie die Spuren verfolgt. Dann waren sie umgekehrt, aus Besorgnis, daß nach ihrer Entdeckung die Gefangene noch tiefer in das Navahoe-Gebiet hineingeschafft werden würde, wo die Gelegenheit zu deren Befreiung weniger günstig war.

Zufrieden mit solchen Nachrichten, entließ Juan alle Moquis, wogegen er selbst mit seinen drei Begleitern sich zu Fuß in entgegengesetzter Richtung entfernte. Der nächsten Erhebung sich zuwendend, erreichte er nach kurzer Zeit einen Boden, auf welchem sogar ein beschlagener Pferdehuf kaum erkennbare Spuren zurückgelassen hätte. — —

Es war in der letzten Stunde eines klaren Nachmittags, als Juan, vorsichtig bis auf den äußersten Rand einer wohl achtzig Fuß hoch über den Schluchtboden emporragenden Felswand vorkriechend, den ersten Anblick von des Navahoe-Häuptlings Wohnung gewann. Auf einen Wink von ihm krochen die Ge-

Was sie hinzufügen wollte erstarb zwischen den Falten einer Decke, die Zurje mit Gedankenschnelligkeit über ihr Haupt geworfen und fest um ihren Hals geschnürt hatte. (S. 83.)

fährten neben ihn hin. Ginsterbüsche und verkrüppeltes Strauchwerk schützten sie gegen Entdeckung, ohne ihnen selbst die Aussicht über die sich vor ihnen ausdehnende geräumige Schlucht zu rauben. Unterhalb ihres Verstecks lag die zeitweilige Residenz Daschu-Pesch's. Sie bestand aus regelmäßigen Wänden, hergestellt aus rohen Pfählen mit dazwischen gefügtem Flechtwerk von Tannenzweigen. Ähnlich, nur mit etwas mehr Sorgfalt zusammengefügt, war die Bedachung; doch hing sie so niedrig, daß ein ausgewachsener Mann sich gerade frei unter ihr bewegen konnte. Die eigentliche Häuslichkeit lag indessen hinter diesem Vorbau tief in den Felsen hinein. Alle diese Räumlichkeiten kannte Juan genau. War es doch derselbe Ort, an dem er schon im zartesten Jugendalter Sklavendienste verrichtete, zugleich aber im täglichen Verkehr mit den Pferden sich eine solche Gewandheit im Reiten und im Gebrauch des Lassos aneignete, daß man in ihm nach seinem Entweichen einen ebenso brauchbaren Arriero vermißte, wie einen furchtbaren Feind fürchtete.

Zu der Zeit, zu der die vier Abenteurer auf der Felswand eintrafen, herrschte vor der Wohnung des Häuptlings reges Treiben. Dalchu-Pesch war augenscheinlich vor kurzem heimgekehrt; denn noch trug er die farbenreiche Decke um seine Schultern, noch war sein Pferd, dem dicht vor der Hütte einige Maiskolben vorgeworfen worden waren, gesattelt. Andere Pferde, gesattelt und bepackt, weideten in der Nähe, während abseits eine Anzahl berittener Weiber und Kinder unter der Leitung einiger Männer sich damit beschäftigte, aus einer großen Herde einige Dutzend Pferde abzusondern. Andere Weiber und Kinder trugen Sachen aus der Hütte, um sie mit sichtbarem Widerwillen auf Packtiere zu verladen.

Bei Dalchu-Pesch befand sich ein graubärtiger Mexikaner, halb nach Navahoe-Art bekleidet, in dem die spähenden Freunde sofort denselben Menschen wiedererkannten, der die Tontos bei ihrer Verfolgung befehligt hatte.

So verrann eine Viertelstunde. Die Scheidung der Pferde war beendigt. Die Hauptherde wurde abwärts getrieben, die andere die Schlucht aufwärts, wo sie in einiger Entfernung

halten blieb, als Dalchu-Pesch den bei dem letzten Packtier versammelten Weibern und Kindern im befehlenden Tone etwas zurief.

Alsbald trennte sich eine ältere Frau von diesen, und bis auf einige Schritte sich dem Häuptling nähernd, blieb sie in herausfordernder Haltung stehen.

„Dalchu-Pesch," kreischte sie so laut, daß ihre Worte deutlich von dem sprachkundigen Juan verstanden wurden, „Dalchu-Pesch, so lange habe ich hier gelebt als deine erste Frau! Meine Kinder waren deine Kinder, deine Herden waren meine Herden! Ich hinderte dich nicht, als eine zweite Frau in Dein anderes Haus einzog! Zwei Frauen unter einem Dache, zwei Wölfinnen in einer Höhle, es ist einerlei! Ich war nicht unzufrieden; du lebtest hier und dort; hier und dort wuchsen Deine Herden. Aber die Mütter deiner Kinder sind alt geworden; sie gefallen dir nicht mehr! Du warfst Deinen Blick auf ein blauäugiges Moqui-Mädchen und brachtest es hierher. Was will der große Häuptling der Navahoes mit einem Moqui-Hamster? Dalchu-Pesch ist selber zum Weibe geworden, darum sendet er seine erste Frau fort. Er ist ein Lügner! Als die hellhaarige Fremde hier einzog, sagte er, er wolle sie für ein Lösegeld von hundert schwarzen Schafen heimschicken. Er log, denn er fürchtete, die Mutter seiner ältesten Kinder würde die Fremde im Schlaf erwürgen und Feuer an das Dach über ihrem Haupte legen. Der große Dalchu-Pesch log wie ein schlechter Mezcalero! Aber er log zum eignen Schaden! Ja, ich will gehen zu deiner zweiten Frau. Ich will mit ihr teilen deine Herde. Die eine Hälfte wird sie töten, die andere Hälfte verfällt meinem Messer. In Flammen soll des Häuptlings Haus mit allen Vorräten aufgehen! Über seinem Haupte will ich sein zweites Haus anzünden! Mag er verbrennen mit dem Moqui-Hamster, es kümmert mich nicht!"

„Hat Dalchu-Pesch's Sklavin noch mehr zu sagen?" fragte der Häuptling spöttisch; „mag sie ihre Zunge frei spielen lassen. Ich höre den Wind durch die Bäume streichen und achte ihn nicht. Der Sklavin Worte sind schlechter als der Wind."

„Noch mehr habe ich zu sagen," eiferte das Weib, ein breites

Messer schwingend; „ich weiß, wer der Mann dort mit dem gelben Gesicht ist! Manuel nennen sie ihn! Er ist ein Hund, denn er fürchtet Schläge und gibt seinem Herrn hinterlistige Ratschläge! Denke an den schwarzen Juan, der im Hause deines Vaters aufwuchs und ihn dafür würgte! Manuel war's, der mit den Navahoes die Heimstätte der Eltern des schwarzen Juan niederbrannte. Manuel fürchtet den schwarzen Juan, der ihn seit vielen Wintern sucht. Wenn er ihn entdeckt, bricht sein Lasso ihm das Genick. Manuel muß sterben; er ist ein weißer schlechter Hund. Von den Navahoes will er beschützt werden, darum verrichtet er Knechtsdienste bei ihnen. Dalchu-Pesch" — und gellender klang die Stimme der erbitternden Frau — „der blauäugige Moqui-Hamster hat mich vertrieben! Ich will sehen, wie lange es dauert, bis der große Häuptling vergeblich nach der Fremden sucht und die Mütter seiner Kinder bittet, seine Schafe zu scheren und Mais für ihn zu Mehl zu reiben —"

„Hast du gesprochen?" fuhr der Häuptling wild auf, und er schwang seine Peitsche drohend.

„Ich habe gesprochen," hieß es trotzig zurück, doch schickte die Frau sich zum Gehen an; „Worte habe ich gesagt, die dem mutigen Häuptling den Schlaf rauben, ihn furchtsam machen wie ein Kind".

Grollend und vor sich hinschmähend, schwang sie sich auf ein Pferd. Dann entfernte sie sich langsam mit den beladenen Tieren, ihren Kindern und sonstigen Angehörigen. Der Häuptling befahl dem in der Nähe weilenden Zurje, sein Pferd abzusatteln und zu pflöcken, worauf er sich mit Manuel vor der Hütte neben ein glimmendes Feuer auf den Rasen warf und sich mit diesem in ein Gespräch vertiefte.

Während der geräuschvollen Szene vor dem Hause des Häuptlings war zwischen den vier Freunden auf der Felswand kein Laut gewechselt worden. Still und regungslos lagen sie da, die Blicke gespannt auf Dalchu-Pesch gerichtet. Als aber nach Eintritt der Ruhe Juan sich den Gefährten zukehrte, glaubten diese, in das Antlitz eines unter heftigen Krämpfen Gestorbenen zu schauen. Seine dunkle Haut hatte durch das Zurücktreten des Blutes eine Art Mumienfarbe angenommen.

Vor seinen Mundwinkeln stand weißer Schaum, während seine Augen mit unheimlich starrem Ausdruck unter den finster gerunzelten Brauen hervorglühten.

„Der Mann, der dort unten sitzt," flüsterte er zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hindurch, „der Schurke, der vereinigt mit den Tontos uns nachstellte, er ist's, den ich suche nun seit vielen Jahren. Ich versprach, Ojo Azul zu retten, und ich halte mein Wort. Nichts sollte mich sonst hindern, ihm von hier aus eine Kugel durch den Leib zu schießen. Doch nein — er ist die Ursache des Todes aller meiner Angehörigen: ein schnelles Ende wäre zu gut für ihn. Er muß langsam sterben, muß wissen, wer Vergeltung an ihm übt, wer die Leiden und Qualen Unschuldiger an ihm rächt."

Er zögerte ein Weilchen. Seine Erregung besänftigte sich. Statt des Ausdruckes namenloser Wut trat finstere Entschlossenheit auf seine Züge.

„Manuel — ich kenne ihn jetzt — er entläuft mir nicht. Ojo Azul dagegen?" nennt mich den erbärmlichsten Lügner, der jemals einen Lasso schwang, wenn sie nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden frei und in Sicherheit ist! Caramba! Nicht ein Wort des grimmigen Weibes ging mir verloren, und ich weiß, wo ich unsern stärksten Bundesgenossen zu suchen habe.

Nach einer kurzen Verständigung mit Garza kroch er rückwärts in das Gebüsch hinein. Leises Knistern und Rauschen verriet noch, daß er sich erhob; dann wurde es still ringsum. Nur die zahllosen Heimchen in dem Gestein sangen ihre Nachtliedchen, gleichsam den breitbeschwingten Ziegenmelker begrüßend, der bereits rege geworden war und in blitzschnellen Windungen einherschießend seinen melancholischen Ruf durch die Schluchten sandte.

Als Juan sich von den Gefährten trennte, war die Sonne eben hinter die westlichen Plateaus hinabgetaucht. Ein Weilchen noch leistete die Abendröte der hereinbrechenden Nacht Widerstand. Dann aber verdichteten sich die Schatten in den Niederungen, mit ihrem Mantel Fels und Wiese, Baum und Strauch umschlingend.

Geduldig spähten die drei Gefährten in die breite, lang gestreckte Schlucht hinab. Wo nur immer nah und fern ein Licht aufflammte, gleichviel ob von den Feuern der Hüter ausgehend oder vor einer der in unregelmäßigen Zwischenräumen den Felswänden gleichsam angeklebten Heimstätten geschürt, da lenkten sie ihre Aufmerksamkeit hin; doch nirgends entdeckten sie ein Zeichen von den geheimnisvollen Plänen Juans. Auch vor dem Vorbau des Häuptlings brannte ein großes Feuer. Er saß davor auf einem Holzblock und betrachtete gleichgültig Manuel, der, gemeinschaftlich mit Zurje, sich mit der Zubereitung eines Mahles beschäftigte.

Eine Stunde verrann und noch eine. Die Freunde wurden bereits besorgt um Juan, als dessen flüsternde Stimme plötzlich aus nächster Nähe ihre Ohren erreichte. Sie hatten ihn nicht kommen hören, so leise und behutsam waren seine Bewegungen gewesen.

„Wir müssen hinunter," sprach er dringend, „es ist eine gefährliche Aufgabe, allein Ihr seid Männer. Für mich und Garza noch gefährlicher als für Euch. Für uns bedeutet die Entdeckung Tod. An Weißen vergreifen die Navahoes sich weniger leicht, denn sie fürchten die Strafe der amerikanischen Soldaten."

„Zeigt uns den Weg," versetzte Hilger, der um jeden Preis das junge Mädchen mit dem rätselhaften Zeichen der Gewalt des Häuptlings zu entreißen wünschte, „zeigt uns den Weg und sprecht nicht von Gefahren. Nur Blutvergießen sucht zu vermeiden; es ist das Einzige, worauf ich dringe."

„Und Ihr, Señor Constanz?" fragte Juan diesen.

Statt einer Antwort reichte Constanz dem Arriero die Hand, die von diesem krampfhaft gedrückt wurde.

„Gut," sprach er mit einer gewissen Herzlichkeit, „die Gefahren, die die Tontos uns bereiteten, sind nichts im Vergleich mit denjenigen, denen wir da unten begegnen. Gebraucht daher Eure Augen und Ohren. Und nun folgt mir. Prüft sorgfältig den Boden, bevor ihr den Fuß fest aufstellt. Ein Stein, der sich löst und hinunterrollt, kann zum Verräter werden."

So sprechend schlich er, gefolgt von den Gefährten, so weit auf dem Felsenrande hin, bis er sich gerade oberhalb der Hütte

des Häuptlings befand. Dort, wo das weit vorspringende Dach des Vorbaues ihn gegen die von dem Feuer ausströmende Beleuchtung schützte, richtete er sich empor. Der Duft röstenden Fleisches und der Rauch glimmenden Zedernholzes drang zu ihm herauf. Sich überneigend, entdeckte er in dem Dach selbst helle Fugen, ein sicheres Zeichen, daß auch in der Felsenhöhle ein Feuer brannte.

„Ich ahnte, daß man die Gefangene nicht im Dunkeln lassen würde," flüsterte er offenbar zufrieden. Dann faßte er Hilgers Hand, und Garza anweisend, mit Constanz ähnlich zu verfahren, stieg er auf die erste, etwa drei Fuß tiefe und beinah eben so weit vorspringende Abstufung hinab. Hilger behutsam nach sich ziehend, schlich er der sich stark senkenden Gesteinsschicht so weit nach, wie der von dem Vorbau geworfene Schatten reichte. Dort war ein breites Stück der mächtigen Strata aus der Felswand herausgebrochen, so daß die kühnen Abenteurer in diese hineinkriechen mußten, um von dort aus im Zickzack ihren Weg abwärts weiter zu bewerkstelligen. Ursprünglich war der treppenartige Pfad von der Natur geschaffen worden, doch hatten Menschenhände augenscheinlich hier und dort etwas nachgeholfen. Andere Zwecke, als gelegentlich einem Jäger den Weg abzukürzen, hatte er schwerlich jemals gehabt, und nachdem unten erst die Häuslichkeit gegründet worden war, schien er ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Nur Juan kannte ihn genau, indem er in früheren Jahren, seinem tyrannischen Gebieter ausweichend, oft genug zwischen dem klaffenden Gestein hindurch nach der Höhe hinaufgeklettert war, um sich dort oben Tage lang verborgen zu halten. Jeder Zollbreit der schroffen Felswand war ihm vertraut, jeder kleinste Vorsprung, so daß es ihm verhältnismäßig leicht gelang die ihm Folgenden, von Abstufung zu Abstufung hinunter zu schaffen. Bei ihren sehr langsamen und vorsichtigen Bewegungen dauerte es wohl eine halbe Stunde, bevor sie die Aushöhlung erreichten, die dadurch entstanden war, daß die Deckplatte von des Häuptlings Behausung sich so weit senkte, wie die von beiden Seiten unter sie hingerollten Trümmer es gestatteten.

Bevor Juan die verhältnismäßig sichere Stelle verließ, auf

der nur noch die vier Fuß mächtige Deckschicht der Höhle ihn und seine Begleiter von deren Innerem schied, zugleich aber tiefe nächtliche Schatten ihre Bewegungen verschleierten, lauschten sie gespannt in die Ferne. Als dumpfes Murmeln drang die erzählende Stimme des Mexikaners zu ihnen herüber. Bald hier, bald dort blökte ein Schaf oder wieherte eins von des Häuptlings Lieblingspferden, die, in der Nachbarschaft an langen Leinen gepflökt, gedankenlos zwischen den zertretenen und abgestorbenen Grashalmen rupften. Süßlich duftender Rauch entquoll den Ritzen zu ihren Füßen. Nur auf einzelnen Stellen, wo die Sprünge etwas weiter auseinanderklafften, entdeckten sie einen matten rötlichen Schein, von dem unterhalb der Platte brennenden Feuer entsendet.

Juan zögerte noch immer.

Da tönte von der anderen Seite der Schlucht wiederum das gellende Kreischen der von dem Häuptling von dannen gewiesenen Frau herüber.

Unwillkürlich ergriff Juan Hilgers Arm. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob der Haß der Navahoe-Frau gegen die neue Nebenbuhlerin die Anhänglichkeit an ihren Eheherrn und ihre Sorge für sein Eigentum überwog. Denn welche Versprechen sie in ihrer Wut dem schwarzen Juan, der sich mit ihr in Verkehr zu setzen gewußt hatte, geleistet haben mochte — schon die nächste Minute konnte ihren Sinn ändern.

„Dalchu-Pesch!" rief sie aus, und wilder Hohn offenbarte sich in ihrer Stimme, „was säumt der große Häuptling, sich zu dem blauäugigen Moqui-Hamster zu begeben? Ist er ein Kind geworden, daß er die Dunkelheit fürchtet und zuvor sein kaltes Lager durch die Sonnenstrahlen erwärmen lassen will? Dalchu-Pesch braucht sich nicht zu fürchten! Die Frau seiner ältesten Kinder wacht über ihn." —

„Will die elende Wölfin an den Schweif ihres eigenen Pferdes gebunden und durch die Schluchten geschleift werden, so mag sie fortfahren!" fiel der Häuptling drohend ein, während Wut ihn zu verzehren drohte.

Solche Worte schienen das Weib einzuschüchtern, denn es trat wieder Schweigen ein. Juan aber, das geräuschvolle Zwie-

gespräch zu seinen Gunsten benutzend, war seinen Gefährten voraus seitwärts von der gewaltigen Platte hinuntergeglitten, wo er in einer Art Nebenhöhle einige Schritte weit unter derselben Platte hinzukriechen vermochte.

Ein gedämpfter Lichtschein schimmerte unterhalb der Platte und zwischen den sie tragenden Blöcken hindurch ihnen entgegen. Bis zu einer gewissen Höhe waren die Öffnungen sehr einfach vermauert worden. Nur oben waren kleinere und größere Fugen gelassen worden, um bei jeder Windrichtung den Rauch ablenken zu können. Vor diese Fugen drängte Juan seine Begleiter hin; er selbst aber schlich bis zur äußersten Grenze des Verstecks zurück und lauschte wiederum gespannt in's Freie hinaus.

Mehrere Minuten verrannen in banger Erwartung. Durch die vor ihnen sich öffnenden Fugen spähten Hilger, Constanz und Garza in die Höhle hinein, deren größter Teil sie zu übersehen vermochten. Sie war geräumig und mit solchen Dingen ausgestattet, wie sie einen Navahoe-Haushalt charakterisieren. Eine Wand von Flechtwerk trennte sie von dem offenen Vorbau. In der Mitte, in einer runden Vertiefung, brannte helles Feuer, genährt mit trockenem, nur wenig Rauch erzeugenden Zedernholz. Den Rücken der hinteren Wand zugekehrt, so daß der Ausgang gerade vor ihr lag, saß Ojo Azul auf der Erde. Um sie herum standen Lebensmittel in seltsam bemalten Tongefäßen und ausgehöhlten dürren Flaschenkürbissen. Nichts davon hatte sie angerührt. Ihre schlanke Gestalt verschwand unter einer faltigen Decke. Hoch nach dem Kopfe hatte sie sie hinaufgezogen, so daß es nur einer leichten Bewegung bedurfte, sie schleierartig vor sich niederfallen zu lassen. Als Hilger den ersten Anblick des in seiner eigentümlichen, fast starren Regungslosigkeit noch immer unbeschreiblich lieblichen Wesens gewann, legte ein Gefühl wohltuender Wärme sich um seine Brust. Als ob die holde Erscheinung in ihrer Verlassenheit wirklich durch die engsten verwandtschaftlichen Bande an ihn gekettet gewesen wäre, empfand er die Notwendigkeit, rettend einzuschreiten.

Garza stand neben ihm. Er hatte nur einen Blick auf seine Schwester geworfen, als er zwei Finger auf seine Lippen legend,

das täuschende Zirpen einer der die Feldritzen reich belebenden Springmäuse nach dem Feuer hinüber sandte.

Ojo Azul rührte sich nicht; nur leises Beben schien ihren Körper zu durchrieseln.

Wiederum ertönte das Zirpen.

Langsam kehrte Ojo Azul ihr Antlitz den als Rauchfang dienenden Öffnungen zu, die großen blauen Augen fest auf den Punkt gerichtet, von dem, aus schwarzen Schatten hervor, das Geräusch zu ihr gedrungen war. Ihre Züge verharrten in völliger Regungslosigkeit. Nicht einmal die sich scharf auszeichnenden langen Wimpern zuckten. Als aber zum dritten Mal das Zirpen ertönte, warf sie einen scheuen Blick um sich, und durch die Decke nach dem Ausgange zu die Bewegung der Arme beschattend, zog sie ein spitzes Messer aus den Falten ihres Gewandes. Flüchtig ließ sie die Waffe im Scheine des Feuers glänzen, dann verbarg sie sie eben so schnell wieder. Sie hatte die Nähe ihres Bruders erraten und ihm wie seinen Begleitern unzweideutig verkündet, daß Dalchu-Pesch den Versuch einer Umarmung mit seinem Leben bezahlen würde.

Draußen wurde Pferdegetrappel laut.

Dalchu Pesch rief eine kurze Bemerkung in die Schlucht hinein. Eine Antwort erfolgte nicht; dagegen verstärkte sich die geräuschvolle Bewegung unter seinen Lieblingspferden. Der Häuptling sprang empor. Seine wiederholte Frage wurde beantwortet durch das gellende Lachen und Kreischen seiner erzürnten Frau, mit dem sie die von ihren Leinen gelösten Pferde davonjagte.

„Dalchu-Pesch!“ rief sie aus, indem sie sich nach dem gegenüberliegenden bewaldeten Abhange zurückzog, „was zögert der große Häuptling noch? Will er nicht in die Arme des Moquihamsters eilen? Besteige er doch seine Pferde, wenn die eigenen Füße ihn nicht mehr tragen! Hemme den Bach, der von den Bergen niederrieselt! Hemme den roten Strom, mit dem seine Pferde den Rasen färben.“ —

Sie verstummte vor dem Wutschrei, mit dem der Häuptling, gefolgt von dem langarmigen Zurje, ihr nachstürzte, dann aber, da sie in der Dunkelheit und zwischen dem Gebüsch ihm

unerreichbar war, sich dahin begab, wo seine kostbarste Habe, seine Pferde gestanden hatten.

Diese Minuten einer geräuschvollen Verwirrung hatte der schwarze Juan nur erwartet, um seinen schlau durchdachten Plan zur Ausführung zu bringen. Hastig schlüpfte er zu seinen Gefährten hin.

„Die Mündungen der Büchsen schiebt durch die Öffnungen," raunte er ihnen dringend zu, „und haltet Euch bereit zum Feuern. Aber nur, wenn's sich um Leben und Tod handelt, gebt einen Schuß ab. Garza weiß, wann es Zeit ist. Sein Schuß ist der erste." —

Er sprach noch, als Schritte unter dem Vorbau ertönten. Hilger, Constanz und Garza gaben ihren Gewehren die vorgeschriebene Lage und fast gleichzeitig trat Manuel in die Höhle ein, sich Ojo Azul gegenüber, die die Decke vor ihr Antlitz niederzog, auf die Erde werfend. Noch im Augenblicke des Scheidens hatte Dalchu-Pesch dem Mexikaner die Bewachung der Gefangenen übertragen, um nicht auch sie ein Opfer des wütenden Weibes werden zu lassen.

Sein Erscheinen brachte Juan außer Fassung; doch nur einige Sekunden dauerte seine Unentschiedenheit. Die Büchse lehnte er neben Garza an's Gestein, für diesen ein Zeichen, sie nicht verloren gehen zu lassen; dann glitt er wie ein Schatten über das Geröll fort neben den Vorbau der Höhle hin, wo er sich, den Schein des Feuers meidend, niederwarf.

Der Lärm in der Schlucht hatte unterdessen seinen höchsten Grad erreicht. Wutschnaubend rannte Dalchu-Pesch hin und her. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dem Pferd, das vor wenigen Stunden noch ihn getragen hatte, das letzte Leben aus einer tiefen Wunde in der Brust entquoll, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Seine Pferde gingen ihm über alles, über Weib und Kind, und wäre seine erbitterte Frau jetzt vor ihn hingetreten, er würde nicht gezaudert haben, ihr ein ähnliches Ende zu bereiten, wie sie seinem Lieblingstiere.

Zehntes Kapitel.

Im Tale der Zunis.

Weiter abwärts ertönte das verworrene Getümmel, begleitet von wütendem Heulen, je nachdem bald hier, bald dort eins der still verblutenden Tiere aufgefunden wurde.

Gespannt lauschten die in dem Versteck versammelten Freunde, um nicht das zum Handeln auffordernde Signal zu versäumen. Gespannt lauschte Ojo Azul, die die Nähe der Rettung nicht länger bezweifelte. Ihre Haltung blieb indessen unveränderlich dieselbe. Sie schien taub zu sein gegen die höhnischen Bemerkungen, die Manuel, noch erbittert über den Mißerfolg seiner mühevollen Reise, ihr über das Feuer hin in der Navahoe-Sprache zusandte.

„Garza und der schwarze Juan sind gute Freunde," spottete er, „Ojo Azul wird dagegen die Frau des Dalchu-Pesch. Garza wird's ihr danken, denn er kann frei ein- und ausgehen in den Hütten der Navahoes. Er wird mir den schwarzen Juan bringen, auf daß ich —"

Ein Geräusch hinter ihm veranlaßte ihn, sich umzuschauen, und vor ihm stand derjenige, dessen Name er eben nannte. Diese Entdeckung aber wirkte so lähmend auf ihn ein, daß er weder ein Wort hervorzubringen, noch die neben ihm liegende Büchse zu ergreifen vermochte. Dagegen folgte er mit den Augen der Richtung, in die Juan mit der Hand wies.

„Manuel," redete dieser ihn mit finsterer Entschlossenheit an, „blicke hinüber, drei Gewehrläufe sind auf dich gerichtet, um dir das Gehirn zu zerschmettern, sobald du den leisesten Laut von dir gibst oder Miene zum Entfliehen oder zum Widerstande machst." Er schwieg einige Sekunden, sich an dem Entsetzen seines Todfeindes weidend, und fuhr dann fort:

„Es wäre mir ein Leichtes gewesen, dir hinterrücks das Messer durch's Herz zu stoßen, nachdem ich viele Jahre vergeblich nach dem letzten jener Verräter forschte, die den Brand in das Haus meiner Eltern warfen und die Arglosen grausam

mordeten. Ha, stiere mich immerhin an; ich bin der letzte jener einst so glücklichen Familie, du aber der letzte jener Verräter. —"

„Juan," hob Manuel an, aber jener schnitt ihm durch eine abwehrende Bewegung das Wort ab, „ich kam, das Mädchen zu befreien, und ein glücklicher Zufall führte dich mir in den Weg. Ist Ojo Azul gerettet, dann ist es an uns, Rechnung miteinander abzuhalten. Doch bevor ich dem Kinde die Freiheit gebe, muß ich mich gegen weitere Verräterei schützen. Rühre dich nicht," fügte er drohend hinzu, und indem er auf die Gewehrmündungen wies, schritt er nach einem Winkel der Höhle hinüber, wo an einem Pflock mehrere Lassos hingen, „die Hände, die jene Büchsen halten, sind gewohnt, auf hundert Ellen den Hirsch ins Auge zu treffen. Spare deine Beteuerungen; sie sind nicht mehr wert, als der Rauch über diesem Feuer."

Eine der Leinen in der Hand, trat er über den bebenden Mexikaner hin. Schnell fesselte er die ihm willig dargereichten Hände, worauf er auch seine Füße zusammenschnürte und diese mit den Händen vereinigte. Eine Decke wand er ihm noch um's Haupt, um seine Stimme zu dämpfen, und erst dann, nachdem er ihn vollständig wehrlos gemacht hatte, rief er Ojo Azul bei Namen.

Diese, die so lange schwankend zwischen Furcht und Hoffnung unter ihrer Decke gesessen hatte, erhob sich und folgte ihm nach der Seite hinüber, auf der die Gewehrläufe noch immer sichtbar waren. Vertraut mit der Einrichtung der Höhle, gelang es ihm leicht, einen der in die Öffnungen zwischen den natürlichen Tragepfeilern nur mittels Lehmerde eingefügten Steine zu entfernen. Noch leichter folgten dem ersten mehrere andere, und in der nächsten Minute klaffte eine Öffnung in der Wand, durch die Ojo Azul mit Hilfe der sie emporziehenden Freunde ins Freie hinauszuschlüpfen vermochte.

„Fort!" flüsterte Juan dringend, sobald das Mädchen draußen festen Fuß gefaßt hatte. „Fort, nach der Höhe hinauf! Garza kennt den Weg jetzt. Fort, bevor es zu spät wird — und laßt meine Büchse stehen!"

Die drei Männer verschwanden mit Ojo Azul aus dem nunmehr matt beleuchteten Versteck, und Juan kehrte sich seinem

Opfer wieder zu. Aber er war nicht mehr der besonnene, überlegende Arriero von früher. Nachdem er eine Handlung treuer Menschenfreundlichkeit vollbracht hatte, war in ihm nur noch eine einzige Regung, ein unauslöschlicher Durst nach Rache zurückgeblieben. Was er in frühester Kindheit an Grundsätzen unter den Navahoes eingesogen hatte, was genährt wurde durch Unglück und Knechtschaft, was er so viele lange Jahre hindurch mit sich herumtrug: heute sollte es seinen Abschluß erhalten, und wäre das eigene Leben der Preis dafür gewesen. Hastig riß er die Decke wieder von Manuels Haupt, und sich über ihn hinneigend, flüsterte er ihm zähneknirschend zu: „Ob du dem Teufel oder allen Heiligen deine Seele befiehlst, es kümmert mich nicht; aber deine Stunde ist gekommen. Nichts in der Welt kann dich retten. Und wenn dann der Tod an dich herantritt, Manuel, so vergegenwärtige dir meinen Vater und meine Mutter, denen du, gemeinschaftlich mit anderen, ein furchtbares Ende bereitetest. Mögen ihre Geister und der meiner gemordeten Schwester in der letzten Minute deines Lebens dir erscheinen und dich alle Qualen hundertfach empfinden lassen, die du unschuldigen Menschen verursachtest."

Schnell wand er wieder die Decke um das Haupt seines Opfers. Dann nahm er flackernde Brände aus der Feuerhöhle, und sie zuvor schwingend, daß sie hell aufflammten, legte er sie an die brennbaren Vorräte in der Höhle selbst und in kurzen Zwischenräumen an der Außenwand nieder, die, aus dürren harzigen Zweigen und Pfählen bestehend, sich sofort knisternd in Feuer hüllte.

Manuel, seines Todfeindes Absicht erratend, wand sich unter gräßlichem Stöhnen; allein er befand sich in der Gewalt eines Mannes, der kein Erbarmen mehr kannte.

Einen Blick befriedigter Rache warf Juan noch auf sein Opfer; dann schlich er auf demselben Wege aus der raucherfüllten Höhle, auf dem er Ojo Azul zur Flucht verholfen hatte. Draußen blieb er stehen und lauschte aufmerksam in die Ferne. Drohendes Heulen und Jauchzen drang zu ihm herüber. Die weithin leuchtenden Flammen waren bemerkt worden, und alle Navahoes, die auf den Füßen waren, Dalchu-Pesch vorauf, stürmten der

brennenden Hütte zu. Grausig wurde das Knistern des brennenden Holzwerks und das näher rückende Gellen der wilden Räuber durch die markerschütternden Rufe Manuels übertönt, dem es gelungen war, die Decke von seinem Kopfe zu entfernen.

Da erschien in schwindelnder Höhe auf dem äußersten Rande Ojo Azul, von dem betäubenden Gellen der herbeistürmenden Navahoes begrüßt.

„Juan!" rief sie niederwärts, „ist mein Freund ein Coyota geworden, daß er sich an den Qualen seiner Beute weidet?"

Juan fuhr erschreckt zusammen. Dann kehrte er sich um, und die Büchse an die Schulter werfend, schoß er sie unter der Platte hindurch in die Höhle hinein ab.

Das entsetzliche Geschrei verstummte. Ojo Azul verschwand. In der nächsten Minute aber flog der schwarze Juan mit der Gewandtheit eines Baumläufers an der Felswand hinauf, verfolgt von dem Wutgeheul der erbitterten Navahoes und umsaust von Kugeln, die ihm aus verschiedenen Richtungen nachgesandt wurden. Zwei Drittel der Höhe hatte er erstiegen, als die Flammen, nachdem sie die kleinen Zweige und Nadeln verzehrt hatten, zurücksanken und sich der festeren Holzbestandteile bemächtigten. Juan mäßigte seine Eile. Aber indem er seine Aufmerksamkeit zeitweise der brennenden Hütte zuwandte, sah er nicht, wie Zurje, einer langgliedrigen Spinne ähnlich, hinter ihm her den gefährlichen Pfad hinaufschlüpfte, und, ihm an Gewandheit überlegen und nicht behindert durch Wehr und Waffen ihm von Sekunde zu Sekunde näher rückte. Als Juan den Rand der Höhe gerade oberhalb der brennenden Hütte erreicht hatte, fühlte er, wie zwei lange Arme zu beiden Seiten von ihm hinglitten. Die Büchse von sich werfend, kehrte er sich blitzschnell um und erkannte Zurje, das mißgestaltete Eichhorn, das ihn mit Riesenkräften umschlang, ihn dem Abgrunde zudrängte und durch lautes Gellen die Aufmerksamkeit der vor der Hütte versammelten Navahoes auf sich lenkte.

Beim ersten Griff, der Juan fast den Atem raubte, gab dieser sich verloren, zumal er sich emporgehoben fühlte und den Halt unter seinen Füßen verlor.

Nur dadurch, daß es ihm gelang, den Hals seines Gegners

zu umklammern, schützte er sich gegen den Sturz in die Tiefe. Gleichzeitig schlug er seinen Gegner mit dem Fuß in die Kniekehle, worauf beide hart am Rande des Abgrundes niederstürzten, jedoch ohne von einander abzulassen.

Die knisternde Lohe beleuchtete jetzt einen Kampf, wie er grausiger kaum gedacht werden konnte. Zwei Gegner waren aneinander geraten, die an Körperkraft und Gewandtheit einander vollkommen gewachsen, sich gegenseitig mit der Wut angeschossener Bären umschlungen hielten. Keuchend preßten die beiden Körper sich aneinander; sonst verließ kein Laut die wutschäumenden Lippen. Noch weniger wagte einer von ihnen seinen Griff zu ändern und dadurch dem andern Luft zu gönnen. Wie unten, von wo aus bei der flackernden Beleuchtung der Kampf nur unvollkommen zu überwachen war, aufmunterndes Gellen und Jauchzen erscholl, so harrten Hilger und Constanz klopfenden Herzens auf die Gelegenheit, ihrem bedrängten Freunde beizustehen. Doch immer vergeblich. Die enge Verschlingung der Glieder hinderte sie von ihren Büchsen Gebrauch zu machen. Plötzlich stieß Ojo Azul einen Ruf des Entsetzens aus, während Hilger und Constanz auf die Kämpfenden zusprangen, um Juan, der nur noch eines mäßigen Stoßes bedurfte, um in den Abgrund hinabzurollen, zurückzureißen. Doch sie wären zu spät gekommen; denn das Eichhorn hielt des Mexikaners Kehle umkrallt, und keine Sekunde mehr hätte es gedauert, bis den Gewürgten die letzten Kräfte verlassen hätten. Da im entscheidenden Augenblick glitt seitwärts von ihm, wie aus dem Gestein hervorschießend, ein Messer vor Juans Gesicht vorüber, und zuckend öffnete sich die im Gelenk halb durchschnittene Hand des Navahoe. Fast ebenso schnell hatte Juan das Übergewicht gewonnen. Keuchend und mit einer gewaltigen Kraftanstrengung wälzte er sich über seinen Gegner hinweg von dem Felsrande fort; eine zweite, unter Aufbietung seiner letzten Kräfte ausgeführten Schwingung, und Zurje hing frei über dem Abgrunde, nur noch gehalten durch die unversehrte Faust, die sich in Juans Oberarm festgekrallt hatte. Doch auch diese löste der gewandte Garza durch einen zweiten Schnitt in das Handgelenk und auch des Nava-

hoes andere Faust öffnete sich. Mit einem durchdringenden Schrei polterte Zurje in die Tiefe hinab. Doch schon beim ersten Aufschlagen auf einen der zackigen Vorsprünge war er verstummt. Eine leblose Masse war es, die, von der Felswand abprallend, das in Flammen gehüllte Dach des Vorbaues durchschlug und in der Funken sprühenden Glut versank.

Weithin durch die Schluchten schollen die Klagen der Navahoes, als sie den verhaßten und gefürchteten Juan den Sieg über das langarmige Eichhorn davontragen sahen. Von dem rasenden Dalchu-Pesch aufgestachelt, trugen seine jungen Krieger die Kunde von dem unglücklichen Ereignis von Tal zu Tal, von Hütte zu Hütte, um Alles zur Umstellung der Flüchtlinge aufzubieten.

Juan säumte kurze Zeit, um Atem zu schöpfen. Dann drückte er Garza die Hand, worauf er seine Büchse lud und, an die Spitze des kleinen Zuges tretend, gerade die entgegengesetzte Richtung von derjenigen einschlug, in der die Moquistädte lagen.

„Sie erwarten uns auf dem Wege, den wir kamen," erklärte er spöttisch, „und wenn sie ihren Irrtum entdecken, haben wir längst ihre Grenzen überschritten." — —

Drei Nächte waren die Flüchtlinge auf vielen Umwegen gewandert, und drei Tage hatten sie auf schwer zugänglichen Höhen gerastet, sich mit dürftigen Speisevorräten und einzelnen, auf rauchlosem Feuer gerösteten Kaninchen, die Garza gelegentlich mit seinen Pfeilen erlegte, begnügend, da endlich gewannen sie den ersten Anblick des umfangreichen, von gigantischen Felsplateaus eingerahmten Zunitales.

Das Navahogebiet lag hinter ihnen.

„Wir dürfen uns jetzt als gesichert betrachten," bemerkte der schwarze Juan, und mit inniger Teilnahme betrachtete er Ojo Azul, die mit unnachahmlicher natürlicher Anmut die kleinen, in Wildleder gekleideten Füße auf den betauten Rasen stellte. Dabei ließ sie ihre klaren blauen Augen umherschweifen, als hätte sie, die bisher nie das heimatliche Plateau verließ, die ihr fremd gebliebenen Herrlichkeiten in der heutigen Umgebung nicht fassen können.

„Achten die Navahoes die Grenzen?" fragte Hilger.

„Da, wo ein offenes feindliches Überschreiten dieser nicht von ihnen abgeleugnet werden darf, wohl," antwortete Juan spöttisch, „anders hingegen, wenn Nacht ihre Verräterei umhüllt."

„So drohte noch immer Gefahr von den Navahoes," versetzte Hilger in der Verfolgung eines unterwegs in ihm entstandenen Planes, „ich meine, es wäre am ratsamsten, Ojo Azul und Garza entschlössen sich, mit mir zu ziehen. Sie sind Kinder des langhalsigen Vogels, gehören also zu mir. Ich will sie dahin führen, wo — nach dem Ausspruch ihres verstorbenen Vaters — die Reiher horsteten; und überzeugen wir uns, daß meine Vermutungen auf Irrtümern beruhten — wohlan, so bin ich bereit, sie wieder hierher zu schaffen. Was heute zwischen den Moquis und Navahoes schwebt, bis dahin wird es vergessen sein."

Garza lächelte bei dieser Aufforderung vor sich hin, wie man wohl ein Ding der Unmöglichkeit belächelt. Ojo Azul dagegen blickte mit rührender Offenherzigkeit zu Hilger empor. Süße Befangenheit und banges Erstaunen spielten auf den fast weißen sammetweichen Zügen des holden Naturkindes.

„Über die hohen Berge hinaus soll ich?" fragte sie mit einer leichten Armbewegung nach Süden und Osten, „in dunkeln Waldungen soll ich leben, wo Zweige und Blätter den Himmel verschleiern? In tiefen feuchten Tälern, wo die Blicke nicht weiter reichen, als die einer Springmaus in ihrer Felsenritze? Nein, nein; über die Berge der Moquistädte wehen kühle Winde, wenn die Sonne das Gestein erhitzt. Bringen sie Schnee und Regen, so ist's warm hinter den Mauern von Oraibe. Ich liebe es, in die Ferne zu schauen. Von den Dächern von Oraibe sehe ich weiter, als ein Mann in zehn Tagen reist."

„Nicht eingeengt sollst du leben, wie ein gefangener Vogel in seinem Käfig," nahm Hilger wieder das Wort, und freundlich blickte er in die zu ihm erhobenen blauen Augen, aus denen ihm heller Enthusiasmus für die unwirtliche heimatliche Felsenwüste entgegenstrahlte, „wie die Wandertaube einherzieht aus kalten Ländern in warme, wie sie hohe Sonnenglut mit kühler

Bergesluft vertauscht, so sollst du leben, bis es endlich dir gefällt, dir selbst ein Nestlein zu bauen."

Ojo Azul sah wieder vor sich nieder, es war, als hätte sie im Geiste einen Flug Tauben begleitet, wie sie solche oft genug hatte über sich hinschweben sehen. Aufmerksam beobachteten Constanz und der schwarze Juan sie. In des letzteren dunkeln Augen prägte sich eine seltsame Spannung aus, ein schmerzlicher Druck schien auf seiner Seele zu lasten.

„Ojo Azul gleicht nicht der Taube," hob die junge Halbindianerin nach einer längeren Pause an, „sie gleicht der Wachtel, die die heimatliche Schlucht nie verläßt. Die gekrönte Wachtel besitzt Flügel, um sich zu erheben und weit um sich zu spähen, allein ihre Schwingen sind schwächer, als die der Tauben; sie kann nicht wandern in den Lüften Tage lang."

„So wird der Reiher sie unterstützen," wandte Hilger aufmunternd ein, sich mit Überlegung der von Ojo Azul angeregten Bilder bedienend, „Ojo Azul gehört zum Geschlecht der Herons; ihr Vater grub selbst das Bild des langhalsigen Vogels auf ihren Arm und auf den ihres Bruders. Tat er es, um seine Kinder unter die kurz beschwingten Wachteln zu bannen, oder daß sie ihre Stärke prüfen und sich der Familie der Reiher zugesellen sollten?"

Ojo Azul sann wieder nach. Was sie im Herzen Hilgers Vorschlägen geneigt machte, sie ahnte es selber nicht. Garza aber mochte ihre Empfindungen ahnen und für sie fürchten; denn ängstlicher beobachtete er den Gesichtsausdruck seiner Schwester, und mit einer gewissen Entschiedenheit hob er an: „Unser weißer Freund spricht gut; er möchte die Reiher wieder vereinigen, die sich weit über Berg und Tal zerstreuten. Er hat eine gute Absicht, allein er ist kurzsichtig. Mein Herz ist krank, wenn ich Oraibe den Rücken kehre. Ojo Azul ist ein Kind; sie weiß nicht, was sie sagt. Bringt sie fort über die Berge und, sie wird sterben. Ein Moquihaus ist gut genug für sie; ein Blick vom Dach ihres Hauses ist besser, als eine Reise viele Tage weit. Die Reiher horsten überall: am Colorado-Chiquito, am Zunifluß, auf der anderen Seite der Berge an großen Gewässern. Niemand wundert sich darüber, niemand treibt sie

zusammen. Warum sollen die Menschen zusammengetrieben werden, die das Zeichen des langhalsigen Vogels tragen? Garza und Ojo Azul sind Kinder des Heron; wo er sein Nest baute, da gehören sie zu Hause. Sie werden Oraibe nicht verlassen. Sollen die jungen Mädchen von Oraibe fragen: Was haben wir getan, daß Ojo Azul entfloh? Welche Antwort erhalten die jungen Männer, wenn sie in das leere Haus hineinrufen: Ojo Azul, komm hervor und wähle, wähle einen Moqui, der mit dir teilt Garten, Felder und Schafe?"

„Ojo Azul ist eine Moqui," pflichtete diese nunmehr anscheinend aus vollem Herzen bei, „sie wird eine Tochter von Oraibe bleiben. Gehe unser Freund mit dem Medizinringe hin und rufe er die Reiher zusammen und zeige er ihnen den Weg nach Oraibe. Die Pueblas der Moquis haben Raum für viele Menschen. Viele breite Dächer gibt es, die darauf harren, daß neue Häuser auf ihnen errichtet werden."

„Sie hat Recht," brach Juan das plötzlich eingetretene Schweigen, und sein braunes Antlitz erhielt eine tiefere Farbe, „sie ist nicht geeignet für die Städte im Osten." —

In diesem Augenblick legte Hilger die Hand auf seine Schulter, und etwas abweichend von der Richtung, aus der sie gekommen waren, weisend, rief er aus: „Wir befinden uns auf dem Gebiete der Zunis, und doch hat es den Anschein, als ob die Navahoes uns auch hier noch verfolgten."

Zwischen den Bäumen war es tatsächlich rege geworden. Weiß- und schwarzgestreifte Decken tauchten auf, doch fehlten Pferde und Lanzen, die die sich auf die Quelle zu bewegende Schar als Navahoes bezeichnet hätten.

„Moquis!" rief Garza aus, sobald er ihrer ansichtig wurde, „Moquis, unter ihnen der Zuni-Häuptling mit seinen jungen Leuten. „Ich sehe die Pferde unserer Freunde, und die beladenen Tiere —"

„Und dort sind Navahoes," fiel Juan ernst ein, die Aufmerksamkeit nach dem anderen Ufer hinüberlenkend, wo eine ebenso starke Schar berittener Indianer in farbenreichen Decken und mit langen Speeren sich von dem waldigen Hinter-

grunde trennte. Sie hielt gleichen Schritt mit den Moquis und schien nicht an Feindseligkeiten zu denken.

„Es sind die Navahoeräuber," wiederholte Juan nach einer kurzen Pause, indem er den Lasso von seinen Hüften wand und über den linken Arm hing, und ich errate, Boten sind zwischen den Moquistädten und den Navahoeschluchten hin- und hergelaufen. Ein Übereinkommen ist getroffen worden. Caramba! Fanden sie uns auf der Navahoeseite, so stand es weniger günstig mit uns. Ich kenne solche Verträge."

Elftes Kapitel.

Scheiden.

In der Entfernung von etwa hundert Schritten von den Flüchtlingen hielten die Moquis an. Die Navahoes befanden sich ihnen gerade gegenüber und folgten ihrem Beispiel. Der Moqui-Häuptling und Dalchu-Pesch näherten sich dagegen der Quelle so weit, daß sie bequem mit Juan ein Gespräch anknüpfen konnten.

„Mein guter Nachbar hat sich jetzt überzeugt," hob Ciervo mit ruhiger Würde an, „daß diejenigen, die er sucht, sich nicht auf seinem Gebiete befinden. Er hat kein Anrecht an sie. Er wird das zwischen den Moquis, Zunis und Navahoes bestehende Übereinkommen achten und heimwärts ziehen zu seinen Herden."

„Ciervo ist ein großer Freund der Weißen," versetzte der Navahoe hochmütig, „sein Herz lacht, weil er die Flüchtlinge auf jener Seite der Grenze sieht. Wie aber will er Leute aus seiner Stadt strafen, die feindlich in die Ansiedlungen der Navahoes einbrachen, deren beste Pferde töteten, einen Freund der Navahoes verbrannten und einen jungen Navahoe von der Felswand in das angezündete Haus seines Häuptlings hinabstürzten?"

„Mag der schwarze Juan für sich selber sprechen," antwortete der Moqui; „er besitzt eine Navahoezunge; er wird verstanden werden auf beiden Seiten."

Juan gab seine Büchse an Garza, und wie spielend den Lasso ordnend, begab er sich schweigend zu dem Moquitrupp hinüber. Ihm schien jedes Selbstvertrauen zu fehlen, solange er den berittenen Feinden gegenüber auf seinen eigenen Füßen stand. Dann sein Pferd von den Zunis in Empfang nehmend, schwang er sich hinauf und gesellte sich im ruhigen Schritt den beiden Häuptlingen zu.

„Dalchu-Pesch spricht eine Lüge," rief er laut aus, sobald er mit jenen ein Dreieck bildend, seine Stellung eingenommen hatte, „oder Nacht verschleierte seine Augen; er mag selber für Wahrheit halten, was seinen Sinn trübte. Wer seine Pferde tötete, kümmert mich nicht; oder bin ich noch immer Sklave eines Navahoe, daß ich seine Herden bewachen müßte, und dafür gegeißelt würde, wie einst von Nintsa-Pesch? Er selber aber weiß so genau wie ich und jene dort," er deutete auf Hilger und die anderen Gefährten, „daß ein Navahoe-Messer sich mit dem Blute seiner Pferde rötete. Den Mexikaner Manuel erschoß ich, es ist wahr, und ich rühme mich dessen. Er verdiente den Tod wie Nintsa-Pesch, mit dem gemeinschaftlich er meine Eltern mordete und deren Haus niederbrannte. Nintsa-Pesch war ein tapferer Krieger. Ich tötete ihn im ehrlichen Zweikampf. Ich gab ihm Gelegenheit, mir den Speer durch die Brust zu rennen. Blutrache ist Sitte bei den Navahoes. Von ihnen lernte ich sie. Der Blutrache fiel ihr Häuptling, fiel Manuel. Meine Seele ist jetzt ruhig. Doch Ojo Azul, gehörte sie in die Hütte eines Navahoe? Nein! Sie wurde geraubt. Wie Dalchu-Pesch in Oraibe einbrach, so schlich ich mit meinen Freunden in sein Haus. Ich befreite Ojo Azul; wurde Zurje, das giftige Gewürm, dabei zertreten, so ist's seine eigene Schuld. Ich rief ihn nicht."

Durch die Reihen der Moquis und Zunis lief beifälliges Murmeln. Die Navahoes schwiegen. Alle Blicke richteten sich auf Dalchu-Pesch.

Dieser setzte sich fester im Sattel, und einen geringschätzigen Blick zu den Pueblo-Indianern hinüberwerfend, hob er an: „Den Moquis bot ich Freundschaft, und sie verschmähten sie. Wenn ich Ojo Azul raubte, so geschah's nicht aus Feindschaft.

Es sollten mehr Decken und Pferde für sie gezahlt werden, als je für ein Weib hingegeben wurden. Weiber haben keinen Willen. Sagten die Moquis und Navahoes: Ojo Azul soll Dalchu-Pesch's Weib sein, so war es gut. Statt dessen schickten sie den schwarzen Juan und weiße Jäger, daß sie feindlich handelten. Die Navahoes sind keine Weiber. Sie vergessen nicht, wenn einer der ihrigen erschlagen wurde. Sie werden sich rächen. Feindschaft wird bestehen zwischen Navahoes und Moquis. Kein Schaf wird bei Sonnenaufgang auf die Weide getrieben werden, von dem man sicher weiß, daß es bei Sonnenuntergang heimkehrt. Aber Dalchu-Pesch will Großmut üben. Alles soll vergessen sein. Manuel hatte des schwarzen Juan Rache herausgefordert. Das Eichhorn war kein Navahoe, kein Moqui. Alles soll in eine Wolke gehüllt werden, wenn die Moquis sich dazu verstehen, Ojo Azul herauszugeben," und seinen Speer über dem Haupte schwingend, stieß er dessen Spitze neben sich tief in den Rasen, sich vom Sattel aus nachlässig auf ihn lehnend.

Ciervo blickte im Kreise herum. Länger betrachtete er mit sichtbarer Teilnahme Ojo Azul, die mit ängstlicher Gebärde Hilger und Constanz des Häuptlings Worte verdolmetschte; dann hob er mit der ihm eigentümlichen Würde an: „Ojo Azul hat ihren eigenen Willen. Sie hat gesprochen. Dalchu-Pesch wird ohne sie heimkehren. Mein Herz ist traurig: Der Navahoehäuptling will Krieg, will, daß die Herden der Moquis und Navahoes vertilgt werden, daß das Blut junger mutiger Krieger den Erdboden färbt. Ich kann ihm nicht helfen."

Bevor Dalchu-Pesch zu antworten vermochte, ritt der alte Zuni Gobernador vor ihn hin.

„Es ist nicht weise," sprach er, „wenn Nachbarn ihre Jagdpfeile mit Widerhaken versehen und ihre Speere schärfen. Beide Teile leiden darunter. Hört die Stimme eines erfahrenen Mannes! Ist das blauäugige Mädchen die Ursache des Streites zwischen Nationen der Moquis und Navahoes, wohlan, so mag diese Ursache schwinden, mag sie fern bleiben den sieben Städten der Moquis und einziehen in das Haus eines Zuni. Die Sitten der Zunis sind die Sitten der Moquis. Ojo Azul wird sich wohl befinden bei den Zunis."

„Der Gobernador ist alt und weise," versetzte Dalchu-Pesch höflich, „fürchtet er nicht, daß durch Ojo Azul das Kriegsbeil zwischen den Zunis und Navahoes ans Tageslicht gezogen wird?"

Es folgte eine kurze Pause, während Ojo Azul Hilger wiederum die Worte des Häuptlings übersetzte. Kaum aber hatte Hilger Kenntnis von der ganzen Sachlage gewonnen, als er schnellen Schrittes in den Kreis der beratenden Männer trat und sich Juan zukehrte.

„Wiederholt ihnen die Worte, die ich jetzt zu Euch spreche," rief er aus, und näher rückte die Schar der Moquis, näher rückten die Navahoes, um das Urteil eines weißen Mannes in ihren Angelegenheiten kennen zu lernen; „sagt ihnen, daß Garza und Ojo Azul zum Geschlecht der Reiher gehören, daß ich selbst ein Reiher sei. Alle mögen die Zeichen auf den Schultern der Geschwister prüfen und die Zeichen auf den beiden Ringen. Ich bin es, zu dem die jungen Reiher gehören. Friede soll bleiben zwischen den benachbarten Nationen, anstatt daß sie im blutigen Kampfe sich gegenseitig aufreiben. Ich aber will das Hindernis zwischen ihnen forträumen, auf daß sie nicht mehr daran erinnert werden. Garza und Ojo Azul sollen mich begleiten; ich will Sorge für sie tragen, wie es sich geziemt. Denn sie sind weder Navahoes, noch Moquis, noch Zunis. Ihr Vater war ein Weißer. Er führte den Namen des langhalsigen Vogels; die Heimat seiner Kinder ist da, wo die Familie der Reiher ihren Horst gründete."

Während Hilger also sprach, schien die Sehkraft in Juans Augen zu erlöschen, sein dunkles Antlitz sich heller zu färben. Ein Weilchen säumte er, wie zweifelnd, ob er den Vorschlag wirklich verkünden solle, aber dann gab er langsam und ausdrucksvoll Hilgers Erklärung in der Navahoesprache wieder.

Nachdem er geendigt hatte, erhob sich wieder zustimmendes Gemurmel unter den Moquis. Auch die Navahoes gaben Zeichen des Beifalls. Dann aber trat tiefes Schweigen ein, denn Ciervo nahm wieder das Wort:

„Ihr Krieger von den Stämmen der Navahoes, der Moquis und Zunis," begann er, „ein Weißer ist unter uns

getreten; ein Mann, der nicht will, daß die Nationen sich gegenseitig vertilgen. Er hat ein gutes Wort gesprochen, und unsere Ohren sollen offen sein. Doch eines Moqui Wort ist wie der Felsen, auf dem seine Stadt liegt. Kein Sturm erschüttert es. Ojo Azul soll nicht gezwungen werden. Mag sie selbst entscheiden. Will sie nach Oraibe zurück, so stehen die Türen ihr offen. Aber sie wird nicht vergessen, daß der Kriegspfad dadurch freigelegt wird. Will sie in die Zunistadt einziehen, so heißt man sie dort willkommen. Möchte sie mit dem weißen Reiher über die Berge fliegen: sie hat ihren eigenen Willen. Ojo Azul, sprich! Tapfere Krieger und weise Männer lauschen deinen Worten: Willst du den Frieden dadurch erhalten, daß du dem Navahoehäuptling folgst, auch darin magst du frei handeln!"

Nach dieser Ansprache schien die Stille ringsum noch lautloser zu werden. Gespannt hingen alle Blicke an Ojo Azul. Keiner achtete auf den anderen. Niemand bemerkte, daß Juan sich über den Sattelknopf ihr zuneigte, wie um den entscheidenden Worten auf halbem Wege entgegen zu kommen. Mit gleicher Besorgnis sah Garza auf sie hin. Er fürchtete, durch ihren Entschluß der heimatlichen Felsenwüste entrissen zu werden.

Ojo Azul bewahrte allein ihre äußere Ruhe. Ein Weilchen schien sie noch zu zweifeln, dann aber strich sie das blonde Haar von ihren Schläfen zurück, und einige Schritte vortretend, sprach sie laut und klangvoll: „Oraibe ist meine Heimat. Aber ich will nicht, daß die Moquis und Navahoes ihre Waffen schärfen. Die Zunis sind gute Nachbarn der Navahoes; sie sollen es bleiben. Ojo Azul will nicht Ursache von Feindschaft sein. Dalchu-Pesch kennt meine Antwort. Krank zog ich in sein Haus ein. Ich wurde gesund, als meine Füße mich wieder hinaustrugen. Mein Vater ist tot. Der weiße Mann hier trägt an seinem Finger das Zeichen des langhalsigen Vogels; er soll mein Vater sein. Mit ihm ziehe ich über die Berge."

Solange Juan, der bei dieser Entscheidung wie entkräftet auf seinen Sattel zurückgesunken war, Hilger die Antwort des jungen Mädchens verdolmetschte, herrschte noch immer dieselbe Ruhe. Sobald Hilger aber, zum Zeichen des Verständnisses, Ojo Azul freundlich zunickte, kehrte Ciervo sich Garza zu.

„Was sagt mein Freund Garza?" fragte er, daß der junge Mann, der wie erstarrt in die Richtung schaute, in der seine Heimat lag, wie aus einem Traum emporfuhr, „wird sein Haus bewohnt bleiben, oder treibt es ihn fort mit der Schwester nach dem Horst der Reiher?"

„Ojo Azul ist die Tochter meines Vaters; wo sie weilt, da ist die Heimstätte Garza's," antwortete dieser scheinbar ruhig, aber seine Lippen bebten.

„Mein großer Navahoenachbar hat die Worte des blauäugigen Mädchens vernommen," fuhr der greise Moqui wieder fort, „mögen die Kinder des weißen Jägers mit dem Manne ziehen, der ein Anrecht an sie hat. Ich bin es zufrieden. Fortgeräumt ist die Wolke, die sich zwischen die Nachbarnationen zu senken drohte. Mag das Beil in der Erde verrosten und in Staub zerfallen."

Dalchu-Pesch zog die Lanze aus der Erde, und die funkelnde Spitze durch seine linke Hand ziehend, entfernte er den Sand von ihr. Sein Gesicht hatte einen verschlossenen Ausdruck angenommen, unheimlich glühten die Augen unter den halb geschlossenen Lidern hervor, indem er verstohlen die ihn von dem schwarzen Juan trennende Entfernung mit den Blicken maß.

„Wer hat ein größeres Anrecht an das Mädchen," fragte er ingrimmig, „ein Fremder, den sie nie sah, oder der Mann, dessen Hütte und Lager sie teilte?"

„Häuptling, du lügst!" fuhr Juan, wie von einer Giftschlange gebissen, empor, „du lügst nach Art eines hündischen Mezcalero-Apaches! Ja, du lügst! Mag Ojo Azul in deiner Hütte geweilt haben, wohin sie wider ihren Willen geschleppt wurde, weiter aber reichten deine Ansprüche an sie nicht!"

„Wer nennt Dalchu-Pesch einen Lügner?" fragte dieser höhnisch zurück, und unmerklich ordnete er die Zügel in seiner linken Faust, während er die Lanze wie spielend bis in die Mitte des Schaftes durch die rechte gleiten ließ; „hat der schwarze Juan vergessen, daß eine Navahoepeitsche seinen Rücken zeichnete?"

„Hat Dalchu-Pesch vergessen, daß es sein Vater war, der die Peitsche schwang und zum Lohn dafür wie ein räudiger

Wolf erwürgt wurde?" fragte Juan äußerlich ruhig, und nur einem aufmerksamen Beobachter wäre nicht entgangen, daß die Zügel sich unter seiner Faust straffer anspannten und das Knotenende des von seiner rechten Hand schlaff niederhängenden Lassos über den Sattelknopf fiel; „Dalchu-Pesch ist der Sohn des großen Nintsa-Pesch," fuhr er fort, „er hat viel von seinem Vater gelernt; will er auch lernen, wie man in der Schlinge eines Lassos den Geist aufgibt?"

„Der Sklave meines Vaters ist nicht gut genug, daß mein Speer sich an seinem Blute besudle," schmähte der Häuptling, „wenn er aber glaubt, daß ich vergesse, seinen Skalp vor meinem Hause aufzuhängen, daß die Vögel in ihm nisten, so mag er zuvor hingehen zu den Tontos und Mezcall bei ihnen essen, bis sein Kopf klar wird. Ich will ihm so lange Zeit gönnen. Wer meinen Vater erschlug, stirbt von meinen Händen."

Bei den letzten Worten wandte er sein Pferd, wie um davon zu reiten. Kaum aber hatte er sich einige Schritte entfernt, als sein Tier, getroffen von den scharfen Ecken der breiten Holzsteigbügel und gelenkt von seiner kundigen Hand, sich hoch emporbäumte, auf den Hinterfüßen blitzschnell herumschwang und mit einem mächtigen Satz auf den vor ihm haltenden Juan eindrang. Eben so schnell hatte sich die Lanzenspitze gesenkt, mit unglaublicher Sicherheit nach dem Kopf des Arriero sausend.

Ausrufe freudigen Erstaunens brachen sich unter den Navahoes Bahn. Ausdrücke drohenden Vorwurfes über die Verräterei des hinterlistigen Häuptlings unter den Moquis und Zunis. Alle glaubten, Juan durchbohrt vom Sattel sinken zu sehen. Erst als die beiden Pferde, von ihren gewandten Reitern gelenkt, wieder auseinander prallten, erkannten alle, daß Juan, dem keine Zeit geblieben war, dem furchtbaren Stoß auszuweichen, nur heftig in die Zügel gerissen hatte und Deckung hinter Kopf und Hals seines sich bäumenden Pferdes gesucht hatte. Der geringe Zeitraum einer Sekunde hatte über Leben und Tod entschieden. Der Stoß aber war mit einer solchen Kraft geführt worden, daß die Lanzenspitze sich vor der Stirn des Pferdes krumm bog und es fast zum Überschlagen brachte. Durch die gewaltige Erschütterung halb betäubt, verfiel es förm-

lich in Raserei und trug seinen Reiter im Fluge an dem wütend auffauchzenden Häuptling vorüber.

Bei diesem unerwartenden Ausgange schien Erstarrung sich aller Anwesenden zu bemächtigen. Erst als Dalchu-Pesch zu seinen Kriegern hinsprengte und den beschädigten Speer gegen einen andern austauschte, Juan dagegen auf der gegenüberliegenden Seite der Schlucht sein wütend auf die Kandare beißendes Roß beruhigte und zugleich den Lasso über seinem Haupt in einen länglichen Kreis hineinschwang und in dieser Bewegung erhielt, wurde es wieder regsam. Bogensehnen schlugen singend in ihre Kerben; Messer und Beil verließen den Gurt; hin und wieder knackte ein Büchsenhahn; sogar Hülger und Constanz machten sich bereit, im Falle der Kampf sich wirklich entspinnen sollte, augenblicklich mit einzugreifen.

Die beiden Todfeinde hielten unterdessen einander gegenüber, sich gegenseitig mit finstern Blicken messend, jeder auf den günstigen Zeitpunkt harrend, den Angriff zu erneuern. Alle übrigen waren aus der leicht zugänglichen Schlucht zurückgewichen, um den Kämpfern Raum zu geben. Die aufmunternden Rufe erhielten mehr und mehr auf beiden Seiten den Charakter von Drohungen. Ein allgemeiner Kampf schien unausbleiblich, als Ojo Azul beschwörend Juan zurief:

„Die Hände meines Freundes sind rot, sie sind noch nicht trocken; will er sie noch tiefer ins Blut tauchen?"

Juan warf einen durchdringenden Blick auf das Mädchen, ohne indessen die Schwingungen seines Lasso einzustellen. „Du hast's gesagt, Ojo Azul, ich werde sie nicht in Blut tauchen," antwortete er englisch, um von den Navahoes nicht verstanden zu werden; dann in der Navahoesprache: „Ich habe den Kampf nicht gesucht. Ich bin zufrieden, meine Eltern gerächt und Ojo Azul befreit zu haben. Will dagegen Dalchu-Pesch seinen Speer mit meiner Fangleine messen — wohlan, ich bin bereit. Nintsa-Pesch war kein schlechterer Krieger, als sein Sohn, und heute weht der Wind über sein Grab!"

Einen Augenblick schien der Häuptling zu schwanken. Als er aber so viele Augen auf sich gerichtet sah, mochte er für entwürdigend halten, jetzt noch zurückzutreten. Seinem Pferde

die Steigbügel in die Weichen drückend und den Speer wie eine Weidengerte über dem Haupte schwingend, beschrieb er einen Halbkreis um Juan, eine Bewegung, die von diesem so wiederholt wurde, daß er seinen Gegner beständig auf der rechten Seite behielt. Keiner wollte zuerst angreifen. Wieder und immer wieder wechselten sie ihre Stellung zueinander. Der Lasso kreiste, die scharfe Lanzenspitze funkelte. Wilder wurden die heftig gestachelten Pferde, ruhiger und überlegender die Streiter. Totenstille war ringsum eingetreten. Jeder befürchtete, durch einen unzeitigen Ruf den zu beirren, dem er den Sieg wünschte. Minute verrann auf Minute. Die Pferde, ohnehin ermüdet durch die nächtliche Reise und von ihren Reitern zu den gewaltigsten Anstrengungen gezwungen, begannen zu schäumen und Erschöpfung zu verraten, als Juan sich plötzlich in den Steigbügeln aufrichtete und dadurch die Absicht kundgab, den Lasso zu schleudern. Der Navahoe triumphierte in der Aussicht, daß sein Gegner auf kurze Zeit die Waffe aus den Händen geben würde. Beide Reiter galoppierten in einem fast regelmäßigen Kreise, und zwar einer in den Spuren des andern. Sich mit ihm auf der Linie des Kreisdurchmessers haltend, befand der Navahoe sich auf Lassolänge von dem schwarzen Juan, wogegen es drei oder vier Sprünge seines Pferdes bedurft hätte, ihn auf Speerlänge an diesen heranzubringen. Und dennoch war der Vorteil auf seiner Seite, sobald der erste Wurf mißlang. Er entdeckte daher nicht so bald, daß der Lasso schneller kreiste und des in den kurzen Bügeln nach vorn geneigt stehenden Arriero Augen die seinigen suchten, als er den Speer über seinem Haupte schräge der Innenseite des Kreises zu in Radform herumwirbelte. So legten sie die halbe Rundung der Bahn zurück. Juan zögerte noch immer. Plötzlich holte er weiter aus; indem aber Dalchu-Pesch aus Juans Blicken die Richtung des Wurfes erraten zu haben meinte und sich deckend den Speer über den eigenen und des Pferdes Haupte schwang, beschrieb die Schlinge blitzschnell eine Achte niederwärts, und eben so schnell, in ihren Bewegungen nur als ein verschwindender schwarzer Strich zu verfolgen, sauste sie von unten herauf dem Vorderteil seines Pferdes zu.

Mit lautem höhnischen Aufgellen begrüßte der Navahoe den vermeintlich mißglückten Wurf; doch senkte er den Speer, um auf alle Fälle die regelmäßige Rundung der Schleife zu stören. Allein hätte in seiner Armbewegung die Schnelligkeit eines von der Bogensehne sich trennenden Pfeiles gelegen, so wäre er zu spät gekommen. Denn er gewahrte kaum, daß Juan die Richtung seines Angriffs wirklich berechnend änderte, als sein Pferd auch schon in die schwebende Schlinge hineinsprang, diese klatschend auf der Außenseite gegen dessen Rippen schlug und im Zurücksinken sich nicht nur um die Vorderbeine des Renners, sondern auch oberhalb des Steigbügels um den Fuß des Reiters legte. Juan aber, seines Wurfes gewiß, hatte zugleich sein Pferd herumgerissen, und das Knotenende der Fangleine fest um den Sattelknopf windend, sprengte er aus dem Kreise heraus.

Schwerlich hatte Dalchu-Pesch geahnt, welche unglaubliche Gewandtheit im Gebrauche des Lassos Juan sich im Laufe der Jahre aneignete, und daß er die Absicht hegen könne, anstatt den Reiter allein anzugreifen, diesen samt seinem Pferde niederzuwerfen. Als er aber erst seines Todfeindes Plan erriet, war die Entscheidung auch schon da. Denn nur eine Sekunde oder zwei dauerte es, nachdem der Lasso der sicheren Faust entglitten war, als das gefesselte Tier den Erdboden noch einmal mit den Vorderhufen berührte, dann aber, erschreckt und dem unwiderstehlichen Druck der Fangleine nachgebend, sich hoch emporbäumte und aus dieser Stellung samt seinem Reiter mit lautem Krachen zu Boden gerissen wurde.

Dalchu-Pesch lag halb unter seinem Pferde. Juan brachte daher das eigene Tier in eine Stellung zu dem des Gegners, daß dieses sich nicht zu rühren vermochte, und es dem wohlgeschulten Renner überlassend, mit der ganzen Schwere seines Körpers die Leine straff zu halten, sprang er zur Erde, worauf er sich schnell zu dem Navahoe hinüberbegab.

Der Sturz ihres Häuptlings entlockte den Navahoes einen Schrei der Wut, wogegen unter den Moquis und Zunis nur einzelne Ausrufe des Erstaunens laut wurden. Allein so groß war die Achtung vor dem beiderseitig getroffenen Überein-

kommen, daß weder hüben noch drüben jemand Miene machte, vermittelnd einzuschreiten, obwohl niemand bezweifelte, im nächsten Augenblick Juans breites Messer sich in des Häuptlings Brust vergraben zu sehen.

Nur Hilger sandte besänftigende und beschwörende Zurufe zu dem Arriero hinüber. Juan dagegen achtete derselben nicht. Einen flüchtigen Blick warf er auf Ojo Azul, die die Decke über ihr Haupt gezogen hatte, dann trat er mit finsterem Ausdruck neben den Häuptling hin, der mit fest zusammengebissenen Zähnen und vor Wut funkelnden Augen mutig der letzten Entscheidung entgegensah.

„Dalchu-Pesch" redete er ihn an, seine Arme verschränkend, „läge ich an deiner Stelle und du ständest hier, du würdest nicht säumen, mir deinen Speer durch die Brust zu stoßen."

„Dein Fleisch würde ich den Wölfen zum Fraß vorwerfen," antwortete der Häuptling höhnisch, die Schmerzen verbeißend, die das auf seinem Bein liegende unruhige Pferd ihm verursachte.

„Gut," versetzte Juan, und weder Zorn noch Schadenfreude gelangte auf seinem düsteren Antlitz zum Durchbruch, dagegen sprach er laut genug, um von den auf beiden Seiten in gespanntem Schweigen sich herandrängenden Kriegern verstanden zu werden; „Dalchu-Pesch würde handeln, wie die Sitte unter den Navahoes vorschreibt. Ich bin kein Navahoe. Dalchu-Pesch betrachtete mich als seinen Feind; aber ich hatte keinen Grund, mich nach dem Anblick seines Blutes zu sehnen. Die meinen Haß herausforderten, leben nicht mehr. Meine Aufgabe ist erfüllt. Fortan werde ich das Gebiet der Navahoes meiden. Daß der große Häuptling hilflos daliegt, ist seine eigene Schuld. Er schwang zuerst seine Lanze nach mir. Ich schenke ihm das Leben. Warum sollte ich einen Wehrlosen töten?"

„Gib mir Raum und einen Speer, und ich will den Kampf mit dir fortsetzen," erwiderte der Häuptling gehässig, „man soll nicht sagen, daß Dalchu-Pesch dem schwarzen Juan sein Leben verdanke."

„Jetzt nicht," entschied Juan ruhig, „deine Glieder sind zerschlagen. Lasse sie zuvor ausheilen, und sollten wir einander

begegnen, — nun bis jetzt ist der schwarze Juan noch nie einem Kampfe ausgewichen. Und daß Dalchu-Pesch, der beste Reiter seines Stammes, vom Pferde geworfen wurde? Er braucht sich dessen nicht zu schämen. Andere und schwierigere Würfe habe ich mit dem Lasso getan, als den heutigen. Besuche mich der große Häuptling auf meinem Rancho am Rio Grande, und ich will ihm die Zähne der grauen Gebirgsbären vorlegen, die unter meiner Fangleine verendeten."

Er rief sein Pferd an, das sofort die Leine lockerte. Behutsam auf den Hals des vor ihm liegenden keuchenden Renners niederkniend, löste er des Häuptlings Fuß aus der Schlinge, worauf das eigene Pferd, seinem Worte gehorchend, mit aller Kraft anzog und die Last von des Navahoe Bein herunterschleppte. Dann befreite er das gestürzte Tier; bedächtig rollte er den Lasso zusammen, und ohne sich weiter um Dalchu-Pesch zu kümmern, schwang er sich in den Sattel und ritt zu seinen Freunden hinüber.

Dalchu-Pesch hatte sich schwerfällig erhoben. Nur unter großen Anstrengungen vermochte er sein Pferd wieder zu besteigen. Die ihm von einem Krieger dargereichte Lanze legte er quer vor sich auf den Sattel.

Bis jetzt hatte, außer Hilger und Constanz, welche Juan in warmer Weise beglückwünschten, niemand gesprochen. Als aber die Navahoes Miene machten, sich zu entfernen, forderte der Zuni-Gobernador sie noch einmal zum Verweilen auf.

„Die Zungen der Pferde unserer Nachbarn sind gedörrt," rief er aus, „hier ist eine Quelle! Die Navahoes mögen reiten, bis die Sonne in die Tontoschluchten hinabsinkt, bevor sie anderes Wasser finden. Raste daher der mutige Navahoehäuptling mit seinen Kriegern auf dem Gebiete der Zunis. Alle sind willkommen. Mögen sie die Gastfreundschaft der Zuni genießen zum Zeichen guter Nachbarschaft.

„Der Weg auf der Moquiseite der Schlucht ist glatter, als der auf der Navahoeseite," fügte der Häuptling von Oraibe in demselben Tone hinzu, „die Navahoes sind willkommen; wenn sie auf dem Moquigebiet reisen, mögen sie es tun als gute Nachbarn."

Dalchu-Peſch lag halb unter ſeinem Pferde. (S. 118.)

Finster und ohne eine Antwort zu erteilen hielten die Navahoes auf ihrer Seite. Erst nachdem auf einen Wink des Zuni-Gobernadors Hilger und Constanz ihre Pferde bestiegen hatten und die ganze Schar, ohne zuvor die Quelle zu berühren, die Richtung nach dem eine halbe Stunde entfernten Zunifluß einschlug, erwachte wieder Leben unter den Zurückbleibenden. Ein Weilchen verhandelten sie noch unter sich; dann aber gewannen diejenigen, die für den Frieden stimmten, das Übergewicht, und bald darauf tranken die ihrer Sättel entledigten Pferde aus der Zuniquelle.

Die Pueblaindianer verfolgten unterdessen ihren Weg westlich. Keiner sah rückwärts. Man schien zu befürchten, dadurch die Navahoes an die Niederlage ihres Häuptlings zu erinnern.

Weit voraus ritt der schwarze Juan, das Haupt gesenkt, weit voraus, wie um die Stimme der blauäugigen Moquitochter nicht zu hören. Garza hielt sich einige Schritte hinter seiner Schwester. Er war noch schweigsamer geworden. Weder die heiteren Bemerkungen seiner Stammesgenossen, noch die ermutigenden Reden Hilgers und Constanz', noch die freundlichen Worte Ojo Azuls vermochten die Schwermut von ihm zu nehmen. Heimlich schweiften seine Blicke zuweilen nach den fernen bläulichen Plateaus hinüber, auf denen die sieben Städte der Moquis sich erhoben. Die Aussicht, in Jahren, vielleicht nie wieder dorthin zurückzukehren, hatte seinen Lebensmut erschüttert. Und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, sich von seiner Schwester zu trennen.

Der Zunifluß war erreicht. Die Moquis schickten sich an, einige Stunden zu rasten, wogegen die Zunis sich zur Weiterreise rüsteten. Der schwarze Juan hielt abseits und beobachtete schweigend, wie die jungen Zunis mit den Packtieren sich von den Nachbarn trennten und stromaufwärts zogen. Ihr Abschied war ein heiterer gewesen. Anders Garza und Ojo Azul. Letztere hatte offenbar keinen klaren Begriff von dem Schritt, zu dem sie so plötzlich gezwungen worden war. Traumähnlich erschien ihr alles. Wenn auch nicht frei von Befangenheit, so blickten ihre Augen doch hell und erwartungsvoll, wie bei einem

Kinde, das in eine unbekannte Umgebung versetzt, keine Zeit findet, seine Neugierde zu befriedigen. Erst als Ciervo seine letzten Worte an sie richtete und in der seinem Stamme eigentümlichen patriarchalischen Weise ihr die letzten Wünsche mit auf den Weg gab: als er zu ihr sprach von den Klageliedern, die um den Verlust der blauäugigen Gespielin in Oraibe durch ihr leeres Haus schallen würden, und von den Tieren, die sie aufzog, abrichtete und zähmte, daß sie auch fernerhin gehegt und gepflegt werden sollten, glitt tiefe Traurigkeit über ihr liebliches Antlitz. Sie schien in ihrem Entschluß zu schwanken; doch nur einen Augenblick. Dann ergriff sie Hilgers Hand, und sich Ciervo und dessen jungen Leuten zukehrend, sprach sie in rührendem Tone: „Tragen der Häuptling von Oraibe oder andere Bewohner der sieben Städte das Zeichen des langhalsigen Vogels? Nein. Wer schnitt das Zeichen auf meinen Arm? Mein Vater. Er wünschte, daß seine Kinder sich den andern Reihern zugesellen möchten, und ich gehe. Garza's und Ojo Azuls Wohnung wird leer bleiben. Aber die Herden der Moquis weiden fortan ungestört. Die Navahoes haben keinen Grund mehr, den Bewohnern der sieben Städte feindlich zu begegnen."

Ciervo neigte billigend das Haupt und kehrte sich Garza zu.

„Mein junger Mann begleitet seine Schwester," hob er an, schmerzlich berührt durch den auf Garza's Zügen ruhenden Ausdruck; „auch er ist ein Reiher. Seine Schwester ist jung und schwach. Sie gleicht den Halmen des Rohrs im Frühling. Er wird sie auf ihrem Wege unterstützen; mit ihr zugleich lernen, die Schwingen zu gebrauchen und zu wandern weit, weit fort — viele Tagereisen weit. In Oraibe wird man noch lange sprechen von dem blauäugigen jungen Krieger und von dem lichthaarigen Mädchen. So oft die Reiher in Oraibe einkehren, sollen sie willkommen sein. Alle Türen stehen ihnen offen."

Garza antwortete nicht. Einen eigentümlichen Blick, wie deren Physiognomien seinem Gedächtnis noch einmal fest einprägend, warf er auf Freunde und Bekannte; dann folgte er den Zunis, die mit den Packtieren bereits einen Vorsprung gewonnen hatten.

Hilger beobachtete ihn teilnahmvoll. Es beschlich ihn die Ahnung, für ihn nicht das Beste gewählt zu haben. Wie um schwermütigen Betrachtungen auszuweichen, kehrte er sich Ojo Azul zu, die ein Pferd verschmähend, sich zutraulich an seiner Seite hielt.

Bald darauf lag ein Zwischenraum zwischen den rastenden Moquis und den ihrer Sorge enthobenen Waisen, der sich zur Ewigkeit erweitern sollte.

Warm strahlte die Sonne vom Himmel hernieder. Um die Gipfel der das umfangreiche Tal malerisch begrenzenden prachtvollen Plateaus mit ihren, phantastische Sagen erzeugenden abgesonderten Türmen und Pfeilern lagerte zarter Hauch. Zerstreute Herden weideten ringsum. Auf den Feldern bei den Bewässerungskanälen bewegten sich fleißige Arbeiter. Aber gastlich winkte den Wanderern auf dem Südende des Tales die siebenstöckige Terrassenstadt.

Zwölftes Kapitel.

Auf dem Rancho.

Nicht weit von einer der grauen, im altspanischen Stil erbauten größeren Ortschaften lag des schwarzen Juan Rancho, von Obstgärten und abgeernteten Maisfeldern umgeben. Das Hauptgebäude, nach Landessitte aus ungebrannten Lehmziegeln in niedriger Würfelform errichtet, schloß von allen Seiten einen kleinen Hof mit ringsum laufender Veranda ein, auf die sich die Türen aller Gemächer, der zu Wohnungen sowie zu Magazinen bestimmten Räume öffneten. Etwas getrennt von dem Wohnhause erhoben sich Ställe und umfangreiche Schuppen. Anhäufungen gelb und rot glänzender Maiskolben, Pyramiden von Heu und noch fruchtbeladener, dicht oberhalb der Wurzel abgeschnittener Maisstauden, endlose Girlanden riesenhafter Zwiebeln und glühend roter Pfefferschoten, sogar Bündel zarter Maishülsen zu Zigaretten, alles deutete darauf

hin, daß während der Abwesenheit des schwarzen Juan gewissenhafte Hände das Rancho verwalteten.

Das war das Heim des schwarzen Juan, des früheren Arrieros, des stillen, einsam und abgeschlossen lebenden, jedoch keineswegs unfreundlichen Rancheros. Seit einigen Wochen wirkte er wieder selbst in seinem Hause. Bei ihm befanden sich Hilger, Constanz, Garza und Ojo Azul, in ungebundener Weise seine Gastfreundschaft genießend. Sie warteten auf eine sichere Reisegelegenheit nach den östlichen Staaten, und nachdem diese in Aussicht gestellt war, verbrachten sie einen großen Teil ihrer Zeit mit den Vorbereitungen zum Aufbruch.

Juan war noch stiller und abgeschlossener geworden. Dabei prägte sich eine eigentümliche Milde in seinem Wesen aus, seltsam kontrastierend zu den Erinnerungen an die Zeiten seines feindlichen Begegnens mit den wilden Eingeborenen.

Die Sonne näherte sich den westlichen Gebirgszügen. Abendliche Stille ruhte auf dem breiten Tale des Rio Grande. Auf dem Ufer des dürftig fließenden Stromes saß Juan, die Blicke düster auf die zu seinen Füßen leise tändelnden Wellen gerichtet. Neben ihm saß Garza. Nur mit Widerstreben hatte er, Hilgers Wunsch nachgebend, die Moquibekleidung gegen die kleidsamere Landestracht wohlhabender Mexikaner umgetauscht. Durch die längere Übung war das von dem Vater Erlernte in seinem Gedächtnis aufgefrischt worden, so daß er sich frei mit Juan zu unterhalten vermochte. Was einem Andern mitzuteilen er sich scheute, ihm vertraute er es an. Er sprach zu ihm von der Sehnsucht nach seiner Felsenheimat, die ihn verzehre, von der Bangigkeit, die ihn erfülle, so weit fortgebracht zu werden.

„Ich gebe zu," fuhr er dann fort, „Ojo Azul mußte aus Oraibe verschwinden, und ich mit ihr ziehen. Hätte es aber nicht genügt, wenn sie hier bei unserem Freunde blieb? Warum soll Ojo Azul so weit fort? Unser Freund Juan wohnt allein in seinem Hause; er braucht jemand, der seine Speisen bereitet. Fremde Hände kneten für ihn den Teig, backen sein Brod. Warum nimmt er nicht Ojo Azul zum Weibe? Sie wäre zufrieden im Besitz eines mutigen, starken Mannes. Sie ist geschickt

und fleißig. Sie würde der Not im Hause ihres Herrn keinen Raum gönnen. Sie würde die Gipfel der Berge betrachten, wenn die Abendsonne sie rötet, und sprechen: Dort liegt Oraibe. Ich bedarf nicht länger der Stütze eines Bruders, in Oraibe ist keine leere Wohnung mehr. Des Bruders Hand reicht Speise den Tieren, die ich aufzog und zähmte. Was hindert unsern Freund, Ojo Azul in sein Haus zu nehmen?"

Tiefer hatte Juan sein Haupt geneigt und lange sann er nach. Dann richtete er sich plötzlich empor, mit Gewalt sich von den seiner Seele vorschwebenden Bildern trennend.

„Du sprichst überlegt," hob er an, dem jungen Halbindianer mit Herzlichkeit die Hand drückend, und sein Antlitz, eben noch fahl, erhielt eine tiefere Farbe, „denn wohl wäre Ojo Azul geeignet, die leere Stelle in meinem Hause einzunehmen; allein sie hat ihren freien Willen. Beobachtete Garza jemals, daß die Drossel sich einen Gefährten wählte, ohne daß er zuvor für sie sang? Viele Drosselhähne singen um ein Weibchen; das Weibchen aber wählt den, dessen Stimme am lieblichsten zu ihrem Herzen dringt. Ich zähle der Jahre doppelt so viel, wie Ojo Azul, und wohl noch mehr. Meine Stimme ist rauh; sie klingt nicht freundlich in Ojo Azuls Ohren."

Garza lächelte zuversichtlich, dann sprach er überzeugend: „Sobald die Drosseln flügge geworden sind, vergessen sie, daß Geschwister mit ihnen das Nest teilten. Anders mit den Menschen. Ojo Azul vergißt nicht, daß Garza ihr Bruder; sie folgt seinem Willen, tut, was zu tun er sie heißt. Ich werde zu ihr sprechen: Fülle aus die leere Stelle in des schwarzen Juan Haus, und sie zieht als Weib bei ihm ein."

Mit hell aufleuchtendem Blick betrachtete Juan den jungen Moqui. Doch nur wenige Sekunden, und das Feuer erlosch wieder.

„Garza wird solches nicht tun," versetzte er düster; „warum sprach er nicht zu Ojo Azul: Der Navahoe-Häuptling begehrt dich; gehe hin und teile mit ihm seine Herden? Aber er wußte, daß Ojo Azul den Häuptling haßte, daß sie an seiner Seite verdorren würde wie an einem Eichenstamm die Weinranke, deren Wurzel durchschnitten wurde. Soll Ojo Azul an meiner Seite verdorren?"

„Sie wird nicht verdorren," eiferte Garza, „ihre Wurzeln sind nicht durchschnitten; sie wird Leben trinken mit der Eiche."

„Ha, Garza, du sprichst, wie deine Natur dir vorschreibt," nahm Juan schnell wieder das Wort, „du weißt nicht, daß es etwas anderes ist, als Freundschaft, was die Drossel zur Drossel zieht, was die Träume wundersam gestaltet, was das Blut durch die Adern peitscht, was den Blick trübt und wieder klärt!" Er lachte herbe, dann fuhr er ernster fort: „Nein Garza, du kannst das nicht wissen, aber ich bin alt genug, um es erfahren zu haben. Ojo Azul wird nicht in mein Haus einziehen, als Weib nimmermehr. Du dagegen sollst von dem Versuch abstehen, sie dazu zu überreden. Hätte sie selbst die Neigung dazu gehabt, sie würde es mir längst verraten haben."

„Es ist nicht Sitte unter den Moquitöchtern, sich den Männern anzutragen," entgegnete Garza zweifelnd, „sie sprechen, wenn sie gefragt werden."

„Mit den Lippen, Knabe," erklärte Juan ohne Säumen, „allein es gibt noch eine andere Sprache, die die Gedanken treuer offenbart, als die Zunge. Eine Sprache, die aus den Augen leuchtet, und aus den Wangen, wenn das Blut sie dunkler färbt. Eine Sprache, so geheimnisvoll und doch so deutlich, wie das Keimen der Gräser im Frühling. Auch Ojo Azul ist ihrer mächtig; aber ihre Blicke gleiten über mich hin, wie über den Mond, der ihr leuchtet, wie über die Blumen auf meinem Hofe. Freundlich sind sie und doch kalt; ihr Antlitz bleibt ruhig."

„Mein Freund hüllt sich in Rätsel," hob Garza nach kurzem Sinnen an, „Ojo Azul sehe ich täglich, aber eine Veränderung bemerkte ich nicht. Sie lacht hier wie auf den Höhen von Oraibe. Sie ist ein Kind; sie würde sonst nicht die Nation vergessen, der ihre Mutter angehörte."

„Du entdeckst keine Veränderung?" versetzte Juan spöttisch, „ha, das ist erklärlich! Aber begreifst du, weshalb sie nicht rückwärts schaut? Nicht mehr sich nach ihren Gespielen, nicht mehr nach ihren Tieren sehnt? Warum ihre Augen heller leuchten, wenn sie den Lehren der weißen Freunde lauscht? Warum das Blut aus ihren Wangen zu springen droht, wenn jene ihr zärtliche Namen beilegen?"

„Sie will eines Fremden Weib werden?" fragte Garza erschreckt.

„Sie weiß es selber noch nicht," antwortete Juan düster, „fragt mein junger Freund aber, ob das Leben der beiden Fremden ihr Leben geworden ist, so sage ich ja."

„Ich verstehe," bemerkte Garza, während seine Blicke träumerisch an den fernen Gipfeln des Sandiagebirges hingen; „doch welcher von beiden ist's, der ihr die Stütze des Bruders überflüssig macht?"

„Jugend gesellt sich gern zur Jugend: Constanz wird sie in seinen Schutz nehmen, so denke ich," erwiderte Juan.

„Weiß mein Freund, daß seine Augen ihn nicht täuschten?"

„Sie täuschten mich nicht."

„Hat sie die Heimat vergessen, so wird auch der Bruder nicht lange in ihrem Gedächtnis wohnen," versetzte Garza nachdenklich, „das Weib steht seinem Gebieter näher, als dem Bruder; ich bin überflüssig geworden." Dann nach einer Pause: „Versteht mein Freund die Zeichen zu deuten, die auf Papier geschrieben werden?"

„Lesen, Knabe? Nun, was in der Jugend versäumt wurde, im Alter lernt sich's schwer. Aber zur Not — Caramba! — Ja, ich kann lesen, wenn auch nicht so, wie Señor Hilger, und mit dem Schreiben sieht's noch böser aus. Doch was soll's? Knabe, du willst dich von deiner Schwester trennen?" fuhr Juan heftig auf.

„Sie hat einen Beschützer gefunden. Was soll ein Bruder ihr länger, der in den fremden Ländern ein hilfloses Kind wäre?

„Aber dieses Zeichen?" versetzte Juan, und er berührte Garza's Schulter und wies auf den Ring an seinem Finger, „sehnst du dich nicht, den Horst der Reiher kennen zu lernen?"

Garza zog den Ring von seiner Hand und reichte ihn Juan.

„So viel Tage, wie der Mond gebraucht, um zu kommen, zu wachsen und wieder zu gehen, ist es her, seit ich Oraibe verließ," bemerkte er dabei schwermütig, „eine kurze Zeit, und doch bin ich ihretwegen krank geworden. Soll ich noch weiter ziehen? Soll ich sterben? Nein; meine Freunde wünschen das nicht; Ojo Azul soll nicht trauern. Möge mein Freund Juan daher

diesen Ring Ojo Azul geben; und wenn sie fragt nach ihrem Bruder, dann sage er ihr, er sei heimgekehrt nach Oraibe. Er wolle die leere Wohnung nicht zerfallen lassen, wolle sie ausbessern nach Regengüssen, warm halten die Feuerstelle für Ojo Azul, wenn sie wieder heimkehre."

„Es liegt Sinn in deinen Worten," nahm Juan nach einer langen Pause tiefen Nachdenkens das Wort, „und ich tadle dich nicht wegen deines Entschlusses — freilich — Ojo Azul wird nach ihrem Bruder fragen —"

„Ein anderer tritt an meine Stelle —"

„Wahr, wahr," fiel Juan nunmehr seinerseits ein, „und wenn ich bedenke, daß ich fort von hier sollte, ich möchte ebenso handeln. Ein Zauber liegt in dem wunderlichen Wasser hier vor uns, ein Zauber in den breiten Wiesen und den hohen Bergen, daß sie einen Menschen halten wie mit eisernen Ketten — freilich, wenn's Herz sich an jemand gehangen hat, ist alles vorbei, sind Ketten nicht stärker, als ein Spinngewebe — doch das sind wieder Rätsel für dich. Deinen Ring will ich Ojo Azul einhändigen, ihr einen letzten Gruß von dir mit auf den Weg geben, damit sie ohne Sorgen von dannen ziehe. Du aber, Garza, deine Augen sind die Augen Ojo Azuls; wohne bei mir, so lange es dir unter meinem Dache gefällt. Kehre nach Oraibe zurück und besuche mich immer wieder. Mein Haus soll das deinige sein; und wer weiß, es mögen Nachrichten von Ojo Azul einlaufen; dann wollen wir sie gemeinschaftlich entziffern, gemeinschaftlich versuchen, auch unsere Gedanken zu Papier zu bringen."

Sie erhoben sich, und langsam auf dem flachen Ufer des Stromes hinschreitend, näherten sie sich dem Rancho.

Wie Garza, hatte auch Ojo Azul erhöhte Fertigkeit gewonnen, sich mit ihren Beschützern zu verständigen. Auch sie bediente in Darlegung ihrer Gedanken sich mit besonderer Vorliebe der eigentümlichen Bilder und Vergleiche, wie solche unter allen Eingeborenen des nordamerikanischen Kontinentes mehr oder minder gebräuchlich sind und durch ihre Wahl die geistige Begabung den Sprechenden kennzeichnen.

Hilger war noch im Hause mit Aufzeichnungen und dem letzten Ordnen der Erfolge seiner Forschungen beschäftigt. Durch

die geöffnete Tür drangen die Stimmen Constanz' und Ojo Azuls zu ihm herein. Sie hatten die sich einige Fuß über den gartenartig eingerichteten Hofraum erhebende Veranda zu ihrem Sitz gewählt. Bei Ojo Azul war es leicht gewesen, sie zu einer teilweisen Änderung ihrer Tracht zu bewegen und der geschulteste Geschmack hätte nicht gefälliger wählen und ordnen können, als hier die natürlichen Neigungen getan hatten. Das blonde Haar fiel üppig und schlicht gerade bis auf die Schultern nieder. Auf der Stirn dagegen reichte es nach alter Weise fast bis zu den schwarzen Augenbrauen. Statt des ärmellosen engen Gewandes trug sie eine Art Bluse von grüngewürfeltem Wollenstoff und einen faltenreichen karmoisinroten Rock. Auch die entstellenden Gamaschen waren durch kleidsamere Strümpfe ersetzt worden, wogegen zierliche Halbstiefel von weich gegerbtem Elkleder, von ihr selbst angefertigt, die schmalen Füße bis zu den zierlichen Knöcheln hinauf umschlossen. Zu diesem Allen aber das tadellos schöne Antlitz mit der atlasweichen, kaum merklich gebräunten Haut, den sanften und doch klugen Gazellenaugen, der leicht gebogenen Nase und den vollen frischen Lippen — o, es konnte nicht befremden, wenn Constanz kaum einen Blick von ihr wandte, als hätte er für unmöglich gehalten, daß so viele Reize sich in einem einzigen, unverfälscht aus der Hand der Natur hervorgegangenen Gebilde vereinigten!

„Und so hast du dich mit dem Gedanken ausgesöhnt, nicht mehr nach Oraibe zurückzukehren?" fragte jetzt Constanz, indem er die Unterhaltung weiter spann.

Ojo Azul schloß die Augen, wie in der Vergangenheit suchend, dann sprach sie mit bezauberndem Eifer: „Oft sah ich von den Dächern von Oraibe gegen Sonnenaufgang einen roten Streifen. Der übrige Himmel war noch grau und dunkel. Beobachtete Señor Constanz jemals das rote Gold beim Anbruch des Tages? Wünschte er dann die Nacht zurück, oder sehnte er sich danach, die Sonne zu schauen? Warum soll ich rückwärts denken? Warum nicht darüber wachen, wie der Tag sich klärt?"

„Aber der Tag bringt oft genug Unwetter, und am häufigsten, wenn verheißendes Morgenrot ihm voraufging," wandte Constanz ein.

„Auf den Höhen von Oraibe tobten Stürme," tönte es von den Lippen der sinnigen Halbindianerin, „Schnee und Regen schütteten die Wolken nieder; aber nie blieb der Frühling aus, nie vergaßen die Pfirsichbäume, rot zu blühen, nie verabsäumte das Gras, grüne Keime aus der Erde emporzusenden."

„Man wird trauern in Oraibe um die heitere Gespielin," fuhr Constanz fort, Ojo Azul auf die Probe zu stellen und zu immer neuen, poetischen Äußerungen ihrer Gedanken anzuregen, „die jungen Männer und Mädchen, Greise, Weiber und Kinder liebten die blauäugige Stammesgenossin."

„Sie werden Ojo Azul nicht vergessen," antwortete diese mit einem flüchtigen Hauch von Wehmut, „aber ich trage das Zeichen des Reihers, und alle werden sagen: Ojo Azul ging dahin, wohin sie gehört. Wenn man in Oraibe die Tochter des weißen Jägers liebte, so liebt Señor Hilger sie nicht weniger; ich lese in den Augen seines Freundes Constanz, daß mein Anblick ihn erfreut, und ich bleibe bei ihnen. Ich liebe beide, wenn ich sie sehe, beide, wenn ich ihre Stimmen höre. Sie besuchen mich in meinen Träumen; ich liebe beide."

„Aber dein Bruder," begann Constanz von neuem, um immer wieder zu hören, daß die liebliche, märchenhafte Erscheinung sich so fest an ihn und Hilger gekettet fühlte, „Garza kann es nicht verheimlichen: Er sehnt sich zurück nach seinen Bergen. In seiner Natur liegt es nicht, gleich dir unter dem Schutze seiner Freunde dem Mißgeschick zu trotzen."

Ojo Azuls Antlitz umwölkte sich, zweifelnd blickte sie zum abendlich angehauchten Himmel empor. Plötzlich sah sie wieder in Constanz' Augen.

„Ist Garza nicht ein Mann?" fragte sie, als ob damit eine Last von ihrer Seele genommen worden wäre, „er ist gewohnt, seinen eigenen Weg zu gehen, unbekümmert um Gefahren. Nur eine Sorge hatte er: Ojo Azul. Ich liebe meinen Bruder. Sein Herz ist weich, aber sein Arm stark. Er wird meinen Freunden zur Seite stehen."

„Und die Freunde werden treu über Euch beide wachen," beteiligte Hilger, der leise auf die Veranda hinausgetreten war, sich plötzlich an dem Gespräch, und schmeichelnd legte er die

Hand auf das liebliche blonde Haupt; „ja, Ojo Azul, mit gleicher Treue über Euch beide, und trennen die Freunde sich von einander — wohlan, ich trage das Zeichen des Reihers —"

„Trennen?" fragte Ojo Azul mit einem besorgten Blick in Hilgers Augen.

„Vorläufig nicht," beruhigte Hilger lächelnd, „und später wird dir weniger unverständlich sein, daß die Verhältnisse oft stärker sind, als der Wille des stärksten Mannes."

Ojo Azul ergriff die auf ihrem Haupte ruhende Hand und legte sie schmeichelnd an ihre Wange.

„Doch Kind," fuhr Hilger aufmunternd fort, „du sollst alle Freuden genießen, die ich dir zu bieten vermag. Du sollst nicht länger vaterlos sein. Mir aber sollst du alles, alles ersetzen, was ich in meinem Leben verlor und beklagte." — —

Zweimal vierundzwanzig Stunden waren verronnen, und wiederum blickte der Mond auf die Freunde nieder; aber ihre Umgebung war eine andere. Vor ihnen lag das umfangreiche Tal von Santa Fé, auf allen Seiten von hohen Gebirgszügen eingerahmt. Die leinwandverdeckten Wagen einer Handelskarawane, die noch vor Eintreten der ersten Schneestürme den Missouri zu erreichen wünschte, standen im Kreise. Innerhalb der Wagenburg rasteten die flinken Maultiere, außen flammten Feuer. Etwas entfernter von diesen brannte das Feuer, das die fliegende Häuslichkeit Hilgers bezeichnete. Den aufgelösten Lasso auf der Erde nachschleppend, weidete Juans Pferd in der Nähe. Es war gesattelt. Der Zaum hing am Sattelknopf. Juan und Hilger hatten sich eine kurze Strecke entfernt. Auf- und abwandelnd pflogen sie ein ernstes Gespräch. Hin und wieder sandte Ojo Azul, die vor dem Feuer auf einer zusammengerollten Decke saß, einen langen Blick zu den beiden dunklen Gestalten hinüber. Dann lauschte sie wieder in der Richtung, aus der sie gekommen waren. Jeden Augenblick erwartete sie, Garza in den Schein des Feuers treten zu sehen. Seit dem frühen Morgen hatte er sich fern von allen gehalten, sollte aber nach Juans Aussage, noch vor Einbruch der Nacht wieder zu ihnen stoßen.

Endlich kehrten Juan und Hilger an's Feuer zurück. Letzterer

schien tief ergriffen zu sein, während Juan seinen gewöhnlichen ernsten, verschlossenen Ausdruck zur Schau trug.

„Unser Freund will Abschied nehmen," brach Hilger zuerst das Schweigen, „sein Pferd ist schnell; ein Ritt von vier, fünf Stunden, und vor ihm liegt sein Rancho."

Ojo Azul erhob sich.

„Ojo Azul," wandte Juan sich alsbald an diese, „dein Bruder sendet dir Grüße. Du willst nicht, daß er stirbt, darum kehrt er nach Oraibe zurück. Er weiß, daß starke Arme dich beschützen. Du gebrauchst ihn nicht länger mehr."

Er nahm Ojo Azuls Hand, die, wie in Erstarrung versunken, ihn gewähren ließ, und schob den Ring ihres Vaters auf ihren Finger.

„Dies schickt Garza dir, du sollst den Ring tragen und nie dich von ihm trennen. Er schickt ihn dir zum Beweise, daß er Oraibe als seine einzige Heimat betrachtet. Ojo Azul soll dagegen dem Sonnenaufgang entgegenziehen. Das ist sein Wille, sind seine Worte. Er weiß seine Schwester in guten Händen. Señor Hilger und Señor Constanz werden ihr Vater und Bruder, werden ihr alles sein. Garza ist damit zufrieden."

Ojo Azul schien das Vernommene nicht zu begreifen. Regungslos stand sie da. Nur das schöne Haupt rührte sich leise, indem ihre angstvollen Blicke zwischen Constanz, Hilger und dem Ring an ihrem Finger hin- und herschweiften. Endlich entwand ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust.

„Spricht Juan die Wahrheit?" fragte sie, und ihre Augen vergrößerten sich, ihr Atem stockte. Das Bewußtsein, nunmehr gänzlich von der Heimat losgerissen zu sein, als einzige ihres Stammes in die Welt hinausgetrieben, der Muttersprache, dem Bruder, den Gespielen, allen, allen entfremdet zu werden, drängte sich in den Vordergrund.

Wie Schutz bei ihm suchend, legte sie Hilger's Hand an ihre Wange, und als er seinen Arm um ihre Schultern schlang, barg sie ihr Antlitz in die Falten seiner Manteldecke.

Da tönte der Galopp eines davoneilenden Pferdes herüber. Juan war aus ihrer Nähe verschwunden, in wilder Hast sprengte er über die mondbeleuchtete Ebene. —

Dreizehntes Kapitel.

Die Strandhexe.

Die Frühlings-Äquinoktialstürme peitschten nach Herzenslust den unwirsch aufbäumenden Ozean. Kaum daß er sich etwas beruhigt hatte, fuhren sie wiederum auf ihn ein, als wäre ein großes Versäumnis nachzuholen gewesen. Dem Weltmeer schien sein Bett zu eng zu werden. Wild brüllend wälzte es seine Wasserberge über eine tief in den Ozean hineinreichende Kette zusammenhängender Klippen hinweg. Hohl ächzend, klatschend und polternd schleuderte es in blinder Wut die schaumgekrönten Wogen auf die hochaufstrebenden Uferwälle, um sie gleich darauf wieder als brausenden, leuchtend weißen Gischt nach sich zu ziehen.

So hatten Meer und Sturm seit Wochen gerungen. Wie zwei erbitterte Kämpfer, die nur Pausen eintreten lassen, um neue Kräfte zu sammeln, waren sie immer wieder aufeinander eingestürzt. Sie hatten gerungen in glänzendem Sonnenschein und unter drohend einherjagendem schwarzen Gewölk. Sie hatten gerungen am hellen Tage und in schwarzer Nacht, ohne müde zu werden.

Und wiederum senkte abendliches Dunkel sich auf die weißschäumende Meeresfläche, auf die durchbrochene zackige Küste und auf die dahinter sich ausdehnende niedrige Waldung; auf kleine Haideflächen, dürftige Felder und auf ein in schutzgewährender Schlucht gleichsam eingenestetes Fischerdorf.

Heftige Regengüsse hatten während des Nachmittags ebnend auf das Meer eingewirkt. Sie hatten den Wogen die stolzen Schaumkämme geraubt, daß sie mehr hügelartig einherrollten. Nur auf der Klippenkette und am Fuße der Strandfelsen hin brodelte und kochte es nach alter Weise. Soweit das Auge reichte, umgürtete ein mächtiger Schaumstreifen das vielfach ausgebuchtete Festland. Ein unheimlicher Anblick war es bei der matten Beleuchtung des scheidenden Tages. Und doch schien ein menschliches Wesen sich daran zu ergötzen. Auf weit hinausspringendem Uferzacken, wohl dreihundert Fuß hoch stand eine

Gestalt, unbekümmert um die auf drei Seiten von ihr gähnende Tiefe und das heraufdringende betäubende Brausen und Poltern, unbekümmert um das hohle Ächzen und Stöhnen, mit dem die ausgehöhlten Felsen Wasserberge einschlürften und grollend wieder von sich gaben.

Ob hin und wieder ein heftigerer Windstoß die Einsame traf, sie schien mit dem Felsen aus einem Stück zu bestehen. Ebenso unbeachtet blieben die schweren Tropfen, die, in dem weichen Frühlingslaub mehrerer verkrüppelter und zerzauster Birken von dem jüngsten Regenschauer aufgespeichert, auf sie niedergeschüttelt wurden. Harmlos prallten sie von einem schlappen Südwester von gelbem Firnißtuch ab, harmlos von einem langen Rock von demselben Stoff, der fast bis auf die in feste Schnürstiefel gekleideten, auffällig wohlgeformten kleinen Füße niederreichte. Unter dem Südwester hervor aber schaute ein durch das Wetter gerötetes Antlitz, das zu dem Sturmanzuge genau so paßte, wie ein Röslein zum kalten Schnee, oder das zierliche Galion eines flinken Schmugglerkutters zu dem Giebel einer alten Kaserne. Ja, genau so! Denn glänzendere hellblaue, fast graue Augen hatten schwerlich jemals auf die gärende See hinausgeschaut! Und dazu die vollen frischen Wangen mit dem wunderlieblichen Grübchen, der kleine Mund mit dem eigentümlichen Zug von Eigenwillen und Trotz, und endlich die schwarzen Brauen, die sich über der geraden Nase fast berührten. Wie fester Wille auf dem Antlitz ausgeprägt war, so offenbarte sich in der sicheren Haltung des Körpers neben jungfräulicher Anmut eine nicht geringe Kraft.

Als der volle Tag noch leuchtete, hatte sie schon dagestanden und seitdem sich nicht von der Stelle gerührt. Ihre Blicke ruhten dabei auf einem kleinen Fahrzeuge, das vor Klüver und dicht gerefftem Großsegel mutig mit den Wogen kämpfte, bald nach Backbord, bald nach Steuerbord umlegte, wie um, die Nase halb dem Winde zugekehrt, zu kreuzen, ohne sich dabei zu weit von der einmal beliebten Stelle zu entfernen. Es gehörte zu jener größeren Art Kutter oder Smacks, die, scharf gebaut und von verhältnismäßig sehr bedeutendem Tiefgange, vollständig geeignet sind, bei großer Schnelligkeit im Segeln auf

hoher See die schwersten Stürme abzuwettern. Es führte zwei Masten, den vorderen hohen mit voller Kutterbetakelung, den hinteren nur sehr kurzen dagegen mit einem kleinen Segel versehen, um das Fahrzeug leichter mit dem Kopf im Winde halten zu können. Auch letzteres war ausgelassen, jedoch nicht gerefft.

„Ein kühner Bursche, dieser Joe," entwand es sich den lieblich geformten roten Lippen, und der Zug des Trotzes verwandelte sie in den eines gewissen nachsichtigen Spottes, „tut er nicht, als ob er mit der Küste verheiratet wäre und die Strandfelsen aus Daunenkissen beständen! Kühn genug ist er, aber auch unvernünftig. Die Zollwächter werden ihn einfangen, bevor der Tag wieder graut."

So weit war sie mit ihrem, offenbar von Ungeduld eingegebenen Selbstgespräch gekommen, als sie Schritte zu vernehmen glaubte und das Knacken brechender Zweige in dem niedrigen Strauchwerk. Gleichzeitig ertönte der von einer jugendlichen Männerstimme gesprochene Name „Judica".

„Ob ich's nicht ahnte," flüsterte das Mädchen vor sich hin, und ihre Miene wurde noch trotziger, während ihre schönen Augen heller aufleuchteten. Dem hinter ihr Stehenden die Hand reichend, jedoch — wie in ihrer Haltung sich verriet — mehr um sich von ihrer luftigen Warte hinüberführen zu lassen, als einen herzlichen Gruß mit ihm auszutauschen, sprach sie:

„Ich sage dir Joe, mich soll's nicht so viel kümmern, wie du Sand in deinen Augen verträgst, wenn du heute zum letztenmal das Steuer auf deinem Kutter drehtest. Denkst du, die Zollwächter seien blind geworden oder kröchen in ihre Betten, wenn die Brise wächst, daß du den Spürer da draußen tanzen läßt, wie eine bissige Dogge an ihrer Kette? Oder glaubst du, die Regierungskutter seien leck und lägen zum kalfatern im Dock kieloberst?"

„Mögen die Zollwächter verdammt sein," antwortete Joe, ein kräftiger, schlank gewachsener junger Mann mit krausem schwarzem Haar, auf denen die kleine Wachstuchmütze, weit nach hinten geschoben, nur lose zu haften schien, und aus seinen großen braunen Augen leuchteten zehntausend lustige Salzwasserstreiche. „Die Zollkutter tun dem Spürer geradesoviel,

wie der Leibjacht der Königin Viktoria. Hahaha, Judica! Laß sie nur herankommem und wenn sie im Schiffsraum etwas anderes finden, als 'ne Ladung unschuldiger Gipsfässer, will ich noch in dieser Nacht den Spürer eigenhändig anbohren und mit ihm zu Grunde gehen."

„So bist du mit Ballast gekommen?" fragte Judica, indem sie hinter einen Baum traten, wo sie, der Gewalt des Windes weniger ausgesetzt, leichter zu sprechen vermochten.

„Ich wiederhole, mit Gipsfässern, und zwischen diesen ein halbes Dutzend sicher verspundeter mit so kostbaren Seidenstoffen, wie sie schöner von 'nem schlitzäugigen Chinesen nie gewebt wurden."

„Von wem hast du sie?"

„Von dem Franzosen. Bin ein guter Kunde von ihm. Vor acht Tagen sandte er Wort, daß ich scharfen Ausguck halten möchte."

„Die Ware ist nicht mehr an Bord?"

„Alles klar, wie 'ne Kirche am Samstag abend."

„Erwartet er dich noch einmal?"

„In den nächsten Tagen. Hat noch eine Anzahl guter Ballen an Bord, und die wollen bei trockenem Wetter gehandhabt sein."

„Wie brachtest du die Ware herein? Kreuzest du doch erst seit heute Morgen oder der vorigen Nacht hier."

„Hat's nicht Peitschenstiele und Flaggenleinen vom Himmel herunter geregnet?" lachte Joe; „nicht auf halbe Kabellänge konnte man um sich sehen, und der Himmel schaute drein, als hätte es in zehn Jahren nicht aufhören wollen; 'ne schönere Gelegenheit wäre nicht denkbar gewesen. Also herum mit dem Vordersteven und auf's Land gehalten wie'n Selbstmörder. In sicherer Entfernung mit dem Boot über Bord und die Fässer verstaut. Alles mit Hast und in guter Ordnung, und als der Spürer die Nase wieder in den Wind steckte und frische Fahrt gewann, da befand ich mich mit dem Boot schon auf halbem Wege zum Strande. Bei Gott, ich möchte ihn sehen, der's mir nachmachte bei solchem Wetter. Aber der Regen schlug die See'n herunter, als hätte er Buchweizen auf ihn dreschen wollen und dichter und dichter kam er; wie wollene Decken hing's auf allen

Seiten nieder, und als er endlich wieder verschnaufte und 'nen mäßigen Überblick gestattete, da waren die Seidenfässer in der Flußmündung gelöscht und in zwei Jollen verladen; der Spürer aber kreuzte wieder draußen, als hätte er den ganzen Tag über sich nicht von der Stelle gerührt gehabt."

„Und du?" fragte Judica, die so lange aufmerksam der abenteuerlichen Schilderung gelauscht hatte.

„Ich?" hieß es lachend zurück, „ich saß am Steuer meines Bootes, die beiden Burschen, die mich begleiteten, hielten die Segelleinen, und so ging's lustig mit 'nem Dutzend Zentner Ballaststeine auf's Dorf zu. Ein Zollwächter, Gringo — du kennst ihn — war der erste, der mir 'nen guten Tag bot, als ich mit 'ner schweren See hinter dem Wehr nach dem Sand hinaufsauste. Ich dankte ihm ebenso höflich, und als er drohte und meinte, der Schmuggler Joe würde gelegentlich einmal nähere Bekanntschaft mit ihm schließen, zeigte ich ihm den Ballast und lud ihn ein, um bösen Nachreden vorzubeugen, mit mir nach dem Spürer hinauszusegeln, und er war zufrieden. Verdammt! Bei 'nem Wetter wie das heutige kann ein Kajütenjunge schmuggeln, nur's Steuern muß er verstehen. Im Dorfe kaufte ich 'nen halben Hammel und 'ne Gallone Whisky für die Leute, daß es aussah, wie 'ne Geschäftssache, und fort ging's wieder um die nächste Ecke herum."

„Du wirst's so lange treiben, bis sie dir das Handwerk gründlich verleiden," versetzte Judica unzufrieden, „ein gesetzliches Gewerbe würde dich ebensogut ernähren. Wenn du aber glaubst, daß ein ehrliches Mädchen eines Schmugglers Frau werden möchte, so täuschest du dich."

Joe strich sein mit schwarzem Flaum dicht bedecktes Kinn und das leichte Bärtchen auf der Oberlippe.

„Judica," bemerkte er darauf, „du brauchst's nur zu sagen, und das Schmuggeln hat sein Ende. Allein so lange du störrisch darauf beharrst, keines Mannes Weib werden zu wollen — nun, 's Schmuggeln ist in meiner Familie erblich, und ich, als der letzte meines Stammes, will nicht aus der Art schlagen: lernte ich's doch von meinem Vater" —

„Und wie weit brachte er es?"

„Wenigstens so weit, daß er als Leuchtturmwächter mit einem Fuß und einem Stelzen in seinem Bett auf dem Festlande starb," versetzte Joe sorglos, „außerdem hinterließ er mir 'ne alte Seekarte und zweihundert Pfund Sterling, so daß ich 'nen guten Anteil am Spürer übernehmen konnte. Noch zwei Jahre längstens, und der Spürer ist mein Eigentum vom Kupfer unter seinem Kiel bis hinauf zum Knopf des Wimpels auf dem Hauptmast."

„Du fragtest im Dorf nach mir," nahm Judica nach kurzen Sinnen das Wort, „du forschtest nach der Strandhexe?"

„Halloh, Judica, möchte ich daran ersticken, wenn das Wort über meine Lippen käme zusammen mit deinem Namen! Nein, und unterbliebe es nicht dir zuliebe, so schnürte ich jedem mit meinen Fäusten die Kehle zu, der es wagte, unehrerbietig von deinem Tun zu sprechen."

„So hörtest du, daß die Strandhexe dort gewesen sei?"

„In der Schenke sprachen sie davon. Sie meinten, du habest frisch gesponnenes Garn gebracht und etwas Kaffee und Tee dafür mitgenommen, und das war mir genug. Ich erriet, daß der Spürer deinen scharfen Augen nicht entgangen sein und ich dich hier finden würde."

„Kehrst du heute an Bord zurück?"

„'s Wetter geht herunter und ich darf keine Zeit verlieren, will ich den Franzosen einholen und neue Ladung von ihm nehmen. Aber Judica — ich dachte, zu Kaffee und Tee gehöre Zucker und etwas Besseres, als harter Schiffszwieback, und wenn du's von mir annehmen möchtest — dort hinter dem Ginsterstrauch habe ich einen Sack niedergelegt" —

„Wo hast du dein Boot untergebracht?" fragte Judica, wie Joe's Bemerkung überhörend.

„In der Flußmündung. In 'ner halben Minute mache ich es klar, um dir in dein Haus hineinzuhelfen" —

„Bei diesem Wetter und bei dieser Brandung?" fiel Judica kurz ein.

„Ich schaffe dich hindurch, und bestände die Brandung aus glühendem Pech und Schwefel; die beiden —"

„Nein, Joe, kannst du's nicht allein, so suche ich mir einen

anderen Weg. Deine Leute brauchen nicht zu sehen, wo ich bleibe, damit sie's ausschreien und jedermann weiß, wo die Strandhexe wohnt."

„Wunderbar ist's aber doch, Judica, du kommst, und niemand weiß, woher; du gehst und niemand weiß, wohin. Das macht die Leute neugierig. Doch laß sie reden; ich verrate nichts, und entschlössest du dich wirklich einmal, mich einen Blick in deine verborgene Häuslichkeit werfen zu lassen" —

„Ist's nicht genug, daß ich dir, den ich erst seit einigen Monaten kenne, erlaube, mich bis vor meine Tür zu bringen?" fragte Judica aufwallend, „ist's nicht mehr Vergünstigung, als ein anderer Sterblicher sich rühmen kann, je von mir erfahren zu haben? Und auch dir wär's versagt geblieben, hätte der Zufall es nicht gefügt, daß du mir in den Weg liefst, als der Gringo mich verfolgte. Nun, dafür war ich dir Dank schuldig. Anders war's vielleicht besser; ich brauchte nicht zu fürchten, daß du einst Verrat an mir übst" —

„Nein, nein, Judica," unterbrach sie der junge Seemann vorwurfsvoll, „du weißt, daß ich tausendmal lieber von eines Zollwächters Kugel stürbe, bevor ich zum Verräter an dir würde. Nie aber dachte ich ernstlich daran, die Schwelle deines Hauses zu überschreiten, nein, Judica, nicht eher, als bis du's freiwillig mir anbietest, auf daß ich dich heimführe als meine Frau" —

„Damit hat's Zeit bis in die Ewigkeit hinein," versetzte Judica herbe, „zum Freunde will ich dich wohl haben, auf daß ich's Sprechen nicht verlerne; denn du bist der einzige ehrliche Mensch, den ich kenne; aber zum Manne? Nein, Joe, weder deine Frau werde ich, noch die eines andern. Ein kleines Kind war ich noch, als meine Mutter mir oft weinend sagte, wenn der Vater im Trunk sie geschlagen hatte, daß er vergessen habe, wie er einst auf der Erde vor ihr kniete und beschwor, nicht ohne sie leben zu können. Nun sind beide tot seit vielen Jahren, und was haben sie vom Leben gehabt? Not, Kummer und Elend. Ist das aber nicht genug, um's Heiraten abzugeloben? Was sollte auch, vermöchte ich wirklich mich zu entschließen, die Strandhexe einem jungen frischen Blut, wie du eins bist? Sprich daher nicht weiter von Dingen, die mir peinlich sind,

Joe, tu's nicht mir zu liebe. Aber wenn du in dieser Gegend kreuzest, dann fahre nicht vorüber, sondern hilf mir in mein Haus auf einem bequemeren Wege, als derjenige ist, auf dem ich sonst hineingelange — wäre ich doch nicht in's Dorf gegangen, hätte ich den Spürer nicht in der Frühe entdeckt. Magst dann immerhin ein Stündchen mit der Strandhexe plaudern, die keine anderen Freunde kennt, keine anderen Freunde mehr haben will" —

„Und der Sack mit den Lebensmitteln?" fragte Joe mit einem tiefen Seufzer, wie um der Geliebten Sinn heiteren Dingen zuzuwenden.

„Nun, ja, ich will ihn an mich nehmen — nicht für mich — du weißt, im Grunde bin ich dessen nicht bedürftig — aber um deinetwillen — um dich nicht zu kränken. Wie ich's hinabschaffen soll, ist freilich eine andere Frage" —

In diesem Augenblick zerriß die Wolkendecke, und der durch die sich schnell erweiternde Öffnung lugende Mond überströmte den bereits in Dunkelheit gehüllten Strand mit seinem milden Licht. Joe betrachtete den Himmel prüfend.

„Vor Ablauf einer oder zwei Stunden ist eine neue Verfinsterung nicht zu erwarten," sprach er zuversichtlich; „der Wind steht günstig, und ich getraue mir wohl, ohne weitere Hilfe den Weg zwischen den Klippen hindurchzufinden."

„Es ist zu gefährlich, Joe," wandte Judica zweifelnd ein, und doch lag's im Tone ihrer Stimme wie Dankbarkeit für des jungen Mannes Bereitwilligkeit.

„Habe ich nicht weniger Licht, als jetzt," beteuerte Joe, „so ist's kein Wagnis. Meine Jolle schwimmt, wie ein Kork und fliegt vor dem Steuer herum, wie eine Schwalbe. Ich verkürze das Segel, daß es nicht größer ist, als deine Schürze, und wenn ich dich nicht wohlbehalten vor deiner Tür absetze"—

„So gehen wir gemeinschaftlich in der Brandung unter," fiel Judica ruhig ein.

„Nicht doch," gab Joe schnell zurück, „ich kenne mein Boot, ich kenne das Fahrwasser, 's ist jetzt Ebbe, und die gleicht aus, was der Sturm verdirbt. Sprich: willst du dich mir anvertrauen?"

„So mag's sein, Joe, vorausgesetzt, du bist nicht gezwungen einen deiner Leute mitzunehmen."

„Dann vorwärts," versetzte Joe, und dem Mädchen voraufschreitend, schwang er im Vorbeigehen den Sack auf seine Schulter, den er kurz zuvor hinter einen Strauch niedergelegt hatte. Bald darauf umfingen sie die Schatten des Waldes.

Von der schwindelnden Höhe des Flußufers aus, wo die freiere Aussicht es gestattete, prüfte Joe noch einmal den Himmel. Die in den oberen Luftschichten herrschenden Strömungen hatten ihn reingefegt. Nur hier und da jagte noch ein mit silbernen Mondscheinrändern geschmückter Wolkenfetzen einher. Das kesselartige Tal war nur zur Hälfte beleuchtet, so auch nur teilweise das angeschwollene Flüßchen mit seinen regelmäßig stromaufwärts rollenden Schwellungen.

„Es wird gehen," meinte Joe zuversichtlich, „es ist ja nicht das erste Mal, daß die Brandung dir in die Ohren heult."

„Beim Heulen der Brandung bin ich aufgewachsen," antwortete Judica gleichmütig, „und oft genug hat sie mich in den Schlaf gesungen."

Joe sandte einen hellen Pfiff in die Tiefe hinab, dann begann er, seiner Gefährtin voraus abwärts zu steigen. Ein schlüpfriger, hindernisreicher Pfad, oft aus unregelmäßigen Stufen bestehend, schlängelte sich im Zickzack an dem Abhange hin. Wohl zehn Minuten dauerte es, bis sie unten in dem Kessel eintrafen. Dort bogen sie aus dem Pfade auf die Flußmündung zu. Mit seinen Leuten hatte Joe sich offenbar schon vorher verabredet, denn als sie die feuchte Sandscholle erreichten, brauchten sie nur einzusteigen, worauf die beiden zurückbleibenden Matrosen, echte verwitterte Schmugglergestalten, das mit einem kurzen Mast, einem kleinen viereckigen Segel und schweren Ballaststeinen versehene Boot in das sich ungeduldig aufbäumende Wasser zurückschoben. Judica setzte sich auf die Bank und ergriff das Steuer, während Joe kraftvoll dem Ausgange des Kessels zuruderte, eine Arbeit, die durch die noch wirkende Ebbe erleichtert wurde. Einige Minuten später glitten sie um den letzten Vorsprung herum, und fast gleichzeitig füllte der um die Nordseite des Felsenturms herum-

sausende Wind das Stückchen Leinwand, das Boot bis an den äußersten Rand des Bords umlegend. Joe warf den Riemen zur Seite, und neben Judica Platz nehmend, ergriff er mit der rechten Hand das Steuer, mit der linken die durch einen Ring laufende Leine des Segels, um dieses jederzeit fliegen lassen zu können, und nun, vom Winde auf der Außenseite des natürlichen Wogenbrechers gefaßt, flog das Boot wie ein Pfeil in die hochgehende See hinaus.

„Schlinge deinen Arm um mich," riet Joe, als das Boot sich fast bis zum Kentern überneigte und in schräger Richtung hinauf- und hinunterglitt.

„Ich sitze fest," antwortete Judica ruhig, „sorge nicht um mich; ich möchte dich hindern." Dann fügte sie hinzu, wie um ihn dafür zu trösten, daß sie von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machte: „Man muß eben ein Schmuggler sein, um bei solcher See in einer Nußschale sich hinaus zu wagen."

„Oder eine Meergöttin," lachte Joe.

„Um nicht Strandhexe zu sagen," versetzte Judica spöttisch; „doch lassen wir das. Ich danke dir für deine Mühe, denn der Weg, den du mich führst, ist nicht halb so gefährlich, wie derjenige, den ich ohne deine Gefälligkeit hätte einschlagen müssen. Und obendrein zur Nachtzeit und bei dem heftigen Wehen — doch das wäre ja nicht das erstemal gewesen."

Die Entfernung, zu der sie auf dem Lande eine halbe Stunde gebraucht hätten, legten sie jetzt in wenigen Minuten zurück. Eine kurze Wendung, und vor dem mondhellen Himmel zeichnete sich der Vorsprung aus, auf dem die beiden jungen Leute zusammengetroffen waren. Auf der ganzen Strecke fielen die Strandfelsen, vielfach zerklüftet und zerrissen, fast senkrecht ab und tief in das Meer hinein. Die zuströmenden Fluten, von unten nicht eingeengt, erzeugten daher eine verhältnismäßig nur schmale, dafür aber um so vernichtendere Brandung. Reich an verborgenen Klippen wurde jene Stelle selbst bei ruhigem Wetter von den Fischern ängstlich gemieden. Neben den Klippen fürchteten sie die Strudel vor den Felsaushöhlungen, in die die Schwellungen sich gewaltsam hineindrängten und dadurch sich im beständigen Kampfe mit den abströmenden Fluten

befanden. Joe war indessen ein zu besonnener Seemann, als daß derartige Fährnisse Schrecken für ihn besessen hätten. Den Blick fest auf die vor dem klaren Himmel scharf abhebenden, mondbeleuchteten Felszacken gerichtet und deren Stellung zu den aus dem Meer emporragenden Bergtrümmern aufmerksam berechnend, führte er Steuer und Segel mit kaltblütiger Sicherheit, ohne auch nur im geringsten aus seiner Bahn gedrängt zu werden.

Näher glitt das Boot an die Brandung heran, fester wurde der Griff seiner Fäuste.

„Halte dich bereit, Judica," sprach er endlich, ohne den Blick von einem den Umfang von Häusern in sich bergenden Felsblock abzuwenden, der, wie ein landwärts ansteigendes Bollwerk mit der Küste zusammenhängend, die Wasserhügel nach seinen schrägen, glatt gespülten Seiten hinaufgleiten ließ, und ihnen näher der Uferwand wieder freien Abzug gewährte.

„Ich bin bereit," antwortete Judica, und sie ergriff den Sack mit der linken Hand. Dann neigte sie sich dem jungen Manne zu: „Sage mir, wann es Zeit ist. Die Hand kann ich dir nicht drücken; aber damit du siehst, daß ich nicht undankbar bin" — sie küßte ihn auf die von Salzwasser feuchte Wange — „und nun lebe wohl. Führt dein Weg dich wieder in die Nachbarschaft, so weißt du, wo du mich findest. Es tut mir not, hin und wieder mit jemand zu sprechen, von dem ich weiß, daß er in treuer Freundschaft zu mir hält."

Regungslos hatte Joe den Beweis freundlicher Gesinnungen hingenommen. Ein Schauer durchlief ihn wohl, und er meinte, daß das andringende Blut ihm die Wangen sprengen müsse, als er auf ihr die warmen Lippen der schönen Gefährtin fühlte; aber ebenso genau wußte er, daß das leiseste Abweichen von der innegehaltenen Bahn ihnen beiden verderblich wurde.

„Erkennst du die Stelle?" fragte er nach einer kurzen Pause mit vor Erregung gedämpfter Stimme.

„Ich erkenne sie," antwortete Judica, „dort, wo das abfließende Wasser im Mondschein glitzert."

„Jetzt!" rief Joe kurz atmend.

Judica erhob sich, und mit der freien Hand sich auf des

jungen Mannes Schulter stützend, stellte sie den linken Fuß auf die Bank.

Der Felsenwall lag jetzt vor ihnen. Nur noch einige Sekunden, und das Boot schoß an ihm vorüber. Eine Woge hob das Fahrzeug, wie um es nach dem Felsen hinauf zu werfen.

„Fort!" rief Joe durchdringend aus.

Judica stellte den rechten Fuß auf den Bord, und sich einen Schwung gebend, sprang sie auf den Felsen zu. Als sie ihn mit den Füßen berührte, befand Joe sich mit seinem Boot schon gegen zwanzig Fuß weit, durch einen lustigen Ausruf seine Freude über das Gelingen des kühnen Wagestückes bekundend.

Judica war bis über die Knöchel ins Wasser gesprungen; bevor aber die ihr nachfolgende Schwellung den Felsen weiter überströmte, stand sie gegen zwölf Fuß höher, wo nur ein leichter Sprühregen sie noch traf. Dort, wo sie sich sicher wußte, kehrte sie sich um. Was sie suchte, entdeckte sie sofort: den getreuen Joe, wie er den Bug seines Bootes der offenen See zukehrte und zwischen einer Reihe Klippen hindurch sich schleunigst aus der gefährlichen Nähe der Brandung zu entfernen suchte.

„Geleite dich ein gutes Glück, du getreuer Joe", sprach Judica vor sich hin, als das Boot, das sie anfänglich noch hin und wieder flüchtig auftauchen sah, endlich ihrem Gesichtskreise ganz entschwand. Dann trat sie auf einen fortlaufenden unregelmäßigen Vorsprung der Felswand, der gerade breit genug war, daß sie sich darauf mit einiger Vorsicht einher zu bewegen vermochte.

Vierzehntes Kapitel.

Gäste in der Dorfschenke.

Nach Zurücklegung von etwa fünfundzwanzig Schritten erreichte Judica das Ende des Pfades. Ein schräger Abhang von losen Gesteinstrümmern mit dazwischen abgesetztem Sand und Resten zerriebener Muschelschalen führte

von dort in die Tiefe hinab. Die Trümmer waren augenscheinlich aus der Uferwand, jedoch seitwärts hinter einer natürlichen Mauer hervorgerollt, so daß die dadurch entstandene Aushöhlung auf der Seeseite sich nicht auszeichnete, sogar die türartige Spalte unbemerkt blieb. Von dem Pfade trat Judica auf die abschüssige Bahn, und sich umkehrend, verschwand sie, fortwährend ansteigend, hinter der Mauer fast in derselben Richtung, aus der sie gekommen war. Dichte Finsternis und unheimliche Stille umgab sie bei ihrem weiteren Vordringen. Von unten herauf heulte und brüllte es dagegen schauerlich; schauerlich klapperte und polterte die Brandung mit dem losen Gestein, das sie immer wieder nach dem Abhange hinaufschleuderte, um es in der nächsten Minute abwärts rollen zu lassen.

Der Gang, in dem Judica sich einherbewegte, bog endlich in einem spitzen Winkel von seiner ersten Richtung ab und vor ihr lag eine geräumige Höhle, aus der sie mit ohrenzerreißendem Heulen und Jauchzen begrüßt wurde. Zugleich schwankte ein unförmlicher Gegenstand auf sie zu, mit verstärktem hohlen Brüllen sich an sie herandrängend, als hätte ein mißgestalteter Gnom, Schätze verschollener Schmuggler und Piraten bewachend, ihr den Eingang verweigern wollen.

Bei ihrem Eintritt in die Höhle schien das Tosen des Meeres plötzlich eingeschlummert zu sein. Nur noch dumpfes Rollen erfüllte den düsteren Raum. Bevor Judica sich dem in einem Winkel der Höhle brennenden Feuer näherte, bückte sie sich zu dem Ungetüm nieder, dessen unförmlicher, ohrenloser Kopf sich in dem Schatten durch große, runde, grün leuchtende Augen und eigentümliches Fauchen und Schnauben auszeichnete. Schmeichelnd klopfte sie das glatte Haupt.

„Guten Abend Nix," tönte es mit dem Ausdruck der Freude zu ihm nieder, „ist das ein Wetter draußen! Ein Wehen und Blasen, daß es selbst dir nicht gefallen möchte."

Neues Jauchzen und Schnauben; dann schritt Judica nach dem von wunderlichen Schatten belebten Hintergrunde hinüber, wohin das Ungetüm ihr mit seltsam schwankenden und stampfenden Bewegungen auf dem Fuße folgte. Erst als sie die Stelle erreichten, auf der die Flammen mit ihrem flackernden

Licht den ebenen Felsenboden streiften, traten die Umrisse einer riesenhaften Robbe deutlicher hervor.

Wer aus dem dunklen Gange plötzlich in die Höhle eintrat, bedurfte längerer Zeit, um die Augen an die rötliche Beleuchtung zu gewöhnen und den düsteren Raum in seinem ganzen Umfange zu überblicken. Wie vielfach an Stellen, wo mehr oder minder nachgiebiges Gestein seit unberechenbaren Zeiten der doppelten Einwirkung mit ozeanischer Gewalt vernichtender Fluten und im geheimen nagender kleiner Wasseradern unterworfen gewesen ist, so hatte sich auch hier eine jener wunderbaren Zellen gebildet. Alles war unregelmäßig ausgezackt und gekerbt. Nur der Fußboden dehnte sich als glatte Fläche aus. Die durchschnittliche Breite mochte fünfzehn bis achtzehn Schritt betragen, wogegen die mit Tropfsteingebilden geschmückte Decke sich in einer Höhe von etwa zehn Fuß wölbte. Spalten öffneten sich ringsum. Manche standen in Verbindung mit der Außenwelt, wie der in einem schwarzen Winkel verschwindende Rauch des Feuers bekundete, und ermöglichten einen beständigen Luftwechsel, während andere sich in dem Gestein selbst verloren.

Von der Decke tropfte an mehreren Stellen Wasser hernieder und füllte, durch sinnig angebrachte hölzerne Rinnen geleitet, ein kleines in den Fußboden gemeißeltes Becken, aus dem das Übermaß in einer anderen Rinne dem Ausgange zurieselte. Einzelne Spalten vertraten die Stelle von Kasten, die zur Aufbewahrung von Vorräten dienen. An der Rückwand, da, wo das Wärme ausstrahlende Feuer des aus Felstrümmern sorgfältig errichteten Herdes noch wirkte, befand sich, ebenfalls begrenzt von zusammengefugten Steinen, eine flache Anhäufung trockenen Seegrases. Dieses bildete die Unterlage für mehrere Pfühle und wollene Decken, die, wohlgeordnet, zu Betten für zwei Personen berechnet waren. Mehrere rohgezimmerte Bänke und Schemel und ein ähnlich zusammengefügter Tisch, alles von der Zeit geschwärzt, bildeten die übrige Einrichtung, während auf einem Felsvorsprung neben dem Herde die notdürftigsten Küchengeräte sich sauber aneinander reihten. Und so entbehrte der seltsame, fast unheimliche Raum nicht einer gewissen Wohnlichkeit, die erhöht wurde durch eine reine und warme Atmo-

sphäre. An Brennholz mangelte es nicht; die landwärts fegenden Stürme lieferten dessen genug, um den in einem Winkel aufgestapelten reichen Vorrat immer wieder mit verhältnismäßig geringer Mühe ergänzen zu können.

„Ich habe hinaufgelauscht seit Stunden," tönte Judica, als sie vor das Feuer hintrat, eine zwar heisere, aber doch kräftige Stimme entgegen, „ich hörte nichts, als das Zirpen der Fledermäuse im warmen Schlot. Wo weilte der junge Sturmvogel so lange? Wer führte ihn heim auf dem Wasserwege?"

Einen freundlichen Gruß gab Judica als Antwort zurück, dann warf sie einen prüfenden Blick seitwärts vom Herde nach der Decke hinauf, wo eine größere Spalte mündete. Eine kurze Leiter lehnte in ihr.

„Gott sei Dank, daß ich nicht hier herunter zu kommen brauchte," sprach sie sorglos, „der Wind hätte mich in die Brandung hinabgefegt, bevor ich die Hälfte des Weges überwand. Hinauf geht's leicht genug; aber hinunter — hu, es ist schauerlich zur Nachtzeit!"

Sie schürte das Feuer, daß es heller aufflammte, dann kehrte sie sich ihrer Hausgenossin wieder zu. Diese saß neben dem Herd auf einem durch vielen Gebrauch polierten, ungepolsterten Armstuhl einfachster Art und verschwand fast unter einer dunkelblauen Umhüllung. Nur ihre bis zu den Ellenbogen entblößten, sehr hageren, jedoch sehnigen Arme waren sichtbar, und das tiefgerunzelte Antlitz, aus dem die Nase hakenartig vorsprang und dem Profil einen eigentümlichen Ausdruck männlicher Entschlossenheit verlieh. Buschige weiße Brauen, die die tiefliegenden Augen düster beschatteten, verschärften diesen Ausdruck. Arme und Gesicht erinnerten an gebräuntes, zerknittertes Pergament. Das graue, noch immer starke Haar, bis über die Schultern niederhängend, wurde durch ein um's Haupt geschlungenes schwarzseidenes Tuch zusammengehalten. Die auf der Stirn aus dem Seemannsknoten lang hervorragenden Zipfel gaben der rötlich beleuchteten Greisin das Ansehen eines gehörnten Wesens. Neben ihr stand ein Spinnrad altertümlicher Form. Vor kurzem erst hatte sie es zur Seite gestellt.

„Als ich dir den Weg zum ersten Male zeigte, war ich zehn-

mal so alt wie du damals," versetzte die Greisin auf Judicas Bemerkung, „ich kannte Leute, die wie Fliegen und Eidechsen die schroffen Wände hinauf- und hinunterliefen, und belastet obenein. Der beste von ihnen ist tot. Und die anderen? Das Meer konnte sie nicht verschlingen, die Erde sie nicht in Empfang nehmen, bevor sie mir noch einmal in die Augen schauten. O, sie kommen, Judica, sie kommen alle, die lustigen Reiher. Wie sie ihre Schwingen ausbreiten und gegen den Sturm kämpfen! Prächtige Burschen — sie kommen aus allen Himmelsrichtungen, wohin sie zog, die lustige, wilde Brut!"

Mit einer energischen Bewegung erhob sie sich, eine lange Gestalt, die Judica's noch um etwas überragend. Ihre Blicke waren dabei auf die rußgeschwärzten Tropfsteingebilde an der Decke gerichtet, als hätte sie zwischen ihnen zu lesen vermocht.

Judica, an dergleichen Ausbrüche einer planlos umherschweifenden Phantasie gewöhnt, bückte sich zu der neben ihr schnaubenden Robbe nieder und legte spielend ihre Hand in deren furchtbares Gebiß.

„Hat der Nix seine Schuldigkeit getan?" fragte sie, wie die geheimnisvollen Worte der alten Frau überhörend.

Diese schaute zu dem jungen Mädchen nieder. Ein Weilchen sann sie nach, dann antwortete sie träumerisch: „Zwei schwere Steinbutten brachte er herauf, eine für sich, eine für uns. Er muß sehr tief gegangen sein, denn das Getier scheut die Brandung nicht minder, als die Menschen es tun."

„Soll ich den Fisch zubereiten?"

„Heute nicht mehr. Hör' wie das Meer tobt. Eine schöne Musik, aber nicht laut genug, um jemand zu ermuntern, der in der Tiefe auf einem Korallenbett schläft."

„Heißer Tee wird Euch willkommem sein," fuhr Judica fort, und indem sie den Südwester von ihrem Haupte entfernte, sank eine üppige Fülle des schönsten braunen Haares bis tief über ihre Hüften nieder. Dann holte sie mehrere Pakete unter dem Regenmantel hervor, die sie zu dem Küchengerät legte, worauf sie sich auch des steifen Überkleides entledigte. „Ja, Kap'tän Mary," fügte sie in sorglicher, herzgewinnender Weise

hinzu, „etwas Tee und frischer Zwieback. Seht den Sack dort, eine freundliche Gabe, die der Schmuggler Joe mir darbrachte."

„Er braucht uns nichts darzubringen," bemerkte die Greisin ungeduldig, „am wenigsten jemand, der seinen Namen verheimlicht. Freilich, Schmuggler haben Grund, vorsichtig zu sein — doch wir sind Manns genug für uns selbst zu sorgen. Der Wassernix trägt uns Fische zu, 's Meer liefert Salz und 's Spinnen tut's übrige."

„Aus Gefälligkeit nahm ich's," entschuldigte sich Judica, „womit soll ich's ihm sonst lohnen, wenn er meinetwegen sein Leben auf's Spiel stellt?"

„Immerhin ein kühner Bursche," versetzte die greise Mary wohlgefällig, „gab's doch nur einen, der gleich ihm in dieser Bucht sein Spiel mit den Klippen trieb, und der ist lange tot. Wunderbar; dergleichen lernt sich nicht in drei oder vier Monaten."

„So lange kenne ich ihn erst," erklärte Judica freundlich, „aber schon seit länger als Jahresfrist kreuzte er in der Nachbarschaft. Soll ich die Lampe anzünden?"

„Hänge den Kessel auf und laß ihn singen," antwortete Mary, „dann setze dich her zu mir. Nein, kein Licht. Die Flammen leuchten hell genug. Im Halbdunkel plaudert sich's besser. Bist du naß, so kleide dich um; richte alles her zum wärmenden Trunk und setze dich zu mir."

Wie ermüdet sank sie wieder auf ihren Stuhl.

„Hör, wie das Meer mich ruft,
Ich spinne Garn,"

hob sie mit zitternder Stimme eintönig zu singen an.

„Wer schläft in nasser Gruft?
Ich spinne Garn.
Ich spinne Garn zum Totenkleid,
Zwölf Ellen lang, zwölf Ellen breit;
Ich spinne Garn, ich spinne."

Judica rührte sich geschäftig. Sie ordnete den Inhalt des Sackes zu den anderen Vorräten, wechselte die feuchten Schuhe, legte neues Holz auf die Glut, befestigte den gefüllten Kessel an einer von festen Tropfsteingebilden getragenen langen

Kette über den Flammen; im Vorbeigehen liebkoste sie flüchtig die regungslos in das Feuer stierende Robbe, dann zog sie einen niedrigen Schemel vor die alte Frau hin, und sich niedersetzend, stützte sie die Arme zutraulich auf deren Knie.

Diese schien aus dem Reiche wunderlicher Phantasien in die Wirklichkeit zurückgekehrt zu sein, denn mit ihren dürren Fingern über Judica's Stirn streichend, fragte sie: „Du warst im Dorf? Kauften sie das Garn?"

„Zum alten Preise, Kap'tän Mary," antwortete Judica, „hätte ich einen Zentner gebracht, es wäre nicht zuviel gewesen."

„Den Schmuggler Joe trafst du?"

„Ich erwartete ihn oben."

„Warum erwartest du ihn? Deinen Weg findest du doch allein."

„Er ist ein ehrlicher Bursche. 's gibt keinen, der Ruder und Segel führte, wie er. Sein Spürer kreuzt draußen auf hoher See."

„Hüte dich vor den Schmugglern," versetzte die Greisin, „sie sterben eines gewaltsamen Todes. Ich kenne das, ich kenne das."

„Ich hoffe ihn von dem gefährlichen Gewerbe abzubringen."

„Nimmermehr! Wer sich einmal dem Schmuggeln ergab, läßt nicht davon ab, und brächte er's bis auf 'ne Schiffsladung Goldes. Ich kannte jemand, der hatte in dieser Höhle soviel kostbare Spitzen, Seide, Wein und Tabak verstaut, daß er sich einen Ostindienfahrer dafür hätte kaufen können, und wo blieb's? Auf den Meeresboden ging's, und mit ihm er selber."

Judica blickte besorgt in der Greisin gerunzeltes Antlitz.

„Trafst du sonst noch Bekannte im Dorf?" fragte Mary endlich wieder.

„Nein, ich suchte nicht nach solchen. Mich kennen alle, und alle nennen mich Strandhexe. Ich mag nicht mit ihnen reden."

„Mögen sie dich nennen nach Belieben; es kommt die Zeit, in der alles sein Ende erreicht."

„Wie lange wird das dauern?"

„Vielleicht noch Jahre. Ich weiß es nicht. Aber ändern wird sich's, sobald die Reiher heimkehren. Und sie kommen,

sie kommen. Fünfundvierzig Jahre habe ich gewartet, und ich warte noch länger."

„In der Schenke saß ich in einem Winkel, um einen Regenschauer vorüberziehen zu lassen," nahm Judica schnell das Wort, wie um eine Last von ihrer Seele zu entfernen, „Fremde waren eingetroffen — eine Seltenheit in dieser Gegend — sie wollten mich ausfragen; doch ich antwortete ihnen kaum."

„Was für Leute waren es?"

„Ein vornehmer Herr in vorgerückten Jahren, und ein Mädchen, wie ich schöner nie eins sah. Sie sprachen mit dem Wirt und anderen Leuten, die sich in der Nähe befanden. Ich hörte alles. Sie meinten, ich schlafe auf dem Meeresboden. Sobald sie aber leise mich Strandhexe nannten und verstohlen auf mich wiesen, ertrug ich's nicht länger; ich kehrte ihnen den Rücken zu. Sie erkundigten sich nach einem gewissen Heron — was ist Euch, gute, liebe Ahne? Ihr schaut so seltsam," fragte Judica besorgt, als die Greisin beide Hände mit krampfhaftem Druck auf ihre Schultern legte.

„Nichts, nichts," beruhigte Mary, wie geistesabwesend, 's fuhr mir durch die Glieder, wie 'n Schauer — es ist jetzt vorbei — erzähle nur weiter — weiter. Nach einem gewissen Heron fragten sie?"

„Nach einem Manne, der vor ewigen Zeiten in dieser Gegend gelebt haben soll."

„Und was antworteten die Leute?"

„Keiner wußte Bestimmtes. Man hatte wohl von einem Heron gehört, aber wie von einer Sage. Schmuggler soll er gewesen sein. Ein alter Fischer meinte, vor mehr als fünfzig Jahren sei eine Frau in dieser Gegend aufgetaucht, und die habe es mit den Schmugglern gehalten. Niemand wußte, wo sie lebte. Sie kam und ging. Sie müßte auf einem Schmugglerschiff ihr Heim gehabt haben. Nachdem von den Zollwächtern unter den Schmugglern aufgeräumt worden, sei jene Frau nur noch selten erschienen, um dieses und jenes einzukaufen. Mit niemand habe sie gesprochen, niemand Rede gestanden, und wenn die noch lebe, aber es sei zu lange her, so wäre wohl näheres über einen Heron und dessen Ende zu erfahren. Im

Judica stellte den rechten Fuß auf den Bord und, sich einen Schwung gebend, sprang sie auf den Felsen zu. (S. 145.)

Dorfe selbst, erklärte der alte Fischer, möchten sich überhaupt nur wenige des Namens entsinnen.

„Errätst du, wer jene Frau war?"

„Keine andere, als Kap'tän Mary," antwortete Judica lebhaft, „nur der Name Heron macht mich irre, obwohl Ihr selbst oft genug von den Reihern sprecht."

„Ich mag's wohl gewesen sein," bestätigte die Greisin düster. „Doch lassen wir die Vergangenheit. Sage mir lieber, wie der Herr heißt," und ihre Augen blickten gespannter, indem sie das gerunzelte Antlitz dem jungen Mädchen näher zuwandte.

„Hilger redeten sie ihn an, und das schöne Mädchen Miß Hilger. Ich denke, es sind Vater und Tochter."

„Sprachen sie mit dir?"

„Wo ich wohne, fragten sie mich. Weit von hier, gab ich zur Antwort, und daß ich das Kind armer Leute sei, die längst in der Erde lägen. Ich war ihrer Neugierde überdrüssig, und als der Herr mich bat, ihn in meine Wohnung zu führen, sogar mir einige Goldstücke zeigte, ging ich achselzuckend meiner Wege."

„Werden sie länger in dieser Gegend weilen?"

„Der Herr sprach zu seiner Tochter: Und müßte ich jeden Stein umkehren, um Nachricht über ihn zu erhalten, so sollt's mich nicht verdrießen."

Die Greisin hatte das Haupt tief auf die Brust geneigt. Sie schien Judicas letzte Worte nicht gehört zu haben. Plötzlich richtete sie sich wieder empor. Ein Weilchen sah sie starr in Judicas Augen, und sich erhebend, begann sie mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, wie auf dem Quarterdeck eines Schiffes, auf- und abzuwandeln. Judica beobachtete sie verwunderungsvoll. So hatte sie ihre greise Freundin noch nie gesehen. Dann erhob auch sie sich, um Vorkehrungen zu ihrem einfachen Mahl zu treffen. Geräuschlos bewegte sie sich einher, wie befürchtend, die alte Frau in ihren Betrachtungen zu stören.

„Morgen wirst du dich wieder nach der Schenke begeben," hob letztere endlich mit tiefem Ernst an, „wenn Leute vornehmen Standes nicht scheuen, in einem elenden Fischerdorf Wohnung zu nehmen, so müssen triftige Beweggründe sie veranlassen.

Begib dich in ihre Nähe, und reden sie dich wieder an, so suche zu erforschen, was sie von dem verschollenen Heron wünschen. Magst ihnen sagen, daß in der Tat ein Heron diesen Teil der Küste vielfach besuchte vor vielen vielen Jahren; daß sogar Genaueres erkunden könne, wer vor die rechte Tür ginge. Das wird ihre Zungen lösen — wer weiß, die Reiher mögen im Anzuge sein, gleichviel, woher sie kommen."

Mit Erstaunen lauschte Judica solchen Worten.

„Und wenn sie darauf dringen, mich zu begleiten," fragte sie nach kurzem Sinnen, „was soll ich antworten?"

„Nicht hierher führe sie, nein, nicht hierher," warnte die Greisin, „es sei denn, sie wiesen sich als Reiher aus, aber nein — so kommen sie nicht — sie kommen, wenn der Sturm das Meer aufwühlt, der Himmel wetterleuchtet und kracht! Sie kommen mit vollen Segeln — ha — schaue hinüber — eine stolze Kraft! Wie der Schaum ihren Bug umflattert, die Spieren sich anmutig neigen! Alle Mann an Deck! Klar zum Gefecht! Glasscherben und gehacktes Blei in die Koronaden! Gebt's ihnen" — sie starrte wieder zur Decke hinauf, um ihre Gedanken zu sammeln, dann weiter: Ja so kommen sie von draußen herein, die Reiher und ihre lustige Brut, und alle, alle will ich sie sehen, alle, die ein wilder Fluch von dannen trieb!"

Ein Schauder machte noch einmal ihre Gestalt erbeben, dann hatte sie ihre Ruhe zurückgewonnen.

„Und doch kann es sein, daß der Fremde gerade mich sehen will," fuhr sie überlegender fort, „er mag Kunde bringen aus fernen Ländern, und ich darf ihm nicht die Tür weisen."

„Aber wo, gute Ahne?" fragte Judica besorgt, „am hellen Tage von der Seeseite aus — es wäre zu auffällig, und wer verstände sich dazu, sie bis hierher zu bringen? Und von oben herunter? Nein, nein, für eine solche Fahrt sind sie nicht geschaffen."

„Soll ich hinausgehen und mich den Leuten zeigen?" fragte die greise Mary träumerisch, „nach zwölfjähriger Rast die Gelenkigkeit meiner Glieder noch einmal versuchen? Das ginge noch viel weniger. Sie würden sagen, die alte Strandhexe ist aus ihrem Grabe gestiegen, und Schlimmeres noch dächten sie

von uns. Nein, nein, Judica, wenn's sein muß — nun, der Schmuggler Joe! er ist treu und verschwiegen; auf deinen Wunsch wird er die Fremden bis vor unsere Tür schaffen bei ruhiger See. Sie selbst aber — nun, mach's abhängig von ihrem Schweigen; suchen sie ernstlich jemand, so gehen sie auf alles ein. Auch ist's ratsam, sie ziehen bald wieder ihres Weges; es sei denn — doch nein: vornehme Herren und deren Töchter sind's nicht — nicht von der Landseite kommen sie."

Sie sank auf ihren Stuhl vor dem mit einfachen Speisen besetzten Tisch. Judica nahm ihr gegenüber Platz. Schweigend verlief das Mahl. Nur gelegentlich floß eine kurze, sorgliche Bemerkung von Judicas Lippen, die in den meisten Fällen mit einem träumerischen Kopfnicken beantwortet wurde.

Bald darauf saß Judica neben ihrer greisen Hausgenossin vor dem Herd im Scheine des Feuers. Wie diese, hatte auch sie ihr Spinnrad zur Hand genommen. Der eine Fuß trieb die Spule, der andere ruhte auf dem runden Haupte der schnarchenden Robbe.

„Hör, wie die Möwe klagt;
Ich spinne Garn —"

sang die alte Mary zum Schnurren der Räder.

„Bange den Sturm sie fragt,
Ich spinne Garn.
Sie fragt den Sturm nach ihrer Brut,
Die auf dem Meeresboden ruht.
Ich spinne Garn, ich spinne."

Geisterhaft schallte die eintönige Melodie durch den abgeschlossenen Raum. Jedem alten oder neu entstehenden Verse schien Judica aufmerksam zu lauschen. Dazu das dumpfe Dröhnen der übereinander hinstürzenden Wasserberge, das Zittern der gewaltigen Felsmauern und das geheimnisvolle Tropfen des durch die Rinnen dem Bassin zugeleiteten Wassers!

Die Robbe stöhnte aus tiefer Brust; die Räder schnurrten. Die Lampe war ausgelöscht worden. Flackernde Helligkeit verbreitete das Herdfeuer. Die Schatten auf den vielfach durchbrochenen Wänden zuckten und tanzten wie um sich von dem Gestein loszureißen.

„Ich spinne Garn zum Totenkleid,
Zwölf Ellen lang, zwölf Ellen breit;
Ich spinne Garn, ich spinne —"

schien es unheimlich aus allen Winkeln hervorzudringen.

Fünfzehntes Kapitel.

Im „Seelöwen".

Dasselbe Regenwetter des vorhergehenden Tages. Nur nicht so scharf wehte es, und schmaler und weniger zusammenhängend waren die Schaumkämme der Wogen geworden. Sie ähnelten nicht mehr den flatternden Mähnen vom Dreizack getroffener, wild einhertobender fischschweifiger Renner.

Die Mittagszeit war vorüber, als Judica plötzlich wieder auf ihre luftige Warte trat. Woher sie gekommen, niemand hätte es erraten. Nicht das leiseste Rauschen im Gebüsch oder Brechen zwischen den Ginsterſträuchen hatte ihr Nahen verkündet. Wie am vorhergehenden Tage umschloß auch heute wieder wasserdichter Stoff den tadellos gewachsenen kräftigen Körper. In der Hand trug sie einen Stab, auf den sie sich leicht stützte. Einen langen Blick sandte sie auf das Meer hinaus. Wo die Sonne durch eine Öffnung in dem schweren Wolkenschleier hindurchlugte, jagte wohl ein goldig glitzerndes Feld über die bewegte Wasserfläche; aber Segel waren nirgends sichtbar. Der Spürer war verschwunden, durchpflügte vor gefüllter Leinwand das Meer auf der Jagd nach neuer Konterbande.

Weder Freude noch Besorgnis prägte sich in Judicas schönem Antlitz aus. Sie sah nur das, was zu sehen sie erwartete. Mit derselben ruhigen Haltung trat sie von dem Felszacken zurück, und in das hohe, feuchte Gebüsch eindringend, gelangte sie nach kurzer Zeit auf den Pfad, den sie am vorhergehenden Abend in Joes Begleitung gegangen war und eine halbe Stunde später stieg sie auf dem schroffen Abhange zu dem verborgenen

Flüßchen nieder. Anstatt sich wiederum dem Felsentor zuzuwenden, folgte sie dem Pfade bis zum Wasser nach.

Der Kahn lag noch da, wo Judica Tags zuvor heimkehrend, ihn verlassen hatte. Kein Mensch war seitdem den einsamen Weg gewandelt. Eine kurzstielige breite Schaufel befand sich in dem Fahrzeug, und wer auch immer es benutzte, hatte gewissermaßen die Verpflichtung das durch die Fugen eingedrungene oder nach Regengüssen angesammelte Wasser zu entfernen. Judica beendigte mit einer gewissen Hast diese Arbeit, und leicht zog sie sich an dem Tau, das nach dem anderen Ufer hinüberführte, dorthin, wo der Pfad sich wieder in mancherlei Windungen nach dem Abhange hinzog.

Erst wenige Schritte hatte sie nach dem Verlassen des Fahrzeuges getan, als hinter einem dichten Wachholdergebüsch hervor ein Mann ihr den Weg vertrat. Er trug einen Rock von wasserdichtem Stoff und sein rothaariger Kopf war bedeckt mit einer Mütze von militärischem Schnitt. Unter dem Arme, so daß das Schloß der Feuchtigkeit nicht ausgesetzt war, trug er einen Karabiner.

„Das nenne ich Glück," redete er Judica an, und auf dem echten Zollwächtergesicht, dem das beständige Spähen einen abstoßenden, lauernden Ausdruck verliehen hatte, leuchtete Triumph auf — „Guten Tag, Judica! Hoffentlich geht es nach Wunsch? Hätte mir schon gestern erlaubt, dich im Schenkhause anzureden, vermied's aber der Leute wegen."

„Weil Ihr Euch der Strandhexe schämtet," erwiderte Judica trotzig und ohne die ihr gereichte Hand zu beachten. Sie wollte sich an dem Zollwächter vorbeidrängen, als dieser neben sie hintrat und trotz des schmalen Raumes in ihrer Begleitung den Weg aufwärts fortsetzte.

„Nein, Judica," lenkte er darauf begütigend ein, und seitwärts spähend, hafteten seine, gewohnheitsmäßig zusammengekniffenen, weiß bewimperten Augen mit sichtbarem Wohlgefallen auf dem zornig geneigten schönen Profil, „du beurteilst den Gringo falsch. Doch bald genug werd' ich dirs beweisen, daß mich das Gerede der Leute nicht kümmert und ich jedem gern eine Kugel durch den Kopf schießen möchte, der es wagt,

dir unziemliche Namen beizulegen. Redete ich dich gestern nicht an, so geschahs, weil ich hoffte, dich heimwärts begleiten zu können. Bevor ich aber mich dessen versah, warst du verschwunden."

Er zögerte, bis sie eine schwierigere Abstufung des Pfades überwunden hatten, und fuhr fort:

„Wir kennen uns lange; und wechselten wir auch nicht viele Worte miteinander, so sahen wir uns doch oft genug, um Wohlgefallen aneinander zu finden."

„Wer sagt, daß ich Wohlgefallen an irgend einem Menschen der Welt fände?" fuhr Judica heftig auf.

„Nun, Judica, ich habe mein Wohlgefallen an dir," schmeichelte der Zollwächter „und zwar in so hohem Grade, daß ich, allen Menschen zum Trotz, dich zur Frau nehmen möchte. Judica, ich mein's ehrlich mit dir —"

„Gebt Euch keine Mühe," fiel das Mädchen geringschätzig ein, „ich will keines Mannes Weib sein, am wenigsten die Frau jemandes, dessen Wohlergehen von dem Unglück anderer abhängt."

Gringo wollte auffahren, allein er bezwang sich, und heiter klang seine Stimme, als er nach längerem mühevollen Steigen das Gespräch wieder aufnahm: „Das heißt, du bist gram allen Zollwächtern? Es schneidet dir durch dein liebes Herz — Gott segne es — wenn du hörst, daß ich den Schmugglern einige Ballen guter Ware abjagte? Nun, Judica, auch dafür weiß ich ein Mittel. Bist du erst meine Frau, so betrachte ich das als einen Grund, meine Versetzung zu beantragen. 's gibt Stellen genug, auf denen die Männer von der Steuer nicht gezwungen sind, täglich im Kriege mit den Schmugglern zu liegen."

Sie hatten endlich den Rand des Uferabhanges erreicht. Judica, die sich in ihren Bewegungen übereilt hatte, blieb stehen, um Atem zu schöpfen.

Als sie dann aber, ohne zu antworten, ihre Wanderung fortsetzte, sprach er weiter:

„Was sinnst und zweifelst du noch? ist's keine gute Stellung, kein auskömmliches Brot, was ich dir biete? Ist's nicht aller Ehren wert, daß ich nicht frage, woher du stammst, wo du lebst

und weshalb du dein Kommen und Gehen beständig in undurchdringliches Geheimnis hüllst?"

„Ich brauche keine andere Stellung, als meine jetzige," versetzte Judica, und ihre Nasenflügel legten sich vor der Heftigkeit, mit der der Atem sich ihrer Brust entwand; „mein gutes Brot habe ich ebenfalls; gefällt mir's aber, dasselbe im Geheimen zu verzehren, so kümmert das niemand. Sucht Euch eine Frau, wo's Euch beliebt; ich nehme Euch nicht — will Euch nicht — nein, nimmermehr. Ich denke überhaupt nicht daran, irgendeines Mannes Weib zu werden."

Bei dieser schroffen Zurückweisung stieg die Röte des Zornes in Gringos Gesicht auf. Mit einer kurzen Bewegung warf er den Karabiner über die Schulter, unbekümmert um den ihn benetzenden feinen Regen und die von dem Gebüsch niederrasselnden Tropfen.

„Also keines Mannes Weib," fragte er scharf, „auch nicht die Frau des verrufenen Joe?"

„Außer Euch hat bisher niemand gewagt, den Joe einen verrufenen Menschen zu nennen," nahm Judica schnell wieder das Wort, „wenn ich aber Gefälligkeiten von ihm nicht zurückweise, so geschieht's, weil er's ehrlich meint. Damit ist nicht eingeräumt, daß ich eins mit ihm bin."

„Nicht?" höhnte der Zollwächter, „o, Judica, vielleicht gelingt mir's, das Gegenteil zu beweisen! Oder möchtest du bestreiten, daß er mehr, als andere Menschen um dein heimliches Treiben weiß? Daß du selber genau seine Wege kennst? Daß es mich nur wenig Mühe kostete, den Schlupfwinkel zu entdecken, in dem er seine hereingeschmuggelten Waren verbirgt und dir deren Bewachung anvertraut?"

„'s ist keine Kunst, hinter dem Rücken eines Abwesenden böse Dinge zu reden," versetzte Judica hochfahrend, obwohl ihr Herz bebte, „warum sagt Ihrs dem Joe nicht ins Angesicht und vor Zeugen, damit er Euch eines Besseren belehre?"

„Weil ich dein Unglück nicht herbeiführen möchte. Was hätte ich davon, schleppten sie dich ins Gefängnis und müßtest du deine Freiheit damit erkaufen, daß du des Burschen Vorratskammer verrietest?"

„So möchte ich bis an mein Lebensende im Kerker schmachten", erklärte Judica mit erzwungener Ruhe, „wüßte ich doch nicht, wie ich's beginnen sollte, etwas zu verraten, was ich selber nicht weiß!"

„Meinst du? Nun, wir werden sehen. Gestern kreuzte der Spürer draußen auf der Höhe. Plötzlich erscheint der Joe im Dorf. Wie ist er dahin gekommen? Haha, Judica, was zuckst du zusammen, und wo bleibt deine schöne frische Gesichtsfarbe? Verdammt fein ersonnen von dem Schmuggler Joe! Kommt nach dem Dorf so harmlos wie ein Ziegenhirt, und 'nen schönen guten Abend wünscht er mir obenein. Und in der Mündung des Flüßchens hat seine Jolle gelegen. Kannst jetzt noch oberhalb der Flutgrenze im Sande die Spuren dreier Männer sehen, und 'ne schmale Fährte, in die dein kleiner Fuß wohl passen dürfte. Hahaha! Bist du noch immer nicht geneigt, des Gringo Frau zu werden, auf daß er mit dir von dannen ziehe, um zu vergessen, was er hier auskundschaftete? Dich heimführe in einen geordneten Hausstand, anstatt ins Gefängnis, und es andern überlasse, dem Joe nachzustellen bis in seinen Fuchsbau hinein?"

„Hätte ich wirklich eine Tat begangen, auf Grund derer ich das Gefängnis fürchten müßte," hob Judica bebend vor Entrüstung und Besorgnis an, „und könnte ich dadurch mir selber und dem Joe einen Dienst erweisen, wie jetzt zu tun ich es nicht imstande bin: nimmermehr, weder im Guten noch im Bösen bewegt Ihr mich dazu, auf Euren Vorschlag einzugehen. Ich weiß von keiner Konterbande, und geschäh's nicht anderen zuliebe, wollte ich heute noch Euch wie jeden, der Lust hätte, dahin führen, wo ich nun schon seit Jahren ungestört im Verborgenen hause!"

„Anderen zuliebe?" höhnte der Zollwächter, „das ist's: Anderen zuliebe! Hoho, meine schöne Strandhexe, von der das dummköpfige Volk glaubt, daß sie mehr verstehe, als Flachs und Wolle spinnen, und daß sie auf dem Meeresboden in 'nem kristallenen Schlosse wohne! Mich sollst du nicht täuschen; 's ist ein zu alter, erfahrener Hahn, den die Behörden nach diesem Teile der Küste schickten. Lache immerhin spöttisch, stolze

Strandhexe; hinter diesem Lachen steckt mehr, als du verlautet haben möchtest. Deine bleiche Farbe verrät's und die Art deines Blickes. Geheimnisvolle Dinge hat der Sturm mir zugetragen von 'nem Franzosen, der draußen kreuzt und Gelegenheit sucht, 'nen Teil seiner Waren den Schmugglern zu überantworten. Verdammt! Der Spürer ist 'ne flinke Kraft; er versteht's, den Zollkuttern auszuweichen! Ob er auch mir auszuweichen versteht? Hallo, schöne Strandhexe; bevor dreimal vierundzwanzig Stunden vergehen, werden die Masten des Spürers wieder da drüben auftauchen; das Boot wird hin und her fliegen zwischen dem Kutter und dem Strande; und dann wollen wir sehen, ob der Schmuggler Joe mir entschlüpft, wenn ich die Hand auf seine Schulter lege und sage: Im Namen des Gesetzes!"

Judica war stehen geblieben. Während der langen Rede des Zollwächters hatte sie Zeit gefunden, ihre Gedanken einigermaßen zu sammeln. Die Erwähnung des Franzosen zeugte zu unwiderleglich für Verrat oder den Erfolg unermüdlichen Spionierens. Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Denn um Joe zu warnen, hätte es der Schwingen einer Möwe bedurft. Ahnungslos stürzte er in sein Verderben, während sie selbst gezwungen werden konnte, die verborgene Häuslichkeit der greisen Mary den Zollwächtern zu öffnen.

Sie zögerte mit einer Erwiderung; sie zögerte so lange, bis alle Möglichkeiten der drohenden Gefahr flüchtig vor ihrem Geiste vorübergezogen waren. Dann sich Gringo zukehrend, zeigte sie ihm ein Antlitz, auf dem Zornesröte und die bleiche Farbe des Entsetzens sich wechselweise jagten.

„Was Ihr auf keinem anderen Wege von mir erlangt," sprach sie in festem Tone, „Ihr möchtet es durch Drohungen erzwingen. Doch ich fürchte Euch nicht, habe keinen Grund, Euch zu fürchten; dagegen hasse ich Euch, wie nur ein Mensch gehaßt werden kann. Diese Versicherung genügt hoffentlich, mich Eurer weiteren Begleitung zu entheben —" und sich hastig abkehrend, entfernte sie sich schnellen Schritts.

Die ruhige Würde, mit der Judica sprach, und ihr eisiger Blick, der jeden Zweifel an dem Ernste ihrer Worte ausschloß,

blieben nicht ohne Wirkung auf den Zollwächter. Unwillkürlich beugte er sich in Achtung vor der schönen, stolzen Erscheinung. Erst als Judica hinter der nächsten Biegung des Waldpfades verschwand, erwachte in ihm das Bewußtsein, sich in ihren Augen erniedrigt zu haben, gepaart mit einem Gefühl wilden Rachedurstes gegen denjenigen, den er als die Ursache der Abweisung betrachtete.

„Geh hin, Strandhexe!" rief er ihr nach, und er gab es auf, ihr zu folgen, „zu einer anderen Zeit treffen wir zusammen!"

Judica bewegte sich unterdessen mit unverminderter Eile auf dem gewundenen Pfade einher. Erst als sie inne wurde, daß Gringo nicht folgte, ging der Ausdruck der Entschlossenheit in ihrer Haltung verloren. Sie stützte sich auf ihren Stab, als sei die Last des kräftigen Körpers zu schwer für ihre Füße geworden. Tränen drangen in ihre Augen; wie sich ihrer schämend; fuhr sie mit der Hand heftig über ihre Wangen hin. Der Ausdruck des Trotzes kehrte auf ihr Antlitz zurück, indem sie vor sich auf den Weg achtete, und doch war ihr so bange ums Herz, daß sie in lautes Weinen hätte ausbrechen mögen. —

In dem Fischerdorf, dessen Hütten, Ställe und Räucherbuden in einer talartigen Schluchtsenkung unregelmäßig vom Zufall gleichsam ausgesät worden waren, befand sich auch eine Taverne. Am höchsten und am weitesten vom Strande liegend, zeichnete sie sich vor den anderen Häusern durch einen auf unbehauenen Pfählen ruhenden Vorbau aus, unter dem zwei vierbeinige tragbare Krippen, mehrere Bänke, auch zur Hauswirtschaft gehörende Geräte ein erträgliches Unterkommen gefunden hatten. Ein moosbewachsenes Strohdach schützte Haus wie Vorbau. Vielfach geflickte Strohdächer krönten die zu dem Grundstück gehörenden kleinen Ställe und Schuppen. Als Aushängeschild diente ein wenig künstlerisch ausgestopfter Seehund mittler Größe, der oberhalb der Haustür an Drähten von den Balken des Vorbaues niederhing. Obwohl nur ein ganz gemeiner Seehund, dem obenein aus allen Nähten, sogar aus dem Schlunde und den Augen Strohhalme hervorlugten, hatte er doch Veranlassung gegeben, daß die Taverne

nicht nur unter den Dorfbewohnern, sondern auch weit und breit in der Nachbarschaft als „Gasthof zum Seelöwen" bekannt war.

Ein einziger Landweg führte an dem Dorfe, und zwar dicht an dem Seelöwen vorbei. Der Fremdenverkehr beschränkte sich daher auf das allergeringste Maß. Höchstens, daß ein zerbrochener Wagen diesen oder jenen Reisenden zwang, auf einige Stunden im Seelöwen einzukehren, oder ein verlorenes Hufeisen, oder endlich zur Winterzeit der verständige Wunsch, die halb erstarrten Glieder vor dem Kaminfeuer ein wenig aufzutauen und durch einen heißen Trunk nachzuhelfen. Trotzdem war die Taverne zum Seelöwen im allgemeinen nichts weniger als vereinsamt. Sie erfreute sich der Kundschaft des ganzen Dorfes, zumal ein kleines Kolonialwarengeschäft mit der Schankgerechtigkeit verbunden war, und es verging kein Tag — ausgenommen der Sonntag, an dem jeder gewissenhafte Christ und Engländer seinen Grog in stiller Beschaulichkeit zu Hause trinkt —, dessen Abend nicht eine achtbare Auswahl verwitterter Fischergestalten in dem geräumigen und dafür desto niedrigeren Schänkzimmer zusammengeführt hätte. Eine besondere Anziehungskraft mochte auch der Seelöwenwirt ausüben, ein wohlgenährter Mann mit matrosenhaft braunrot glühendem Gesicht, von Ohr zu Ohr laufendem Kehlbart, gewöhnlich in blauer Seemannsjoppe mit langer Tonpfeife und einem unerschöpflichen Vorrat von nur wahren Salzwassergeschichten, der niemals ablehnte, sich an einem guten Whiskypunsch zu beteiligen, ein Garn abzuspinnen, und obenein mit der Kreide streng rechtlich verfuhr.

Das Eintreffen zweier vornehmer Fremden, die sogar die Absicht verrieten, dem Seelöwen auf längere Zeit die Ehre ihrer Anwesenheit zu schenken, konnte unter den obwaltenden Verhältnissen mit Recht als ein Ereignis betrachtet werden. Man sprach von ihnen als von den Vorläufern einer Eisenbahn, von der Möglichkeit der Anlage einer Telegraphenstation des unterseeischen Kabels, von der wahrscheinlichen Entdeckung eines ausgiebigen Kohlenlagers, kurz, man glaubte

alle Ursache zu haben, mit der Wendung der Dinge zufrieden zu sein, vor allem aber dem fremden Gentleman samt seiner Lady Tochter mit zuvorkommenster Höflichkeit zu begegnen.

In den beiden Giebelstuben waren sie bequem untergebracht worden. Außerdem hatte der gefällige Wirt ihnen sein ganzes Haus zur Verfügung gestellt und alles in seinen Kräften Stehende aufgeboten, auch mit seiner Küche Ehre einzulegen.

Obwohl noch früh des Nachmittags, hatten zu der Stunde, zu der Judica mit Gringo zusammentraf, sich schon einige Gäste im Seelöwen eingefunden. Der Wirt selber führte den Vorsitz. Um ihn herum reihten sich fünf oder sechs handfeste Gesellen, die der Vermutung Raum gaben, daß sie vor einem erprobten Schmuggler weit höhere Achtung hegen, als vor einem Zollwächter, auch wohl im stillen mit Hand anlegten, wenn es galt, einige Ballen Seidenzeuge und Brüsseler Spitzen unbemerkt landeinwärts zu schaffen.

„Zwecke hat der Gentleman," entschied der Seelöwenwirt im Laufe der Unterhaltung mindestens zum zehntenmal, „das ist meine Meinung, und wenn er sie verheimlicht, so kennt er seine Gründe dafür."

„Mit der Eisenbahn ist's nichts," versetzte einer der Gäste nicht minder überzeugend, „er hätte sonst die Lady zu Hause gelassen, das ist meine eigene Meinung."

„Wer 'ne Sache verheimlichen will, gibt sich ein unschuldiges Äußeres," meinte ein anderer, und das geschieht am leichtesten in der Gesellschaft von Ladys."

„Und 'ne herzige Lady ists obenein," erklärte der Wirt mit einem Ausdruck, als rechne er die Herzigkeit seines Gastes sich selbst als Verdienst zu, „und soll's einmal etwas Besonderes sein, so stimme ich für ein Steinkohlenlager, dann kommen Telegraph und Eisenbahn von selbst."

„Hat der Herr nicht 'ne Andeutung fallen lassen?" hieß es in Begleitung einer ätzenden Rauchwolke über den Tisch hin.

„Nicht 'ne Silbe," antwortete der Seelöwenwirt bedächtig, „und gerade darin liegt der Beweis. Wer'n gutes Geschäft im Auge hat, muß schweigen können. Und er schweigt nicht

nur, sondern gibt sich auch das Ansehen, als gingen ihm ganz andere Dinge im Kopfe herum. Plaudert von alten Zeiten, fragt nach 'nem gewissen Heron, meint aber Steinkohlen."

„Die Strandhexe schien ihm zu gefallen," bemerkte ein Gast, „sie dagegen wollte nicht Rede stehen."

„Wer hörte je von der Strandhexe zehn Worte hintereinander?" fragte der Wirt. „Ich kaufe ihr Garn, und gutes Garn ists obenein, ich gebe ihr an Waren, was sie verlangt, und dann sind wir fertig. Aber von 'nem Fremden sich ausforschen lassen — bei Georg, das liegt nicht in ihrer Natur!"

„Dem Joe hätte sie bereitwilliger geantwortet," erklärte wieder ein anderer.

„Schwerlich; sie hätte sonst auf ihn gewartet," fuhr der Seelöwenwirt fort, „denn es war bekannt, daß der Spürer draußen kreuzte. Auch ist der Joe zu vernünftig, um sich ernstlich an ein Mädchen zu hängen, von dem niemand etwas weiß. Und in solchen Dingen darf kein Geheimnis walten. Wurde sie gelegentlich mit dem Joe gesehen, so hat's wohl seinen guten Grund. Sitzt doch kaum jemand hier am Tisch, der mit dem Joe nicht dieses oder jenes verabredet hätte, und wär's 'ne Kleinigkeit für den eigenen Hausstand gewesen, dessen er sich gern laut rühmte."

Er spähte um sich, wie besorgt, zuviel gesagt zu haben, dann fügte er mit bezeichnendem Kopfnicken hinzu: „Woher sollte die Strandhexe näheres über Menschen wissen, die dreimal länger tot sind, als sie selber alt ist?"

„Sie soll an Stelle der alten getreten sein," hieß es von mehreren Seiten, „denn mit ihrem Erscheinen in dieser Gegend hörte das Umgehen der alten Frau auf. Von dieser wußte ebenfalls keiner, wo sie wohnte. Manche sagten, beim großen Seehundstein; aber wie wäre sie dahin gekommen? Getraut sich doch am hellen Tage die gewandteste Segelhand nicht zwischen die Wirbel und Klippen."

„Einmal in jüngeren Jahren versuchte ichs," rühmte sich ein Fischer, „allein ich war froh, als die verrufene Stelle wieder hinter mir lag. 's ist nicht geheuer dort. Als ich auf Kabellänge heran war, tönte schreckliches Heulen aus der Fels-

wand zu mir herüber. Menschlich war's nicht, auch von 'nem Tier ging's nicht aus. Aber aus dem Gestein drangs wie das Brüllen von tausend Rindern, daß die Haare mir zu Berge standen. Ich dachte an den Geist der alten Strandhexe. Daß die junge da nicht wohnt, darauf nehm ich's Abendmahl; es sei denn, auch bei ihr ging's nicht mit rechten Dingen zu."

„Ob die junge Strandhexe nicht mehr erzählen könnte, wenn sie sprechen wollte?" bemerkte der Seelöwenwirt. Dann rief er erstaunt, indem er durch die offene Tür einen Blick in den trüben, feuchten Nachmittag hinauswarf; „da ist sie selber, bei Georg! Das hat 'was zu bedeuten. Gestern hier eingekehrt, heute wieder, während sie sonst jeden Monat höchstens einmal ihre kleinen Füße über meine Schwelle setzt."

Alle Anwesenden kehrten sich der Tür zu, durch die Judica anscheinend ermüdet eintrat. In den über die dampfenden langen Tonpfeifen hin sich kreuzenden Blicken offenbarte sich das Verlangen, das unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen und das junge Mädchen mit hineinzuziehen. „'s ist zu bedauern," redete der Seelöwenwirt nach kurzem Schwanken Judica entschlossen an, „wahrhaftig zu bedauern, 'n Mädchen von deinem Aussehen Strandhexe nennen zu müssen. Doch was soll ich machen, so lange du nicht 'nen anderen Namen angibst?"

Judica zuckte die Achseln und blickte in die spielenden Flammen.

„Nennt mich immerhin Strandhexe," sprach sie dumpf vor sich hin, „mir ist jeder Name gut genug. Jedes Kind weiß, daß ich Judica heiße."

Über den Tisch hin wechselten wieder die bezeichnenden Blicke und der Wirt fuhr fort: „Hast 'was vergessen, daß du heute wieder vorsprichst? Sollt mich nicht wundern, wären über Nacht zehn Pfund Garn zwischen deinen Fingern hindurch gelaufen. Hast 'ne gute Hand, unter der die Arbeit fliegt."

Wiederum das ungeduldige Achselzucken, während die Blicke auf den Flammen haften blieben.

„Meine Hand ist nicht besser, als die anderer," tönte es von den trotzig emporgeworfenen Lippen, „und gefällt mir's

und verbietet Ihr's nicht, so kehre ich morgen wieder hier ein und so alle Tage."

„Bist mir willkommen zu jeder Stunde, Judica," erwiderte der Seelöwenwirt mit einem gewissen Wohlwollen, „magst sogar ganz hier bleiben und um guten Lohn mit den Meinigen arbeiten."

„Ich danke Euch," lehnte Judica ruhig ab, „meine Art ist's nicht, mich unter die Leute zu mischen."

Des Löwenwirts Erfindungsgabe hatte ihre Grenze erreicht, denn er sandte einen zweifelnden Blick im Kreise seiner Gäste herum. Plötzlich, wie von einem guten Gedanken beseelt, sich Judica wieder zukehrend, fuhr er fort: „Bliebst du gestern ein Weilchen länger, so trafst du den Joe. Du weißt, der Joe hat ein Auge auf dich — brauchst deshalb nicht zu erröten. Der Joe ist 'n ehrlicher Bursche und ein kühner Segler obenein. Hat wohl seine Feinde, allein die stecken in Regierungsröcken. Du siehst ihn vielleicht in nächster Zeit."

Judica sandte einen forschenden Blick zu dem Wirt hinüber, zuckte die Achseln und starrte wieder ins Feuer.

„Ich kenne seine Wege nicht," antwortete sie anscheinend gleichmütig; „treffe ich ihn, so habe ich ihn nicht gesucht."

„Gut wär's, wenn du ihn suchtest, fuhr der Wirt geheimnisvoll fort, „denn der Joe ist mir ein zu treuer Kunde, als daß ich ihm Nachteil gönnte."

„Ich verstehe Euch nicht," versetzte Judica eintönig.

„Nun, Mädchen, ich bin der letzte, der dem Burschen 'nen Stein in den Weg werfen möchte," beteuerte der Wirt, einen Blick des Einverständnisses mit seinen Stammgästen wechselnd, „noch weniger ihm schlechtes nachreden; allein der Zufall fügt's oft genug, daß 'n ehrlicher Küstenfahrer irgend 'ne Kleinigkeit an Bord hat — vielleicht 'n halbes Dutzend Yard Brüsseler Spitzen und 'n Kirchgangskleid für seinen Schatz — und daß die Zollwächter ihn an Bord besuchen und 'n Defraudation darin erkennen. Da meine ich denn, wenn du den Joe träfest, könntest du ihm zuraunen, der Gringo habe verdammt scharfe Augen und Ohren."

„Wodurch zog er sich den Haß Gringos zu?" fragte Judica,

ohne ihr Antlitz zu erheben, denn sie fürchtete, ihre Besorgnis zu verraten.

„Mag's Gott wissen; aber hier in meinen Händen hielt ich 'nen Brief von ihm; um ihn der vorbeifahrenden Postkutsche mitzugeben. Auf dem Briefe stand: „An das Zollamt", und das bedeutet nimmermehr gutes."

„Laßt ihn schreiben, an wen er will," versetzte Judica, sich mit Gewalt beherrschend, „so weit ich den Joe kenne — und das ist nicht weit — braucht er den Gringo ebensowenig zu fürchten, wie das Zollamt."

Doch ehe Judica antworten konnte, öffnete sich die nach dem Giebelteil des Hauses führende Tür und in ihr erschien Hilger.

Mit freundlichem Gruß trat er an den Tisch, um den die Gäste sich trotz seines Wehrens ehrerbietig erhoben.

„Ist das dieselbe junge Person, die mir schon gestern durch ihr scheues Wesen auffiel?" fragte er gedämpft, und wies auf Judica, die den Eintritt eines Fremden nicht bemerkt zu haben schien.

„Dieselbe, Euer Edlen zu dienen," lautete es ebenso vorsichtig zurück, „die Strandhexe nennen wir sie, ohne daß 'n Arg drin läge.

„Und die soll näheres über jenen längst verschollenen Heron wissen?" forschte Hilger weiter.

„Wenigstens mehr, als 'n andere Christenseele," erklärte der Seelöwenwirt geheimnisvoll, „und lebt sie nicht in derselben Höhle, in der einst die alte Strandhexe wohnte, so will ich der Ehre verlustig gehen, Euer Edlen länger unter meinem Dache zu bedienen. Und noch eins, Euer Edlen, die Strandhöhlen reichen tief in die Berge hinein, und wundern sollt's mich nicht, wenn dort gute Steinkohlen zu Tage träten."

Hilger überhörte die letzte Bemerkung.

Aber dem Wirt durch einen freundlichen Blick dankend, trat er neben Judica hin.

„Schon gestern erlaubte ich mir eine Frage, mein liebes Kind," hob er an, indem er seine Hand auf Judicas Schulter legte, „ich setze voraus, es widerstrebt dir, in Gegenwart so

vieler Menschen mir über dieses oder jenes Auskunft zu erteilen. Möchtest du mich daher in mein Zimmer begleiten? Ungestört können wir uns daselbst unterhalten."

Judica blickte zu Hilger empor. Mehr noch, als seine Worte, schien der wohlwollende Ausdruck, mit dem er zu ihr sprach, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie erhob sich schweigend, dadurch ihre Bereitwilligkeit offenbarend.

Hilger grüßte nach dem Tisch hinüber, dann zog er sich in Judicas Begleitung durch die kleine Seitentür in das Innere des Hauses zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Die Einladung.

Der Seelöwenwirt und seine Freunde, die im Geiste schon die Garne an den Nagel hingen und statt ihrer Fischerboote schwer befrachtete Kohlenschiffe durch die schäumenden Wogen jagten, waren hoch befriedigt von dem Verlauf der Dinge. Während sie aber mit erhöhtem Eifer ein neues Gespräch über die lächelnde Zukunft eröffneten, dabei den gefälligen Seelöwenwirt in steter Bewegung erhielten, waren Hilger und Judica in dessen Zimmer eingetreten. Ein niedriges Gemach mit weiß getünchten Lehmwänden, einem Bett und sonstiger Möbeleinrichtung, den sehr bescheidenen Anforderungen entsprechend, die an den Seelöwen gestellt wurden. Ähnlich sah es in dem Zimmer Ojo Azul aus.

Diese saß bei Hilgers und Judicas Eintritt vor einem Tisch, an dem sie so lange mit Schreiben nach einer Vorschrift beschäftigt gewesen war. Beim Anblick der jungen Fremden stand sie auf und näherte sich Judica, mit einem herzigen Lächeln ihr zum Gruß die Hand reichend.

„Mein Name ist Ojo Azul," stellte sie sich in nur wenig fremdländisch klingendem geläufigen Englisch vor.

Erstaunt blickte Judica in die sanften blauen Augen. Deren kindlich süßer Ausdruck wirkte förmlich überwältigend auf sie

ein; wie im Traume erwiderte sie: „Ich heiße Judica. Strandhexe nennen mich die Menschen, weil sie's nicht besser wissen."

Teilnahmvoll beobachtete Hilger die jungen Wesen, die äußerlich so ähnlich, dennoch durch eine abenteuerliche Vergangenheit einen gewissen Zusammenhang erhielten.

Dann gab er Ojo Azul einen Wink, worauf sie sich mit rührendem Eifer sogleich wieder in ihre Arbeit vertiefte. Zwei Holzschemel herbeiziehend, bat er Judica, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Sie leistete stumm Folge. Die sie bisher quälende Besorgnis um Joe wurde fast überwogen durch die bange Erwartung, mit der sie Hilgers Kundgebungen entgegensah.

„Zunächst wiederhole ich meine gestrige Frage," hob dieser ohne säumen an, indem er gespannt in Judicas Augen zu lesen suchte.

„Nach jemand, der vor vielen Jahren auf dieser Küste unter dem Namen Heron bekannt gewesen ist?" ging Judica sofort auf das Gespräch ein.

„Heron, ja, mein Kind, Heron. Hast du irgendeinen Menschen dieses Namens gekannt, oder stehst du in Beziehung zu jemand, durch den näheres über jene verschollene Familie in Erfahrung zu bringen wäre?"

Judica blickte sinnend vor sich nieder. Erst nach einer längeren Pause antwortete sie zögernd: „Wer bürgt dafür, daß meine Worte nicht unter die Leute des Dorfes getragen werden?"

„Nur für mich hat es Wert, über das Schicksal jenes Heron aufgeklärt zu werden," beruhigte Hilger, „es liegt daher keine Veranlassung vor, unbeteiligte Personen in meine Nachforschungen hineinzuziehen."

„So hindert mich nichts, einzuräumen, daß ich in der Tat in Beziehung zu jemand stehe, der Euer Verlangen vielleicht befriedigen kann."

„Hier im Dorf?"

„Nein; über seinen Wohnsitz muß ich schweigen, bis ich die Ermächtigung zu näheren Erklärungen erhielt."

„Wieviel Zeit ist dazu erforderlich?"

„Ein Tag; auch mehrere. Dann ist's noch zweifelhaft, ob Ihr imstande seid, mir auf dem einzigen zugänglichen Wege zu folgen."

„Warum das, mein liebes Kind?"

„Weil es abhängig ist von den Mitteln, die mir zu Eurer Beförderung zu Gebote stehen."

„Das deutet auf eine Seefahrt?"

Judica sann wieder ein Weilchen nach, bevor sie antwortete: „Eine rauhe, nicht ungefährliche Seefahrt."

„An Gefahren bin ich gewöhnt," lächelte Hilger mit einem zärtlichen Blick auf Ojo Azul, die in ihrem regen Eifer alles um sich her vergessen zu haben schien; „und so werde ich auch diese Fahrt leicht überwinden. Sage mir Tag und Stunde, du wirst nicht umsonst auf mich warten."

„Heute ist's unmöglich. Ich muß zuvor den Willen jener Person einholen. Ihre Zustimmung aber hängt ab von der Kunde, die ich ihr von Euch überbringe."

„Jede nur denkbare Auskunft erteile ich gern."

„Wie heißt ihr, Herr?"

„Hilger."

„Diesen Namen hörte ich bereits, doch was bewegt Euch dazu, nach dem Heron zu forschen?"

Nun war die Reihe an Hilger, mit einer Antwort zu zögern. Er schwankte, der Fremden sein Vertrauen entgegen zu tragen, die sich störrisch in undurchdringliches Geheimnis hüllte.

„Was mich dazu bewegt?" wiederholte er zweifelnd die Frage; „nun, sagen wir, ich hätte einen Mann namens Heron gekannt, der allerdings schon längst in der Erde ruhe, mir aber aufgetragen habe, Nachforschungen nach seinen Verwandten anzustellen."

„Eure Worte klingen wie lautere Wahrheit," versetzte Judica, „allein derjenige, dem ich sie zutrage, blickt nicht in Eure Augen, hört nicht Eure Stimme: er wird sie bezweifeln. Gibt es kein Mittel, Eurer Botschaft mehr Gewicht beizulegen? Bedenkt, es gehört kein leichter Entschluß dazu, eine Häuslichkeit, in die ein Menschenalter nie ein Fremder trat, zu öffnen."

„Ich besitze ein Mittel, ja, ich besitze ein solches," erwiderte Hilger, „allein ungern gebe ich es aus Händen — um keinen Preis möchte ich es verlieren —"

„Fürchtet nichts, Herr," fiel Judica vor Unwillen errötend ein, „was Ihr mir anvertraut, unbeschädigt bringe ich es zurück —"

„Fern sei von mir, den leisesten Zweifel in deine Gewissenhaftigkeit zu setzen," unterbrach Hilger das Mädchen schnell, und willig legte Judica ihre Hand in die seinige, „allein, ich trennte mich seit vielen Jahren nicht von dem teuren Andenken — und dann — wenn die geheimnisvolle Person nicht vertraut mit der Geschichte jenes Heron sein sollte —"

„Sie ist vertraut damit, wenigstens teilweise," fuhr Judica lebhaft fort, denn sie bezweifelte kaum noch, daß endlich ein Vorbote der so zuversichtlich erwarteten und phantastisch besungenen Reiher eingetroffen sei, „vielleicht näher vertraut als Ihr ahnt. Gebt her das, wodurch Ihr Euch einführen möchtet; innerhalb dreier Tage ist's wieder in Euren Händen."

Hilger zog den Ring von seinem Finger und reichte ihn Judica.

„Zeige der betreffenden Person das Bild auf dem Stein," sprach er nachdenklich, „erkennt sie es, so wird sie schwerlich sich weigern, mich zu sehen. Entgegengesetztenfalls dürfte eine Unterredung mit ihr kaum Wert für mich haben. Ihre Aufschlüsse wären nicht wichtiger, als die der biederen Leute draußen in der Schänkstube."

Judica betrachtete den Ring und schob ihn auf ihren Mittelfinger. Da er auch dort noch zu weit war, streifte sie ihn auf das wollene Band, das sie um den Hals trug, worauf sie ihn hinter ihr Busentuch hinabgleiten ließ.

Sie wollte sich erheben, als Hilger ihr wehrte.

„Nur noch eine Frage," sprach er freundlich, „eine Frage, deren Beantwortung deinem Belieben anheimgestellt ist. Du selbst, mein liebes Kind, stehst du in verwandtschaftlicher Beziehung zu deinem rätselhaften Hausgenossen?"

„In keiner verwandtschaftlichen, so viel ich weiß," antwortete Judica, wie von herben Erinnerungen beschlichen;

„ich stamme aus dem Innern des Landes, bin armer Leute Kind. Nachdem meine Eltern gestorben waren, führte der Zufall mich an meinen jetzigen Aufenthaltsort. Ich hätte sonst betteln gehen müssen. Am Sonntage Judica zog ich ein, und daher rührt mein Name."

Hilger begriff, daß sie nur ungern über jene Zeiten sprach, auch wohl durch ein Verbot gebunden war. Er hinderte sie daher nicht, als sie sich zum Aufbruch anschickte. Doch noch einmal redete sie ihn an:

„Was ich Euch anvertraue, werdet Ihr es als ein Geheimnis betrachten?" fragte sie erregt und leise.

„Unbedingt," antwortete Hilger.

„Ihr seid ein menschenfreundlicher Herr," fuhr Judica langsam fort, als sei ihr das Sprechen schwer geworden, „und gute Menschen sind gern bereit, Unglück von anderen, selbst von solchen abzuwenden, die sich nicht ganz frei von Schuld wissen."

„Sprich vertrauensvoll, liebes Kind; wo ich dir helfen kann, geschieht es freudigen Herzens."

„Nicht meiner eigenen Person gilt es. Wohl aber wäre möglich, daß ich jemand mit einer Botschaft an Euch abschickte, jemand, der nicht verdient, öffentlich gebrandmarkt zu werden. Sollte er um Euren Schutz bitten, so versagt ihm diesen nicht, er ist dessen würdig. Auch ist er es, dem Ihr die Zusammenkunft mit Personen verdanken werdet, die Ihr zu sehen wünscht. Ihr seid ein vornehmer Herr, und kennt Mittel und Wege, rettend einzuschreiten, wo das Mißgeschick zu vernichten droht. Wie und wo der Betreffende vor Euch hintritt, weiß ich nicht; aber seid eingedenk meiner Bitte — auch dann, wenn er selbst — er ist stolz und eine selbstbewußte Natur — verschmähen sollte, Euren Beistand anzurufen."

Sie trat hinaus, und ohne rechts oder links zu schauen, nicht achtend der erstaunten Blicke der Stammgäste, schritt sie durch das Schänkzimmer. — —

Nach Judicas Entfernung hatte Hilger Ojo Azul gegenüber Platz genommen. Sinnend betrachtete er die geschickten Schreibversuche der lieblichen Pflegebefohlenen.

„Wie lange wird es dauern, und du magst selbst an unseren Freund Juan schreiben," sprach er mit innigem Wohlwollen, „und er wird nicht verfehlen, deine eigensten Gedanken unververfälscht Garza zuzutragen."

Ojo Azuls Blick trübte sich. „Darf ich noch einmal hören Juans Worte?" fragte sie schüchtern, während ihre Wangen sich tiefer färbten, „ich höre sie gern; sie klingen wie der Lockruf der gekrönten Wachtel in den Schluchten von Oraibe."

„So sehnst du dich nach der heimatlichen Stadt zurück?" forschte Hilger, und gespannt sah er die klaren blauen Augen.

„Ich bleibe bei meinem Beschützer," antwortete Ojo Azul mit rührendem Eifer, „er hat mich geführt, hat mich belehrt. In den Häusern von Oraibe würde mir alles fehlen, was jetzt mein Herz erfreut. Ich traure um Garza, klage um die Moquis, aber zurück zu ihnen kann ich nicht. Auch andere Menschen können nicht überall zugleich weilen. Constanz lebt in der Ferne, und doch wäre er gern an der Seite meines Beschützers."

„Es ist wahr," billigte Hilger, „der Mensch ist oft Sklave der Verhältnisse. Nach deinen jetzigen Erfahrungen würde der Aufenthalt in Oraibe dich nimmermehr ganz befriedigen. Doch der Brief," fügte er hinzu, als er gewahrte, wie Zweifel auf Ojo Azuls Antlitz spielten und ihm einen schwermütigen Ausdruck verliehen.

Ojo Azul zog ein Schreiben unter dem vor ihr liegenden Papier hervor und reichte es Hilger. Zugleich heftete sie ihre Blicke erwartungsvoll an seine Lippen.

„Señor Hilger und Ojo Azul, ich sende Euch meinen Gruß," las Hilger die mit ungeübter Hand, jedoch groß und deutlich geschriebenen Zeilen, „Euren Brief erhielt ich. Ich las ihn Garza vor. Er lebt abwechselnd in Oraibe und auf meinem Rancho. Er war sehr erfreut. Seine Gedanken soll ich Euch senden. Ich soll schreiben, daß in Oraibe ihm die Häuser zu enge würden, am Rio Granda ihm dagegen die Welt zu geräumig erscheine. Er gliche — so spricht er mir vor — dem Monde, der zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang scheint. Er möchte weise werden wie seine Schwester, allein

seine Seele hänge an den Moquifelsen — seine eigenen Worte — und der Leib könne nicht reisen ohne die Seele. Was ich ihn lehren kann, lernt er; vielleicht gewinnt er allmählich Lust, seiner Schwester zu folgen, wenn Ihr erst zur Ruhe gekommen seid. Señor Constanz sende ich meine Grüße. Ich liebe ihn wie einen Bruder, Ojo Azul wie eine Schwester. Meine Pferde gedeihen und meine Schafe und Rinder. Schwarze Träume stören nicht mehr meinen Schlaf, seit ich weiß, daß meine Angehörigen nicht länger ungerächt in der Erde schlafen. Nur freundliche Menschen besuchen mich in meinen Träumen. Ojo Azul reicht mir die Hand und nennt mich Bruder. Garza sehe ich gern um mich. Er kommt, wenn ich ihn am wenigsten erwarte, er geht, ohne es vorher zu sagen. Er ist wie ein Schatten, der zwischen Oraibe und dem Rio Grande hin- und herschwebt. Ich habe alles niedergeschrieben, was ich wußte. Das Schreiben wird mir nach der Übung weniger schwer. Ich sende Euch meine Grüße, Señor Hilger und Ojo Azul, und warte auf Nachricht von Euch. Juan Estevan."

Hilger hatte längst geendet, da sah Ojo Azul noch immer auf ihn hin, als hätte sie gehofft, mehr zu hören.

„Das alles steht auf dem Papier?" fragte Ojo Azul träumerisch.

„Alles, alles, mein Kind, und noch mehr, wenn auch nicht ausgedrückt in Worten. Mehr noch, was die Phantasie leicht ergänzt, indem wir uns den Schreiber vergegenwärtigen und diejenigen, die er erwähnt."

„Es sind Garzas eigene Worte," fuhr Ojo Azul fort, „ich höre seine Stimme, sehe, wie er rastlos wandert über die Berge hin und her, zwischen den Felsen von Oraibe und dem großen fließenden Wasser. Er wird nicht weiter gehen; seine Seele ist gefesselt an Oraibe. Ich sehe ihn nicht wieder."

Ihre Augen füllten sich mit Tränen und ängstlicher wurde ihr Blick, indem sie zu Hilger emporsah, von ihm, der sie auf der neuen Bahn der Gesittung führte, Rettung aus den in ihr aufsteigenden Zweifeln erhoffend.

Hilger erriet die Empfindungen, die noch immer zeitweise sein mit unendlicher Liebe und Sorgfalt eingeleitetes Werk zu

vernichten drohten, und mit Überlegung seine Worte wählend, hob er an: „Hing die Seele meiner Tochter nicht ebenfalls an den kahlen Felsen ihrer Heimat?“ sanft strich seine Hand das seidenweiche Haar von der Stirn des süßen Antlitzes zurück, „glaubte auch sie nicht, daß nur über den flachen Dächern von Oraibe ein blauer Himmel lächle, nur dort die Sonne so warm scheine, nur dort winterliche Schneestürme zum traulichen Beisammensein in die dunklen Gemächer vor die knisternden Feuer trieben? Und hat meine Tochter jene bangen Vorurteile nicht bald genug überwunden? Sie hat gestaunt beim Anblick der gewaltigen Meereswogen, gelauscht dem Gesange ihr fremdartiger Vögel, gelacht und gescherzt in freundlichen Tälern und auf waldigen Höhen; auch fern den heimatlichen Felsen fand sie gütige Menschen, die liebreich sich ihr zuneigten.“

„Wohl hat mein treuer Beschützer mich hineingetragen in eine große Zauberwelt,“ nahm Ojo Azul freier das Wort, „in ein Zauberland, schöner, reicher und glänzender, als die steinigen Hügel im Gebiete der Moquis. Geheimnisse verwandelte er für mich in leicht Begreifliches, Zauberei in Natürliches. Oraibe war ein Traum: ich erwachte, und hinter mir liegt die Terrassenstadt. Hätte dies geschehen können, wäre meine Seele in dem Traum zurückgeblieben? Nein. Meine Seele trennte sich von den Felsen und den hochgelegenen Städten und schmiegte sich an die weißen Freunde. Nicht so ist es mit Garza. Er liebt die weißen Freunde, aber er liebt die Moquifelsen mehr. Trennt Garza von Oraibe, und er stirbt. Reißt meine Seele von den weißen Freunden, und ich kann nicht leben. Ich habe darüber nachgedacht, wie mein väterlicher Freund mir riet. Ich habe darüber nachgedacht im hellen Sonnenschein und wenn die Nacht mich umfing, aber ich entdeckte keinen Grund dafür. Ich weiß nur: meine Seele gehört den weißen Freunden.“

Hilger blickte gerührt in die vertrauensvoll zu ihm aufschauenden tiefen Augen.

„So laß denn alles, was dein armes Herz bedrängt ruhen,“ hob er an, indem er den Brief wieder zusammenlegte und zurückgab; folge nur den Eingebungen deines Herzens, die

von treuen Augen überwacht werden, und fest magst du darauf bauen, daß nie Reue an dich herantritt."

Ojo Azul lächelte befriedigt. Hilgers Worte hatten den letzten Schatten von ihrer Stirn verscheucht. Ihr Vertrauen in ihn war ein zu unbegrenztes, um Raum für Zweifel zu lassen. —

Siebzehntes Kapitel.

Im Nebel.

Die Stürme schienen ausgetobt zu haben; das Meer rastete, wie ein zu Tode gehetztes Wild, dessen Seiten sich heben und senken vor der gewaltsamen Tätigkeit der überhitzten Lungen.

Das Meer rastete. Wie gedankenlos rollte es seine Wogen einher, jede einzelne ein Wanderer aus fernen Zonen auf dem Wege nach einem ihn vernichtenden Ziel; sein Leichentuch ein blendender Schaummantel, sein Grab am Fuße der hochaufstrebenden Felsmauern. Das Meer rastete.

Über die unendliche Wasserfläche strich eine leichte Brise, die das bewegliche Element in bizarre Träumereien einlullte.

Die Klippen, jüngst reich belebt von Kormorans und Möwen, waren entvölkert. Auf den Schwellungen wiegten sich die sturmerprobten Vögel hinauf und hinunter im lustigen Durcheinander, oder in den Lüften auf breiten Schwingen, den scharfen Blick in die unabsehbare Ferne gerichtet.

Das Meer rastete im Sonnenschein unter dem lachenden blauen Himmel. Nur gegen Westen begrenzte eine graue Dunstschicht den Horizont. Langsam stieg sie empor, als Nebelschleier sich auf die weite Fläche lagernd.

Ein zweimastiger Kutter zog vor gefüllten Segeln seine Bahn. Sein Ziel schien in der Ferne zu liegen. Undeutlich hoben sich von der Nebelwand Spieren und Segel ab. Doch scharfe Augen hatten das kleine Fahrzeug längst erspäht; Augen, die so manches liebe Mal mit Besorgnis seinen Lauf verfolgten.

Auf der Spitze der Warte stand Judica. Tief unter sich die Brandung, vor sich das Meer, wandte sie keinen Blick von dem Kutter. Bangigkeit ruhte auf ihren Zügen. Sie wußte, daß der Nebel ihn nur einzuhüllen brauchte, um den Schmuggler Joe zu veranlassen, das Steuer herumzuwerfen und den Bug des Spürers landwärts zu kehren. Nicht minder aber wußte sie, daß der erbitterte Gringo im geheimen alles vorbereitet hatte, den begünstigten Nebenbuhler zu vernichten. Auch er überwachte zu derselben Zeit das flinke Schmugglerschiff, um mit um so größerer Sicherheit seine Fallen zu stellen.

Höher stieg die Nebelwand und näher schob sie sich dem Lande. Wie bläulicher Flor legte es sich vor den Kutter; einige Minuten noch, und er war spurlos verschwunden. Von Grauen geschüttelt war Judica schwankenden Schrittes zurückgetreten, wie befürchtend, in einem Anfall von Schwindel von der grollenden Brandung angezogen und in die Tiefe hinabgerissen zu werden.

Unter dem nächsten Baume setzte sie sich nieder. Das Haupt auf Arme und Knie geneigt, suchte sie unter Aufbietung aller ihrer geistigen Kräfte ein Mittel zu entdecken, den Bedrohten vor einem furchtbaren Unglück zu bewahren.

Die Zeit verrann. Näher schlich der Nebel. Mit verstärktem Winde umspielte Judica kühle, feuchte Luft. Da schrak sie empor. Die Sonne war verschwunden. Ringsum hing ein undurchdringlicher Schleier nieder. Ein Weilchen säumte sie noch, während die Bangigkeit auf ihrem Antlitz dem Ausdruck düsterer Entschlossenheit wich. Dann erhob sie sich mit sicherer Bewegung.

„Er kommt," sprach sie im Übermaß ihrer Erregung vor sich hin, „es ist ein Wetter für ihn, und er ist nicht der Mann, es unbenutzt vorübergehen zu lassen. Er wird in sein Unglück rennen, Kerkermauern werden den seines Schiffes Beraubten fortan umschließen — nein, das darf nicht geschehen," verlieh sie ihren Gedanken unwillkürlich lauteren Ausdruck und höher richtete sie sich empor — „nein — denn noch bin ich da! ich will seine Rettung versuchen, und müßte ich vereint mit ihm hinter eisernen Gitterstäben schmachten!"

Kälte durchschauerte sie. Dann drang sie durch das Buschdickicht in den Pfad ein, der nach dem Fischerdorf führte.

Derselbe Nebel, der den Spürer umhüllte, hatte sich auch auf das Fischerdorf gesenkt. Er war so dicht, daß man keine zehn Schritte weit deutlich um sich zu sehen vermochte. Stille herrschte zwischen den Hütten. Nur Kinder, Frauen und alte Leute traf ihr Blick. Die Männer waren in Erwartung eines günstigen Tages schon in aller Frühe mit ihren Garnen abgesegelt. Ihr Ziel war eine abgelegene, als guter Fischgrund bekannte Einbuchtung, wo die Schwellungen des Meeres sie nicht mit voller Gewalt trafen. Hilger kehrte von einem noch im Sonnenschein unternommenen Spaziergang zurück. Ihm zur Seite schritt Ojo Azul, aufmerksam seinen Belehrungen lauschend.

Im Begriff, unter den Vorbau des Seelöwen zu treten, stand plötzlich Judica vor ihnen. Ohne den unkleidsamen wasserdichten Anzug, erschien sie heute zwiefach anmutig.

„Seid Ihr bereit, mir zu folgen?" fragte sie, den ihr gespendeten herzlichen Gruß kaum erwidernd.

„So wird mein Besuch angenommen werden?" fragte Hilger überrascht.

„Schon vorgestern erhielt ich den Auftrag, Euch einzuführen," erklärte Judica hastig. „Ich wartete nur auf Gelegenheit, und die ist jetzt gekommen."

„So nähern sich meine Hoffnungen ihrer Erfüllung," versetzte Hilger zu Ojo Azul gewandt, „und um solchen Preis wirst du dich gern der Notwendigkeit einer kurzen Trennung fügen —"

„Nein," unterbrach Judica ihn ernst, „sie muß Euch begleiten. In meiner Gewalt liegt es nicht, Euch heute oder morgen zurückzuschaffen. Rüstet Euch daher, mehrere Tage fortzubleiben, sonst mögt Ihr's ganz aufgeben —"

„Ich bin an keine Zeit gebunden," antwortete Hilger, befremdet durch das seltsame Wesen Judicas.

„So beeilt Euch," entschied Judica nach kurzem Sinnen, „mit dem Nebel verstärkte sich der Wind; die Segel sind feucht und ziehen doppelt; wir haben keine Minute zu verlieren."

„So schnell?“ fragte Hilger überrascht, jedoch nicht unzufrieden.

„Von einer Minute kann das Scheitern Eurer Hoffnungen abhängen.“

„Dann begleite uns hinein, liebes Kind; binnen kürzester Zeit sind wir reisefertig.“

„Ich warte hier draußen.“

„Auf eine kurze Seefahrt sollen wir uns vorbereiten?“

„Auf alles; auf rauhe Wege. Aber eine Bedingung,“ und Judicas Augen schienen sich noch zu vergrößern, indem sie Hilger fest anschaute, „seid ihr erst unterwegs, so ist eine Umkehr unmöglich. Blindlings müßt Ihr Euch meinen Anordnungen unterwerfen, blindlings den Ratschlägen desjenigen, den ich Euch zum Führer gebe,“ ihre Stimme erhielt einen eigentümlich flehenden Klang, „und dann bietet Eure ganze Menschenfreundlichkeit auf, um sie demjenigen zuzuwenden, der freundliche Teilnahme mehr verdient, als irgendein Mensch der Welt.“

„Das klingt geheimnisvoll, sogar abenteuerlich,“ bemerkte Hilger, und schien in seinem Entschluß zu schwanken.

„So gehabt Euch wohl; ich täuschte mich in Euch,“ sprach Judica trotzig und doch wehevoll. Sie kehrte sich ab, um zu gehen, als Hilger sie aufhielt.

„Kein Mißverständnis, liebes Kind,“ suchte er sie zu beruhigen, „ich gehöre dir mit Leib und Seele, und meines Dankes —“

„Niemandes Dankes begehre ich,“ fiel Judica ungeduldig ein; „meint Ihr's aufrichtig und wohnt nur ein Funke von Mitleid in Euch, so säumt nicht länger. Hinter dem Garten beginnt ein Abhang. Unter den Bäumen auf der Höhe erwarte ich Euch. Bis jetzt bin ich unbemerkt geblieben; es wäre überflüssig, sähen Euch die Leute in der Gesellschaft der Strandhexe das Dorf verlassen. Dem Wirt erklärt Eure mehrtägige Abwesenheit auf die Euch am angemessensten erscheinende Art.“

Gleich darauf hatte der Nebel sie in sich aufgenommen.

Nach kurzer Frist stießen Hilger und Ojo Azul auf der verabredeten Stelle zu ihr. Beide der feuchten Luft entsprechend gekleidet und jeder einen zusammengeschnürten Plaid an einem Riemen über der Schulter tragend.

„Es ist ein Wetter für Schmuggler," sprach Judica bitter vor sich hin, „zumal der Nebel den ganzen Tag und wohl noch länger in der Luft hängt. Aber auch ein Wetter für die Zollwächter, sich unbemerkt ihrer Beute zu nähern."

Sie schlug die Richtung nach dem Walde ein, durch ein Zeichen Hilger und Ojo Azul auffordernd, ihr zu folgen.

Nicht den gewöhnlichen Dorfpfad verfolgten sie, sondern eine Art Wildsteig, auf dem die Fischer Reisig aus dem Walde zu holen pflegten. Erst auf dem hohen Ufer des Flüßchens bogen sie in den Hauptpfad ein, der zur Fähre hinabführte. Das Flüßchen selbst blieb unsichtbar. Der in der Schlucht ruhende Nebel verlieh ihr den Charakter einer unergründlichen Tiefe. Kaum daß an einzelnen schmaleren Stellen das jenseitige Ufer sich als eine düsterer gefärbte Masse auszeichnete. Nur das Gurgeln und Brausen der an den Strandfelsen nagenden Schwellungen störte die tiefe Einsamkeit.

„Es wird gehen," kehrte Judica sich Hilger zu, „wenn Euch aber an der Wohlfahrt anderer Menschen so viel liegt, wie an der Kunde, die Eurer harrt, so laßt die größte Vorsicht walten. Sprecht keine Silbe. Die Felsen und Bäume ringsum haben Ohren. Ein unvorsichtiges Wort, und unser Geheimnis gehört der ganzen Welt an."

Bei den letzten Worten hatte sie schon einige Schritte vorwärts getan. Behutsam sich einherbewegend, gelangten die drei Wanderer zur Fährstelle hinab. Der Kahn war trocken; kaum zwei Schaufeln Wasser hatten sich wieder angesammelt, seitdem sie ihn leerte. Durch Zeichen forderte sie ihre Begleiter auf, einzusteigen und Platz zu nehmen. Sie selbst trat in den Vorderteil und die Leine ergreifend zog sie den Kahn nach dem andern Ufer hinüber. Dort löste sie Laufschlingen sowohl als auch Zugleine aus den Ringen, diese derartig mit dem Haupttau vereinigend, daß sie nicht nach der andern Seite hinübergezogen werden konnten. Dann ergriff sie die Wasserschaufel, und sie geschickt handhabend trieb sie den Kahn wieder in tieferes Wasser zurück, wo sie ihn der Flußmündung zusteuerte. Fuß um Fuß drang sie vor, bis endlich außerhalb des Felsentores das stillere Wasser hinter dem von der Natur

errichteten Wogenbrecher ihr die Arbeit ganz abnahm. Hier nun, wo eine sanfte, wirbelähnliche Strömung den Kahn langsam dem Turmfelsen zudrängte, spähte sie rückwärts. In jeden ihr noch erreichbaren Winkel, in jeden Strauch oder Busch bohrten ihre Blicke sich ein, doch nirgends, soweit der Nebel ihr eine Aussicht gestattete, entdeckte sie Zeichen von der Nähe eines Menschen, bis endlich, bei ihrem allmählichen Abtreiben, der Anblick des Felsentors ihr gänzlich entzogen wurde. Vorsichtig half sie durch einige leichte Ruderschläge der matten Strömung nach, und gleich darauf lag der Kahn seitlängs der aus dem Wasser senkrecht emporstrebenden Felswand, wo Judica ihn mittels der Schaufel leicht vor verräterischem und zerstörendem Reiben an dem Gestein zu bewahren vermochte. Bis dahin war in dem Kahn keine Silbe gesprochen worden. Hier aber brach Hilger, offenbar beunruhigt, mit vorsichtig gedämpfter Stimme das Schweigen.

„Wir erwarten jemand!" fragte er, sich Judica besorgt zuneigend.

„Jemand, der Euch aufnehmen soll," antwortete Judica ebenso leise, obwohl das Brausen der den Kahn tragenden und an der Felswand hinauf- und hinuntergleitenden Dünungen jedes andere nur mäßig hervortretende Geräusch übertäubte; „denn auf dem Wege, der vor Euch liegt, würden wir mit dieser kiellosen Nußschale nicht weit kommen."

„Aber der Nebel, der Nebel," versetzte Hilger nicht ohne Besorgnis, „der zerklüftete, klippenreiche Strand und der heftige Wasserandrang, welchen selbst bei klarem Himmel zu vermeiden nicht leicht sein dürfte!"

„Sorgt nicht," erwiderte Judica mit einem Anfluge von Spott, „derjenige, dem Ihr Euch anvertrauen sollt, bedarf zu seinen Fahrten keines klaren Himmels. Sein Ohr ist scharf und geübt. Das Getöse der Brandung zeigt ihm den Weg."

„Nicht um mich hege ich Bedenken," versetzte Hilger mit einem bezeichnenden Seitenblick auf Ojo Azul, die, als hätten unter dem Schutze ihres väterlichen Freundes selbst die Elemente keine Gewalt über sie besessen, mit kindlicher Neugierde die an dem Felsen hinauf- und hinunterspielenden Dünungen

beobachtete, bald dem einen, bald dem andern der an dem Gestein festgesogenen Seesterne erhöhte Aufmerksamkeit zollte.

„Unter dem Dache des Seelöwen ist sie nicht sicherer aufgehoben, als in dem Boote jenes verwegenen Seemannes, wenn er selber das Steuer führt," bemerkte Judica träumerisch, und innige Teilnahme schmückte lieblich ihr Antlitz, indem sie sich nach Ojo Azul umkehrte.

Dann trat Schweigen ein. Wie Judica, lauschte auch Hilger gespannt. Nichts ließ sich vernehmen, als das hohle Ächzen, Schluchzen und Stöhnen, mit dem die Schwellungen sich über das durch die Ebbe bloßgelegte Gerölle hinstürzten und wieder zurücksanken. Von der Seeseite herüber drang zuweilen der schrille Ruf einer Möwe, oder das heisere Krächzen einer Krähe. Der Nebel verdichtete sich noch mehr. Wo nur immer eine günstige Gelegenheit war, da vereinigten die kleinen Dunstbläschen sich schnell zu schweren Tropfen. Da trug der Wind den ängstlich Lauschenden ein leise plätscherndes Geräusch zu, und wie eine gespenstische Erscheinung schoß ein Boot um die südliche Ecke des Wogenbrechers herum. Joe saß am Steuer, während zwei verwitterte Teers sich mit den Segeln beschäftigten, als hätten sie Spinngewebe unter den Händen gehabt. Kaum aber sah Joe Judica und ihre Begleiter als er, anstatt einen Ausruf freudigen Erstaunens folgen zu lassen, die Hand auf seinen Mund legte und dadurch dringlich Schweigen gebot. Seine Gehilfen stellten zugleich die Arbeit ein und ließen sich behutsam auf mehrere fest verschnürte Ballen nieder, die mitten im Boot übereinander geschichtet lagen. Das ängstliche Verfahren der drei Seeleute fand schon in der nächsten Minute seine Erklärung. Aus der entgegengesetzten Richtung, aus der sie selbst gekommen waren, drang das nicht zu verkennende plätschernde Rauschen herüber, mit dem der Bug eines vor allen Segeln einherschießenden größeren Fahrzeuges die Fluten durchschnitt.

Atemlos lauschten alle.

„Leuchtturmfelsen backbord!" rief eine heisere Stimme, offenbar die des auf dem Bugspriet auslugenden Matrosen.

„Helm in Lee!" kommandierte eine andere Stimme.

Kaum hatte die Greisin einen Blick auf den Ring geworfen, als sie, beide Arme hoch emporhebend, ihre Blicke starr auf die Tropfsteingebilde an der Decke richtete. (S. 195.)

„Aye, aye, Herr! Helm in Lee!" antwortete der Mann am Steuerrad.

„Alle Hand zum Wenden!"

„Alle Hand zum Wenden!" wurde das Kommando im Chor wiederholt.

Das Plätschern erstarb seewärts von dem Felsenturm; dagegen ertönte das Stampfen schwerer Füße auf hohlliegenden Planken, denen alsbald das Klatschen und Poltern schlaffer Segel folgte.

„Ein Regierungsschoner," benutzte Joe diese Pause, Judica zuzuraunen, dabei einen mißtrauischen Blick auf Hilger und Ojo Azul werfend, „der Teufel hat ihn selber hierhergeführt! Zum Glück hörte ich rechtzeitig die Stimme des Auslugers, oder ich lief ihm gerade in die Arme. Hier herum wird er sich schwerlich getrauen —"

Der Schoner, in der Wendung begriffen, hielt sich auf derselben Stelle, und mehrere Minuten mochten verrinnen, bevor er frische Fahrt gewann.

„Dies muß die verrufene Fuchsröhre sein," schnitt eine laute Stimme von dort her Joes fernere Mitteilungen ab, „hängen will ich, wenn bei diesem Nebel nicht 'ne Hundehütte sich in 'ne Kathedrale verwandelt!"

„Und ich will hängen, und obenein kieloberst, wenn ich mich um 'nen Zoll näher an die Brecher herangetraue," lautete die Erwiderung; „ist man für's Schiff verantwortlich, so haben Untiefen noch 'nen besonderen Reiz."

„Hallo! Gringo!" rief der andere laut aus, „wo steckt Ihr in der Hölle Namen?"

In der Schluchtmündung, wohin der Ruf gerichtet war, blieb alles still.

Der Führer des Schoners, offenbar ein alter Seemann, lachte spöttisch, worauf er hinzufügte: „Wenn das der Schmuggler Joe nicht auf zehn Kabellängen hört und seine Konterbande über Bord wirft, mögt ihr mich den einfältigsten Dorfjungen nennen, der jemals 'nen Korkenkahn auf 'ner Regenpfütze schwimmen ließ. Goddam! dann aber geht an Bord des Spürers und er zeigt Euch so feine Frachtbriefe und die entsprechenden

Güter, wie der frommste Kanalschiffer, und ins Gesicht lacht er Euch obenein."

„Zum Henker! Soll ich gemeinschaftlich mit dem Gringo handeln, so muß ich vor allen Dingen wissen, wo er mit seinen Leuten steckt," antwortete der Zollwächter mürrisch, „daß auf See wir ihm nicht leicht 'was am Zeuge flicken, weiß ich ohne Euren Rat. Faßt ihn der Gringo nicht am Lande auf frischer Tat, so mögen wir ebensogut mit Stockfischfang uns die Zeit vertreiben."

„Ein schlauer Hund, dieser Gringo," ertönte des Schiffkommandanten Stimme schwächer, indem der Schoner sich langsam entfernte, „steckt er wirklich drüben in der Mündung, so schluckt er lieber seinen Tabak hinunter, bevor er einen Laut von sich gibt. Zu genau weiß er, was ihm selber am besten dient."

„Wohin haltet Ihr?"

„Zurück nach dem Dorfe. Der Teufel möchte weiter aufwärts im weißen Wasser kreuzen" —

Der Schluß verhallte.

„Das nenne ich knappes Entkommen," flüsterte Joe tief aufatmend Judica zu, und ihr die Hand reichend, warf er einen fragenden Blick auf Hilger und Dio Azul.

„Oft genug sagte ich dir, du stürzest dich ins Verderben," antwortete Judica so laut, daß Hilger sie verstehen mußte, „die ganze Zollwache ist in Bewegung. Ich erfuhr es aus sicherer Quelle, und wer weiß, ob der Gringo nicht da drinnen mit seinen Leuten auf dich lauert. Hinein darfst du nicht, Joe, folge daher meinem Rat und versenke deine Waren — viel gutes klebt ohnehin nicht an dem Gewerbe — und kehre an Bord des Spürers zurück. Vorher aber bringe diese Herrschaften nach dem Seehundstein. Wir haben Ebbe und ruhige See, wirst sie also bequem absetzen können. Willst du mir dann noch 'ne rechte Freude bereiten, so hole sie im Laufe der Nacht und wiederum zur Zeit der Ebbe ab und segle mit ihnen nach dem Dorfe zurück. Damit entschuldigst du zugleich dein Hiersein, und den Zollwächtern kannst du frei ins Angesicht schauen."

„Hinein darf ich allerdings nicht," gab Joe bedauernd zu, „wenigstens jetzt nicht, obwohl weiter aufwärts schon jemand wartet, die Waren in Empfang zu nehmen. Und über Bord, meinst du, Judica?" er lachte geräuschlos, „hallo, dazu ists im letzten Augenblick früh genug! Bei Gott, Judica, an die achthundert Pfund Sterling stecken in der kleinen Fracht, und davon trennt man sich ungern! Nein Judica, der Nebel hält seine vierundzwanzig Stunden aus — ich rieche es an seinem Schwefelduft — ich kreuze so lange, bis ich auf irgendeine Art meine Fracht losgeworden bin, und das geschieht vor morgen früh; dann mögen sie mit ihrem Schoner sich wirklich auf den Stockfischfang verlegen. Aber die Herrschaften" — kehrte er sich höflich Hilger zu, „ich hoffe, sie verargens 'nem lustigen Salzwasserburschen nicht, wenn er 'ne Kleinigkeit aus dem Kurse der Steuerverhältnisse weicht. Land und Wasser sind für alle Menschen da, und was den Zoll anbetrifft, da gilt das Recht des Schlaueren."

„Geh mit deinen leichtfertigen Reden," entschuldigte Judica des jungen Mannes Erklärung vor Hilger, „weiß ich doch am besten, daß dir's nicht ernst damit ist und du selber dich nach einem ruhigeren Leben sehnst. Zwingen kann ich dich nicht, die Waren über Bord zu werfen; wohl aber solltest du überlegen, was leichter zu verschmerzen ist: der Verlust des Geldes oder der Verlust der Freiheit. Du kennst jetzt meine Ansicht, Joe, und auch meine Sorge, bis ich nach dem Sinken des Nebels den Spürer ungestört von dannen ziehen sehe —"

„Noch vorher, Judica," lachte Joe, „ja, noch vorher, und schaust du morgen um diese Zeit übers Meer, dann sollst du vergeblich nach den Spieren meines Kutters suchen. Aber die Herrschaften —"

„Sie kennen dich bereits," fiel Judica leise ein, „und an den Herrn wende dich, sobald die Not gebietet. Er ist mein Freund und auch der Deinige, obwohl du's nicht verdienst" — einen dankbaren Blick sandte sie zu Hilger hinüber, dann fuhr sie fort: „Du sollst ihnen eine Gefälligkeit erweisen, ich deutete es bereits an; bist du willig dazu?"

„So willig, wie mein Leben hinzuwerfen, wenn ich dadurch dir nütze."

„Laß die überflüssigen Bemerkungen," versetzte Judica tief errötend, und runzelte ihre dunklen Brauen, „ich weiß, daß ich auf dein Wort bauen kann, das genügt."

„Wann soll es geschehen?"

„In den Fluß darf ich sie nicht wieder mitnehmen —"

„Du willst sie nicht begleiten?"

„Der Kahn muß auf seine alte Stelle zurückgebracht und angelegt werden; vielleicht hindern mich auch die Zollwächter — oder es wandelt mich die Lust an, selber zu beobachten, was sie treiben."

„Gut, Judica, das tue, und wenn du merkst, daß es nicht geheuer ist, so gib mir ein Warnungszeichen."

„An deinem Schmuggeln mich beteiligen? Nein, Joe, das verlange nicht von mir. Wirf nur alles über Bord und tue, um was ich dich bat. Fürchte auch nicht, daß aus deiner Gefälligkeit dir Nachteil erwächst; im Gegenteil —"

„Ich verlange keine Bezahlung," fiel Joe trotzig ein.

„Das weiß ich, und ich danke dir dafür; aber nun beeile dich."

„Eile ist nicht geboten," versetzte Joe sorglos, „der Regierungsschoner befindet sich auf gutem Wege, und hier liege ich so sicher, wie auf den Neufundlandbänken. Aber diese," und er wies fragend auf die Matrosen, die sich um das Gespräch ihres Schiffsherrn ebensowenig zu kümmern schienen, wie um Hilger, der mit freundlicher Teilnahme die beiden jungen Leute beobachtete, oder Ojo Azul, die spielend ihre Hand ins Wasser tauchte, als ob es für sie keine Gefahren in der Welt gegeben habe.

Judica sann ein Weilchen nach.

„Das eine Mal mag's geschehen," antwortete sie zögernd, „und wie sollten wir's anders machen? An Land dürfen sie nicht; das Wagnis wäre zu groß."

„Dann herein mit den Herrschaften," bat Joe höflich, indem er mit dem einen Fuß auf den Bord seines Bootes trat und Hilger die Hand entgegenstreckte.

„Zu den Waren?“ fragte dieser, nicht unbesorgt, in Gemeinschaft mit den Ballen, deren Bestimmung nicht abgeleugnet werden konnte, den Zollwächtern in die Hände zu geraten.

„Eine doppelt so schwere Last trüge dieses Boot, ohne auch nur 'nen Faden auf die Seemeile an Schnelligkeit zu verlieren,“ pries Joe sein Fahrzeug, „gute Sitze bieten die Ballen obenein, und käme die schwärzeste Winternacht zu dem gesegneten Nebel, so brächte ich Euch wohlbehalten auf den Stein.“

Hilger säumte nicht länger. Leicht gelangte er aus dem Kahn in das Boot hinüber; noch leichter Ojo Azul, die ohne fremde Hilfe gleichsam hinüberschwebte und bereits Platz genommen hatte, als Hilger noch ums Gleichgewicht kämpfte.

„Ich fürchtete für die junge Lady,“ bemerkte Joe zu Judica gewandt, und ein herzlicher Ausdruck ruhte auf seinem hübschen Antlitz, „allein ich sehe, wie ein Kiebitz wird sie die Felswand hinauflaufen.“

„Wenn's in Eurer Gewalt liegt, Herr,“ neigte Judica, statt eine Antwort zu erteilen, sich flüsternd Hilger zu, „ja, wenn's in Eurer Gewalt liegt, dann redets ihm aus mit dem Schmuggeln. Besser er erleidet jetzt Schaden an den Waren, als später an Geist und Körper.“ Dann zu Joe: „Wirst du sie zu irgendeiner Stunde der Nacht ins Dorf zurückschaffen?“

„Sicher, Judica, und verwandelte das Meer sich bis dahin in einen glühenden Schwefelpfuhl.“

„Nun, Joe, dann wünsche ich dir Glück zur Fahrt. Sollten wir heute und morgen einander nicht wiedersehen, so weißt du, wo du mich später findest.“

Joe wollte ihr die Hand reichen; Judica aber schob ihren Kahn von dem Boot zurück. Weitere Erörterungen verbot die Vorsicht. Waren ihnen doch die Beweise geworden, wie weit und deutlich bei dem Nebel die menschliche Stimme über das Wasser fortgetragen wurde.

Die beiden Matrosen stellten unterdessen die Segel. Joe setzte sich ans Steuer. Der nur sehr matten Luftströmung kamen die Matrosen mit den leichten Riemen zu Hilfe, indem sie die Felswand als Stützpunkt benutzten. Langsam glitt

das Boot an dem Wogenbrecher hin; kaum aber schob es sich an dessen äußerster Ecke vorbei, als die ängstlich überwachten Segel sich geräuschlos blähten, und gleich darauf waren sie im Nebel verschwunden.

Sinnend blickte Judica dahin, wo das leicht zu lenkende Fahrzeug von der Dunstschicht aufgenommen worden war. Dann griff sie zur Ruderschaufel. Die ihr entgegenstehende matte Strömung überwand sie mit geringer Mühe. In der Flußmündung bedurfte es kaum ihrer Arbeit, indem die zurückkehrende Flut schon zu wirken begonnen hatte. Bald durchschnitt sie die kesselartige Flußerweiterung, und einige Minuten später erreichte sie die Fährstelle. Sie hatte den Kahn eben wieder an Tau und Leine befestigt und war im Begriff, sich ganz ans Ufer zu ziehen, als sie plötzlich einen Gegendruck fühlte und, befremdet nach der anderen Seite hinüberschauend, Gringo durch den Nebel hindurch erkannte. Den Karabiner hatte er über die Schulter gehangen, und so zog er mit beiden Händen und mit aller Kraft den Kahn nach sich.

Judica war wie erstarrt vor Entsetzen, und erst als sie sich kaum noch fünf Schritte vom Ufer befand, erwachte sie aus dem einer Betäubung ähnlichen Zustande. Mit beiden Händen umklammerte sie das Tau, dadurch den Kahn augenblicklich zum Stehen bringend, und ihre nunmehr im Zorn hell auffunkelnden Augen auf Gringo gerichtet, fragte sie heftig: „Was bezweckt Ihr, daß Ihr mich auf meinem Wege stört? Wünscht Ihr, Euch überzusetzen, so säumt, bis ich landete. Schon einmal gab ich Euch zu verstehen, daß mir an Eurer Gesellschaft nichts liegt."

„Aber mir an der Deinigen," höhnte der Zollwächter ingrimmig, „und nicht eher kommst du von dannen, als bis ich weiß, was dich zu der frühen Meerfahrt veranlaßte."

„Was kümmern Euch meine Wege?" fragte Judica entrüstet, „ich gehe und fahre, wohin es mir beliebt —"

„In dem Fährboot, um andere Menschen stundenlang warten zu lassen?" schrie Gringo, und er riß an der Leine, daß Judica es schmerzlich in den Schultern empfand. Plötzlich aber, mit ganzer Körperschwere sich zurücklehnend, stürzte

er zu Boden, und in einem unregelmäßigen Ringe schnellte die eben noch straffe Leine über ihn hin. Mit einem wilden Fluch erhob er sich, und in seiner Wut bis dicht an den Rand des Wassers vorspringend, gewahrte er, daß Judica das Matrosenmesser, das sie in den Falten ihres Kleides zu tragen pflegte, in die Lederscheide zurückschob. In ihrer Not hatte sie die Leine durchschnitten, worauf sie sich mit dem Kahn schnell bis in die Mitte des Flusses entfernte.

„Teuer soll dir das zu stehen kommen," rief Gringo, und drohend hob er die Faust, „hallo, meine schöne Strandhexe, eine Spazierfahrt hast du gemacht? Der Teufel mag in 'nem kiellosen Backtrog Fahrten auf dem Meer unternehmen, aber kein Weibsbild! Denkst, ich sei ein Maulwurf, daß ich den Spürer nicht gesehen hätte? Bist hinausgefahren, um dem Schmuggler Joe zu signalisieren."

„Im Nebel signalisieren?" fragte Judica spöttisch, „und was hätte ich ihm zu signalisieren? Etwa daß Ihr danach strebt, einem ehrlichen Menschen üble Nachreden anzuhängen, wie Ihr's bei mir schon versucht habt?"

„Nun, Strandhexe," fuhr Gringo zähneknirschend fort, „die Zeit wird's lehren; und damit dus weißt: 'ne Fracht Brüsseler Spitzen und Seidenstoffe will er absetzen! Und geschiehts nicht hier, so geschiehts in deiner Behausung. Und vom Nebel sprichst du? Hallo, Strandhexe, der tut gerade das Beste! Laß den Nebel nur sinken, und du sollst deine Freude dran haben, wie die Zolljachten den Spürer umkreisen! Jeder Winkel des Strandes wird abgesucht, und wäre er nicht größer, als ein Schwalbennest, und mit dem Teufel müßt's zugehen, gelangten wir nicht vor die Tür, hinter der dein Herzens-Joe seinen Plunder aufbewahrt!"

Judica zuckte die Achseln. Einen Blick tiefster Verachtung sandte sie noch dem Zollwächter zu; dann zog sie sich langsam nach dem andern Ufer hinüber.

Gringo fluchte und tobte. Er hob sogar den Karabiner, allein Judica bewahrte ihre äußerste Ruhe. Erst nachdem sie den Kahn etwas höher nach dem Ufer hinaufgezogen hatte, kehrte sie sich dem im Nebel kaum noch Erkennbaren wieder zu.

„Wenn der Verkehr über den Fluß gehemmt ist, so tragt Ihr die Verantwortlichkeit dafür," rief sie hinüber, „ich beging nichts, daß ich Euren Anordnungen mich fügen müßte; und vor Eurer Gewalt — nun, Ihr habt die Folgen erfahren."

Ohne den Wütenden weiter zu beachten, bog sie in den schroffen Uferpfad ein. Seine Stimme hörte sie noch lange; sogar die Stimmen anderer Zollwächter, die sich ihm zugesellt hatten. Allein wie sie auf dem Abhange bald seinen Blicken entschwand, vermochte auch sie, rückwärts schauend, nichts mehr zu unterscheiden. Der Nebel verschleierte alles, den Fluß wie das gegenüberliegende felsige Ufer. — — —

Achtzehntes Kapitel.

Kapitän Mary.

Auf der ganzen Fahrt, die kaum mehr, als eine Viertelstunde dauerte, hatte Joe kein Wort mit seinen Fahrgästen gewechselt. Nur die Stimme des vorn im Bug sitzenden Auslugers unterbrach zuweilen das in dem Boote herrschende Schweigen. Erst nachdem vor dem Seehundfelsen das Segel eingeholt worden war, und die beiden Matrosen mit ihren Riemen das Fahrzeug in sicherer Lage hielten, belehrte Joe Hilger über die einzuschlagende Richtung, worauf er ihm und Ojo Azul nach dem festen Boden hinaufhalf. Ein ihnen mit gedämpfter Stimme nachgerufener Scheidegruß, das Segel öffnete sich wieder, das Boot schwang seewärts, und mit halbem Winde schoß es in die graue Nebelwand hinein.

Joes Anweisungen waren so genau gewesen, daß Hilger Ojo Azul an der Hand führend, gerade da vor der anfangs nebelverschleierten Felswand eintraf, wo der Pfad sich von dem Seehundstein abzweigte. Ohne Säumen betraten sie ihn, und bald darauf erblickte Hilger vor sich den Trümmerabhang,

an dem in der Tiefe von etwa zwanzig Fuß die zurückkehrende Flut bereits wieder gierig emporzulecken begann.

„Wir sind zur Stelle," hob er an, als plötzlich ein dämonisches Brüllen ihn förmlich betäubte und, wie von der Felswand ausgespieen, ein unförmlicher Körper den Abhang hinunterglitt und polterte und brausend in den Fluten verschwand.

„Eine Robbe," beruhigte Hilger, sich nach Ojo Azul umkehrend, die bei dem ihr fremden Lärm und noch fremdartigeren Anblick, wie um sich gegen einen Sturz zu sichern, beide Arme an der Felswand emporstreckte. Doch nur einige Sekunden dauerte ihr Entsetzen, nur solange, bis Hilger ihr die Hand gereicht hatte; dann folgte sie ihm getrost in den schmalen, düsteren Gang hinein, der nach der Höhle hinaufführte.

Am Ende des Ganges blieben sie stehen, um ihre Augen an die doppelte Beleuchtung des durch eine Felsspalte hereinfallenden Tageslichtes und eines flackernden Herdfeuers zu gewöhnen. Indem sie aber allmählich ein auf sie gerichtetes, tief gerunzeltes Antlitz unterschieden, sprach eine tiefe Stimme, begleitet von dem Schnurren eines schnell gedrehten Spinnrades: „Willkommen, Ihr Vorboten der wilden Reiherschar! Möge Euer Eintritt glückverheißend sein. Setzt Euch her zu mir. Ich wußte, daß Ihr kommen würdet, wußte, daß die stolzen Reiher nicht auf mich einschießen würden, wie ein aufspringender Typhon, sondern fein säuberlich sich anmeldend, wie's geziemt 'nem vornehmen Geschlecht."

Zögernden Schrittes näherte Hilger sich der Greisin.

„So seid Ihr es," hob er an, „von der ich hoffen darf, nähere Auskunft über einen gewissen Heron zu erhalten, der vor vielen Jahren diese Küste besucht haben soll?"

„Heron? Heron?" fragte die Greisin, ohne ihr emsiges Spinnen zu unterbrechen, „ich kannte einen Heron, mußte ihn wohl kennen, da ich selber seinen Namen, den Namen meines Gatten annahm, selber mit ihm die Meere durchpflügte — o, das waren lustige Zeiten, als der alte Reiher seine Jungen lehrte, ihre Schwingen gebrauchen! Aber sie lernten es zu gut; sie flogen davon, während der alte Reiher sich auf den Meeresboden bettete. Und ich?

Sie lachte unheimlich, dann fügte sie singend hinzu:

„Ich spinne Garn zum Totenkleid,
Zwölf Ellen lang, zwölf Ellen breit,
Ich spinne Garn, ich spinne,"

Hilgers Antlitz trübte sich. Er bezweifelte kaum noch, jemand gefunden zu haben, auf den die Mitteilungen des erschlagenen Biberjägers sich bezogen, allein welcher Wert durfte den Enthüllungen einer anscheinend der Kindheit bereits wieder anheimgefallenen Greisin beigemessen werden?

„Ich selber heiße nicht Heron," hob er nach kurzem Überlegen in begütigendem Tone an, und schob für sich und Ojo Azul eine Bank vor die alte Frau hin, „und dennoch stehe ich in so naher Beziehung zu diesem Namen, daß meine Nachforschungen ihre volle Berechtigung finden."

„Heißt, wie Ihr wollt," versetzte die greise Mary, „der Ring, den Ihr mir schicktet, trägt das Bild des Reihers. Er ist Euer Eigentum, auf gutem Wege erworben. Denn Gold und Edelstein sind treu; sie bleiben gern bei dem, der sie mit Liebe hütet."

„So betrachtet diesen Ring," glaubte Hilger nunmehr der Greisin näher treten zu dürfen, und ihn von Ojo Azuls Hand streifend, reichte er ihn der alten Frau dar.

Diese stellte ihr Spinnen ein und hielt den Ring in den Schein des Feuers. Kaum aber hatte sie einen Blick darauf geworfen, als sie, beide Arme hoch emporhebend, ihre Blicke starr auf die Tropfsteingebilde an der Decke richtete.

„Ein Reiher hat ihn getragen, ein schöner, kräftiger Reiher!" rief sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck tiefer Klage, „warum gab er ihn aus den Händen? Warum schickt er fremde Gesichter? Warum kommt er nicht selbst? Und legte die Hand des Todes sich auf sein Herz, warum sendet der Reiher nicht seine Brut? O — Männer hätten vor mich hintreten müssen, verwegene, stolze Männer — doch sie kommen noch," fügte sie flüsternd hinzu, den Ring zusammen mit dem ihr von Judica eingehändigten wie gedankenlos an Hilger zurückgebend; dann griff sie nach dem Faden, und hastig das Rad drehend, sang sie wieder leise und eintönig:

„Die Kugel trifft des Reihers Brust,
Ich spinne Garn.
Die Brut wächst auf in Freud und Lust,
Ich spinne Garn
Fort fliegt sie über Meer und Land,
Ich spinne Garn zum Brautgewand,
Ich spinne Garn, ich spinne."

„Ja, ich spinne," wiederholte sie wie im Traum und die Blicke starr auf den Faden heftend, „ich spinne Garn zum Linnen. Von demselben Stück werden Windeln für den Säugling, Hemden für die Braut und Laken für Tote geschnitten. Wer weiß vorher, zu was der durch die Finger gleitende Faden bestimmt ist?"

Sie schwieg. Ihrem Geiste schwebten Bilder vor, die im Laufe vieler Jahre nichts von ihrer Frische verloren hatten, ihr so vertraut geworden waren, wie die rauhen Wände ihrer Behausung.

„Hundert Jahre ist es her," hob sie endlich wieder an, und ruhiger wurde ihre Haltung, eintöniger ihre Stimme, als hätte sie die Worte aus einem Buche abgelesen, „hundert Jahre, vielleicht etwas mehr oder weniger, da scheiterte ein Schiff an ferner Küste. Doch das Meer behält nicht gern, was es zerstörte. Als die ersten Sonnenstrahlen über den feuchten Strand hinglitten, da beleuchteten sie Schiffstrümmer, Kisten, Ballen, Fässer und Leichen. Die Strandleute hatten viel zu tun, für sich zu bergen, was sie gebrauchen konnten, bevor die Wache ihrem Tun wehrte und für die Bestattung der Toten sorgte. Ich hab's nicht gesehen, erst sechs oder sieben Jahre später wurde ich geboren. Aber ich hörte es aus einem Munde, der nie eine Lüge sprach. Männer, Weiber und Kinder hatte das Meer ausgeworfen. Die Flut trug sie herbei, die Ebbe ließ sie zurück. Nur einer lebte von der ganzen Bemannung. Man fand ihn in einem Dünenwinkel. In seinen Armen hielt er ein Kind, einen Knaben von etwa zwei Jahren. Auch der atmete noch. Der Mann hatte ihn gerettet. Als er aus seiner Betäubung erwachte, fragte er nach dem Kinde. Man zeigte es ihm und er erkannte es wieder. Seine Eltern hatte er an Bord fast täglich gesehen, sich jedoch nie um deren Namen

gekümmert; er wußte nur, daß es vornehme Leute gewesen waren. Ebensowenig wußte er den Namen des geretteten Kindes. Bevor er nach langem Kampfe um sein Leben sich auf den Dünensand bettete, hatte er sich in seiner Umgebung umgesehen. Beim Morgengrauen erkannte er den Vater des Knaben. Er war tot; nur halb bekleidet, wie er von seiner Lagerstätte aufgesprungen war, als die tückische Klippe den Schiffsboden aufriß. Er zog den Ring von des Toten Finger und steckte ihn zu sich. Ready, so hieß der Mann, war eine ehrliche Seele; er wollte dem Kinde, das ihm das Leben verdankte, ein Erbstück seines Vaters sichern. Auch eine feste Kiste bemerkte er; sie war mit Messingplatten beschlagen, deren eine ebenfalls den auf den Stein des Ringes eingeschnittenen Vogel trug. Täuschen konnte der Mann sich nicht; er selbst hatte die Kiste in des verunglückten Reisenden Koje verstaut. Auch den Kasten wünschte er für den Knaben zu retten, allein er war ihm zu schwer, er mußte ihn, ein Spiel der Wellen, liegen lassen. Als er nach einer neuen langen Ohnmacht zum Bewußtsein zurückgekehrt, nach dem Kasten forschte, war er verschwunden. Entweder die Wogen hatten ihn wieder mit fortgerissen, oder er war den Strandwölfen in die Hände gefallen. Er hörte nie wieder davon.

„Ready, ein alter befahrener Toppgast, hatte nach diesem Vorfall das Seefahren satt bekommen. Auch mochte er sich nicht von dem Kinde trennen, das er als sein eigenes betrachtete. Nachdem er mehrere Jahre hindurch bei anderen Leuten in einem Fischerdorf nicht weit von der Unglücksstätte Knechtsdienste verrichtet und sich eine kleine Summe erspart hatte, siedelte er sich in demselben Orte an. Sein Heim bestand in einer Balkenhütte und einem Gärtchen, mit Segelausbessern und Taueflißen erwarb er sich sein Brot. Auf diese Weise in den Hafen der Ruhe eingelaufen, nahm er das Kind, das solange in einer benachbarten Fischerfamilie gelebt hatte, zu sich, um es selbst zu versorgen. Der Knabe war damals zehn Jahre alt; die Fischersleute besaßen dagegen eine dreijährige Tochter, an der er mit ganzem Herzen hing. Er fuhr fort, einen großen Teil des Tages bei der befreundeten Familie

zu verbringen, so wuchsen die beiden Kinder miteinander auf. Einen Namen hatte der alte Ready ihm ebenfalls gegeben, und zwar seinen eigenen Vornamen William oder Bill. Ihm auch seinen Vatersnamen beizulegen, war er zu gewissenhaft. Er meinte, daß des Kindes Verwandte Gelegenheit haben müßten, es aufzufinden; daher nannte er es nach dem auf den Stein des Ringes eingeschnittenen Vogel, Heron, Billy Heron.

„Ja, der alte Ready war eine bedachtsame Natur. Es fuhr ihm durch den Kopf, daß der Name Heron Zweifel zulasse und der Ring verloren gehen könne, und so sann er auf einen Ausweg, daß der kleine Billy Heron späterhin imstande sei, ohne dieses Hilfsmittel sich nicht nur auszuweisen, sondern auch einer ihn benachteiligenden Verwechslung vorzubeugen. Zu fest war er überzeugt, daß sein Schützling reicher und vornehmer Leute Kind sei.

„Ready, dessen Arme und Brust nach Seemannsart dicht mit blauen Ankern, roten Herzen und Buchstaben tätowiert waren, hatte selbst die Kunst erlernt, Menschen auf solche Art zu zeichnen. Er nahm daher Billy Heron, und ein mutiger, unerschrockener Billy war's, und tätowierte ihm auf dem rechten Oberarm den Reiher ein, der den Stein des Ringes schmückte. Dabei fütterte er ihn mit Zuckerbrot, und obgleich das kleine Bürschchen noch nicht viel davon verstand, prägte er ihm als ein heiliges Vermächtnis ein, daß, wenn er erwachsen und verheiratet sei, er seinen Kindern, gleichviel ob Mädchen oder Knaben, ebenfalls den Reiher mit der Kugel in der Klaue in ähnlicher Weise einzuätzen habe. Auch erzählte er ihm, daß die Vögel sich gegenseitig an den Federn erkennen; und wenn er je in seinem Leben auf Leute stoße, die den Reiher auf ihren Ringen oder Kutschenschlägen trügen, so dürfe er sein eigenes Abzeichen um keinen Preis verheimlichen."

Ein Pause trat ein. Die alte Mary hatte das Haupt etwas tiefer geneigt. Totenstille herrschte in dem merkwürdig ausgestatteten Raume. Tageslicht und Feuerschein verliehen in ihrer Wechselwirkung der Umgebung einen unheimlich düsteren Charakter. Dazu das Schnurren des Rades und das dumpfe

Brausen der zwischen den Strandklippen emporsteigenden Flut. Hilger, dessen Spannung ihren höchsten Grad erreicht hatte, zitterte für die Fortsetzung der Mitteilungen; und doch wagte er nicht, die Greisin zum Weitersprechen zu drängen.

Da ließ sich vom Eingange her heftiges Schnauben und Knurren vernehmen. Hilger und Ojo Azul kehrten sich nach dem Geräusch um und erkannten dasselbe Ungetüm, das bei ihrem Eintreffen die Höhle verlassen hatte. Mit seinen großen runden, grünlich leuchtenden Augen, den Kopf hoch erhoben, kam es in einer Weise angekrochen, daß seine unbeholfenen Bewegungen hätten Mitleid erregen mögen. Zwischen den von wulstigen, borstenbesetzten Oberlippen verhangenen Zähnen trug es einen Fisch, der noch mit dem Schweif schlug.

Indem die Robbe sich der Greisin näherte und, das runde Haupt mit den klaren Telleraugen erhoben, ihr den Fisch darreichte, erwachte diese aus ihren Träumereien. Mit der einen Hand weiter spinnend, nahm sie den Fisch mit der andern aus des Tieres furchtbar bewehrtem Rachen und legte ihn neben sich auf einen Felsvorsprung.

„Wenn Raben Menschen speisen, so verstehen Seehunde es nicht minder gut," hob sie in ihrem erzählendem Tone an, „und dieser hier ist ein gar getreuer Freund und dankbar obenein für die behagliche Stätte, die er vor dem flackernden Feuer findet."

Sie sann wieder nach, während sie mit erhöhtem Eifer das Rad drehte. Dabei sandte sie einen flüchtigen Blick nach der Robbe hinüber. Diese hatte sich auf ihren mißgestalteten Vorderfüßen so hoch wie möglich aufgerichtet und fröhnte ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem regungslosen Hineinstarren in die Flammen.

„Ein alter Bursche ist der Wassernix," fuhr Mary endlich wieder fort, „manchen harten Winter haben wir hier zusammen verbracht auf warmer Stätte, während seine Anverwandten draußen froren. Er weiß, wie es auf dem Meeresgrunde aussieht; er geht spazieren in Korallenwäldern und pflückt Seerosen und Seelilien. Er schleicht hinüber nach einem Schiff draußen im Meer in grünlicher Tiefe. Die Seiten

sind eingeschlossen. In der Takelage hängen die straffen Toppgasten. Am Steuer steht ein Mann von hoher, stolzer Gestalt mit breiten Schultern und verwegen gerunzelten Brauen; aber seine schönen blauen Augen sind starr; starr sind seine Glieder. Das Salz des Meeres schützte sie gegen Verwesung. Ihn besucht das treue Tier. Es lugt durch die von den Kugeln gerissenen Öffnungen in den Schiffsraum, wo aufgestapelt und wohlverstaut Ballen mit Seide und kostbaren Spitzen, Fässer mit feinen Weinen und duftendem Kognak liegen. Und wenn es zurückkehrt, so lese ich in seinen Augen alles, was es sah, erkenne ich das Spiegelbild des Toten am Steuer."

Die Greisin seufzte tief, dann nahm sie den Faden ihrer Erzählung wieder auf: „Der alte Ready legte sich ins Grab, als sein Billy das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. In der Schule lernte der Knabe wenig, aber auf dem Meere war er zu Hause. Keine Brandung gab es, durch die er sich nicht mit seinem Boote hindurchgearbeitet hätte. Wie ein Alter verdiente er sein Brot zuerst bei den Fischern, dann auf Küstenfahrern. Doch sein Sinn stand weiter hinaus, stand dahin, von woher er sie täglich vorüberseglen sah, die stolzen Dreimaster, die flinken Klipper, eingehüllt in Wolken von Segeltuch. Und so ging er davon, er ließ sich nicht halten. Als er von allen Freunden Abschied genommen hatte, küßte er das weinende Nachbarkind und versprach ihm, zurückzukehren und mitzubringen aus fremden Ländern, was sein Herz begehrte. Und er kehrte zurück und ging wieder, und sooft er kam, nie kam er mit leeren Händen. Und stärker wurde er, schöner und verwegener, während das Nachbarkind heranwuchs zu seiner Augenweide. Aber nicht nur seidene Tücher brachte er heim, Spitzen und goldene Ringe, sondern auch Gold, daß die Leute erstaunten und meinten, er habe bei einem Piraten Heuer genommen. Aber er sagte es ihnen gerade heraus, daß er auf einem Schmugglerschiff als Steuermann diene um seinen Anteil am Gewinn, und daß es keine Schande sei, die rotröckigen Engländer um den Zoll zu prellen. Denn das Meer sei für alle Menschen da, und wer gegens Schmuggeln sei, der möge seine Küsten bewachen. Das Nachbarkind aber

bewunderte den stattlichen Billy wegen seiner Kühnheit, und er mußte ihm versprechen, wenn er erst sein eigenes Schiff habe, es mit hinaus zu nehmen auf die hohe See und ihm zu zeigen, wie man die Zollwächter täusche. Denn das Schmuggeln ist eine verbotene Frucht, die um so süßer schmeckt, je gefährlicher sie zu erreichen ist.

„Noch nicht dreißig Jahre war er alt, und ich zweiundzwanzig, als er Eigner eines schmucken Schoners wurde und meine Eltern uns zusammengaben. Ein schöner Tag war's, als er den Ring seines Vaters mit dem Reiher — er hatte ihn heimlich etwas verengen lassen — mir auf den Goldfinger schob und ich seinen Namen annahm. Sind's auch über siebenzig Jahre her, ist mir's doch, als wär's erst gestern geschehen. Hei! Wie die Burschen tanzten! Aber keiner flinker und gewandter, als Billy Heron mit seiner Mary im Arm."

Die Alte verstummte wieder. Schneller drehte sich das Rad, schneller wirbelte der Faden um die Spule. Die Robbe lag da, als hätten die Flammen, in die sie hineinstierte, Zauberkraft besessen. Ein Stein hätte nicht regungsloser daliegen können. Auch Hilger wagte nicht, sich zu rühren. Er hatte Ojo Azuls Hand ergriffen, die erstaunt den wundersamen Mitteilungen lauschte und mit kindlicher Andacht auf die spinnende Greisin schaute.

Diese schien jenem glücklichsten Tage ihres Lebens einen längeren Gedanken zu weihen, denn es verstrichen einige Minuten, bevor sie wieder anhob: „Damals lag es in meiner Hand, Billy Heron dem gefährlichen Gewerbe zu entfremden, und er lebte vielleicht heute noch — er wäre ja nicht der Erste gewesen, der ein Alter von hundert Jahren erreichte — aber ich war stolz auf seine Kühnheit. Oh, wie mein Herz lachte, wenn er im Kreise von Freunden und Bekannten sein Garn abspann und alle staunten, wie er Schiff und Leben aufs Spiel setzte, um die Zollwächter hinters Licht zu führen!

„Wie er mir versprochen hatte, so geschah es. Ich begleitete ihn auf seinen Fahrten. Ich lernte Segel stellen und das Steuer drehen, und manches liebe Mal, wenn der Orkan die Seen über Deck schleuderte und alles zu zerschmettern drohte, lenkte

ich, Kompaß und Wogen zugleich im Auge, den Lauf des Schiffes, während er selber mit dem Sprachrohr in der Hand sich mir zur Seite hielt und die Toppgasten wie ein Blitz nach der Rahe und den Fockstangen hinaufjagte. Ha, nicht vergebens nannte man mich Kap'tän Mary, und wie damals, so hör' ich's heute noch gern — des Andenkens wegen!

„So ging's Jahr auf Jahr, und drei Buben waren uns geboren worden, ohne daß unser Zusammenleben und Zusammenwirken längere Unterbrechungen erfahren hätte. Drei Buben waren es, stattliche Burschen, und alle drei erhielten ihren Reiher eintätowiert, und mit dem Sprechen lernten sie zugleich, daß sie dereinst mit ihren eigenen Kindern ähnlich zu verfahren hätten. Drei Buben, drei junge Reiher, Söhne des verwegenen Billy Heron und seiner wilden, seefahrenden Mary, und beiden doch so unähnlich!

„Der Älteste hieß Bill nach seinem Vater — heute muß er siebzig Jahre und drüber sein — doch er, der unsere Freude, unser Stolz werden sollte, hatte zum Meer gerade so viel Neigung, wie 'n Haifisch zur Kegelbahn. Aber geschickt war er mit den Händen zum Erstaunen. Wenn er mit fort mußte aufs Wasser, ließ er den Kopf hängen. Der Zweite hieß Joe, ein schlanker Junge, mit Augen so klar, wie die der Robbe dort. Liebe und Anlage zum Seeleben fehlten nicht; aber trotzig war er, wie 'n verrostetes Gangspill, und am glücklichsten, wenn er seinen Eltern entschlüpfen konnte. Der Dritte endlich — Rob nannten wir ihn — mein Liebling, mein Edelstein! Armer Rob! Auch er war trotzig, aber zugleich liebevoll. Der Ozean war ihm ein Greuel; obwohl an Bord geboren, befiel ihn jedesmal die Seekrankheit, sooft er nur einige Wochen am Lande zugebracht hatte und er wieder an Bord kam. Seiner schämen hätte ich mich mögen, wäre er mir nicht so fest ans Herz gewachsen gewesen. Er kannte nur die eine Freude, nur den einen Genuß: mit der Büchse auf dem Strande Gevögel zu schießen, oder im Walde den Eichhörnchen und anderem Getier nachzustellen. Ihm, als dem Jüngsten und um ihn aufzumuntern, gab ich mein Kleinod, den Ring dort; denn die Hoffnung, daß mit den Jahren der Verstand sich einstellen

würde, hatte ich noch nicht aufgegeben. Ich suchte sogar zu vermitteln, wenn mein Billy mit ihm anband und zankte, ihn und unseren Ältesten nutzlose Landratten nannte, anstatt daß wir beide sie hätten sollen gewähren lassen. Denn liegt 'ne Neigung nicht im Fleisch und Blut, so kann Menschengewalt sie nie künstlich erzeugen. Wer sah je 'ne Heringsschuite auf 'ner Postkutsche spazieren fahren? Das bedachten wir nicht, und ich selbst am wenigsten.

„Unser Heim lag auf der Insel Nantucket, noch 'ne gute Strecke von der Einfahrt in den New-Yorker Hafen," spann Kapitän Mary nach einer längeren Pause ernsten Grübelns gleichsam aus ihrem Flachs heraus, „und da mein Billy in seiner Matrosen- und Steuermannszeit diese Höhle kennen gelernt, sogar mit Hilfe der unter den Schmugglern vererbten Erfahrungen sich 'ne feine Karte über diesen Teil der Küste samt allen Klippen, sogar über die weit ins Meer hinausreichenden Riffs angefertigt hatte, so konnten wir den Schmuggelhandel im großen betreiben. Uns beiden aber war's 'ne Lust, wo nur immer wir konnten, den Britischen Sand in die Augen zu streuen. Auf hoher See nahmen wir von großen Kauffahrern unsere Waren ein — ein gutes Nebengeschäft für die Kapitäne —, mit denen wir bald am Kap der Guten Hoffnung, bald bei den Kanarischen Inseln zusammentrafen, je nachdem's verabredet war. Oft genug holten wir's uns selber von Hongkong Kuba oder Holland, wie's uns gerade bequem war.

„Nachdem unsere Jungen zu Männern herangewachsen waren, hielt's noch schwerer, ihrer Herr zu werden. Unter den Händen entschlüpften sie uns; der eine, um mit der Flinte landeinwärts zu kreuzen, der andere, um auf fremden Schiffen Heuer zu nehmen, und der dritte, um irgend in 'ner Stadt sich auf seine Art zu beschäftigen, und manches liebe Mal fuhren wir ohne sie. Arbeitsscheu waren sie nicht, aber die elterliche Disziplin mochte ihnen nicht sonderlich gefallen. Vielleicht berechneten sie auch, daß die Alten ein gutes Kapital beiseite stauten und zu seiner Zeit ihnen unter die Arme greifen würden — freilich, so wär's gekommen, allein" —

Wiederum folgte eine Pause. Eifriger spann die Greisin.

Hilger, der keinen Blick von ihr wandte, bemerkte, daß ihre Züge sich verschärften und die Farbe des tiefgerunzelten Antlitzes erbleichte.

„Ich spinne Garn zum Totenkleid,
Zwölf Ellen lang, zwölf Ellen breit;
Ich spinne Garn, ich spinne —"

sang sie leise. Dann stellte sie ihre Arbeit ein, und die Augen auf die auf ihren Knien gefalteten Hände gesenkt, nahm sie ihre Erzählung wieder auf: „Wir beabsichtigten, eine gute Ladung auf den Bahamabänken einzunehmen. Alles war geordnet, sogar der Schoner hatte 'ne andere Farbe erhalten und 'ne Änderung in der Takelage. In unseren Händen befand sich der Brief mit der Angabe des Tages, und wir waren im Begriff, aus dem Hafen von New-York auszulaufen, um auf der verabredeten Stelle bis zum Eintreffen unseres Freundes zu kreuzen, als beim Anmustern der Deckhände wir die drei jungen Reiher vermißten. Wir warteten bis zum Abend, bis zum anderen Morgen, allein sie kamen nicht. Zeit war nicht mehr zu verlieren, wir lichteten daher die Anker, und erzürnt, wie ich war, schrieb ich einen Brief, in dem ich den Jungen die härtesten Dinge sagte. Ich nannte sie eine undankbare Brut, weil sie so leicht von ihren Eltern lassen könnten. Ich sagte ihnen, daß ich sie nie wieder sehen wolle, und sie hingehen möchten, wo es ihnen besser gefalle. Ja, so schrieb ich; aber 'ne Art Wildheit war über mich gekommen, als ich den alten Reiher sich um seine Brut grämen sah. Da ich nicht bezweifelte, daß sie das heimatliche Nest nicht aus den Augen lassen würden, so adressierte ich meinen Brief dorthin, so daß der Bote ihn nur auf der Post abzugeben brauchte."

„Mein alter Billy und ich besuchten unterdessen die Bahamabänke und kreuzten mit prächtiger Fracht den Atlantischen Ozean. Sechs Wochen waren verstrichen, seitdem ich den Brief schrieb, und die harten Worte waren mir längst leid geworden, als wir eines Abends, etwa zwei Meilen von hier, beilegten. Wir trafen's günstig; die Lichter des Dorfes befanden sich in Sicht, und als es tagte, lag ein so dichter Nebel auf dem Wasser, daß man auf 'ne halbe Schiffslänge 'ne Boje nicht von 'ner

Heckjolle zu unterscheiden vermochte. Unsere Lage hatten wir genau nach dem Kompaß und den Lichtern bestimmt, und blieben wir auch nicht auf derselben Stelle liegen, so brauchten wir doch nicht zu befürchten, mit den Booten zu weit aus dem Kurs zu weichen, und lustig gingen wir an die Arbeit.

„Schon von New-York aus hatten wir unsere Agenten benachrichtigt; wir durften also darauf rechnen, im Flüßchen die entsprechende Anzahl von Händen vorzufinden. Trafen wir sie nicht, so war es unsere Aufgabe, zunächst die Fracht in diese Höhle zu schaffen. Ich selbst übernahm dann das Kommando auf dem Schoner und machte mich mit ihm davon, während Billy und einige zuverlässige Hände ihr Quartier hier aufschlugen und mittels der Jolle nächtlicherweile den Landschmugglern in die Hände arbeiteten. Sie acht Tage später wieder an Bord des Schoners aufzunehmen, war dann 'ne Kleinigkeit.

„Im ungewissen, wie lange der Nebel anhalten würde, befrachteten wir vorläufig nur ein Boot — gewöhnlich arbeiteten wir mit zweien — ich setzte mich ans Steuer, der Segellappen wurde aufgehißt, und behaglicher zog nie ein Pelikan durchs Binnenwasser, als mein Boot landwärts. Mein Billy sollte erst dann mit dem zweiten Boot folgen, wenn er überzeugt sein durfte, daß ich mich auf dem Rückwege befände. Denn einer von uns mußte dem Schoner nahe bleiben, um im Falle der Not sogleich das Kommando zu übernehmen und das Weite zu suchen.

„Glücklich erreichte ich den Felsen vor der Mündung des Flüßchens, zugleich aber erhielt ich die Gewißheit, daß die zu unserem Beistande bestimmten Leute noch nicht eingetroffen waren oder die Luft nicht rein sei. Es fehlte der weißgeschälte Stab, der als Signal sonst immer einige Fuß oberhalb der Fluthöhe zwischen das Gestein geklemmt wurde. Ohne Säumen legte ich um, und in der nächsten Minute steuerte ich nach dem Seehundstein hinüber.

„Die See war ruhig; mit mäßiger Gewalt brandeten die Dünungen. Die zurückkehrende Flut erleichterte unsere Arbeit, und kaum eine halbe Stunde dauerte es, bis wir die Fracht

gelöscht und in diesem Raume sicher untergebracht hatten. Schon während wir die letzten Ballen in den Gang hineinbrachten, schien mir, als ob der Wind sich stoßweise verstärkte. Da der Himmel grau blieb, legte ich keinen großen Wert darauf, obwohl die wachsende Feuchtigkeit für ein baldiges Niederschlagen des Nebels zeugte. Plötzlich aber, als ich eben im Begriffe war, wieder ins Boot zu steigen, schoß am Himmel ein Lichtstreifen hin, und hier und dort lugte es bläulich hervor wie die Fettaugen auf 'ner guten Fleischbrühe. Meine beiden Männer fluchten; sie wußten ebensogut, wie ich selber, daß es mit der Rückkehr nach dem Schoner nichts sei. Mich selbst beschlich's wie eine böse Ahnung. An das Fehlen des Signalstabes dachte ich und an die Zollwächter, so daß ich meinen Leuten befahl, das Boot mit 'ner Schwellung in sichere Höhe nach dem Abhange hinaufzuziehen und mich in den Höhlengang hinein zu begleiten.

„So geschah es. Boot und Leute waren geborgen; nur ich blieb draußen, um Ausguck zu halten. Hatte Billy den Schoner noch nicht verlassen, so war alles gut. Anders dagegen, wenn er sich eine Strecke von ihm entfernt hatte und nicht schnell genug an Bord zurück konnte, um den namentlich bei dichtem Wetter scharf auslugenden Zollwächtern unbemerkt zu bleiben.

„So verrannen Minuten, während derer ich vor Angst und Sorge zu ersticken meinte. Der Himmel war unterdessen ganz klar geworden; aber auf dem Wasser braute und wogte es, als hätten sich 'ne Anzahl Eisberge aneinander vorbeigeschoben und Schneewolken im Kampf miteinander gelegen.

„Da plötzlich — ich glaubte meinen Sinnen nicht zu trauen — erblickte ich in der Entfernung einer guten Kabellänge eine Mastspitze mit 'nem Wimpel. Die Farbe erkannte ich nicht, denn sie war noch vom Nebel verschleiert, aber eine Form hatte beides, die keiner vergißt, der jemals von einem Regierungsschiff gejagt wurde. Ich rief meine Leute; sie pflichteten mir bei: es war ein Zollkutter, der langsam im tiefen Wasser außerhalb der letzten Klippenreihe hinsegelte. Mochte nun Verrat im Spiel sein oder der Zufall ihn dorthin geführt

haben: legte der Nebel sich aufs Wasser, so wurde von seinem Deck aus unser Boot bemerkt, und nicht nur unsere Höhle wurde entdeckt, sondern auch wir selber waren verloren.

„Den Pflock aus dem Boden, noch einige Steine ins Boot und dann hinunter mit ihm, befahl ich, indem ich selbst mit Hand anlegte.

„Gleich darauf sprudelte das Wasser durch das geöffnete Spundloch, und behutsam schoben wir das Ding ganz in die Fluten zurück. Einige Male drohten die Flutschwellungen zu viel für uns zu werden; allein die Ballaststeine taten ihre Schuldigkeit, und als das Boot erst halb voll Wasser war, hatte es keine Not mehr. Während meine Männer Riemen und Segelzeug in den Gang trugen, beobachtete ich mit atemloser Spannung den Kutter. Je nachdem die Nebelberge sich einherwälzten, verschwand die Mastspitze und erschien sie wieder, und als endlich das Boot mit lautem Gurgeln sank, war's, als ob ein Vorhang entzweigerissen wäre; denn Gafftoppsegel, Großsegel, Klüver und Stagfock traten so deutlich hervor, daß ich die Reffbänder zu unterscheiden vermochte. Noch einmal hüllte er sich in eine Nebeldecke, wie ein frierender Indianer; dann aber schüttelte er alles von sich ab bis zum dampfenden Wasserspiegel herunter."

Hier bedeckte die Greisin mit beiden Händen ihr Antlitz, wie um jene in weiter Vergangenheit liegende Szene sich noch einmal ungestört zu vergegenwärtigen. In Hilger und Ojo Azul schien bei ihrer gespannten Aufmerksamkeit nicht mehr Leben zu wohnen, als in der Robbe mit ihrer Vorliebe für das flackernde Feuer, oder vielmehr in den ringsum sich auftürmenden Felsmassen.

Als Mary die Hände wieder auf ihren Schoß sinken ließ, war ihr Antlitz noch leichenhafter geworden. Einen müden Blick senkte sie in Hilgers Augen, mit einem flüchtigen Blitz der Teilnahme glitt er über Ojo Azuls liebliches Haupt; dann griff sie wieder nach Flachs und Faden, und dem Rade einen leichten Stoß gebend, setzte sie den auf dem Trittbrett rastenden Fuß in lebhafte Bewegung. Das eintönige Schnurren übte offenbar einen beruhigenden Einfluß auf sie aus, denn sie

begann alsbald wieder zu erzählen: „Wir in der Höhle waren gerettet; aber mein getreuer Billy, wie stand es um ihn? Lange spähte ich nach der Richtung hinüber, in der der Schoner liegen mußte. Das Blut stockte mir in den Adern, während ich die zurückweichenden Nebelberge mit den Augen zu durchdringen suchte. Denn noch braute es auf dem Meere wie ein Heer von Geistern, wogegen hoch oben die Sonne leuchtete und der blaue Himmel dareinschaute, als hätte es kein Unglück auf Erden geben können.

„Weiter trieb der Zollkutter nach dem Meere hinauf, ich glaubte, um eine bessere Aussicht auf die Küste zu gewinnen; aber ich sollte eines anderen belehrt werden. Vor ihm her glitten die Nebelwolken; ach, hätte mit ihnen der Schoner nur gleichen Schritt gehalten, und mein Billy lebte heute noch! Doch es sollte nicht sein!

„Endlich, endlich bildete sich ein Schatten in dem Nebel. Ich spähte mir fast die Augen aus dem Kopfe, und über meine Schultern lugten die beiden Männer — und treue Hände waren's, die für ihren Schiffsmaster zitterten, wie 'n fünfzehnjähriges Mädchen um den ersten Geliebten — traue ich meinen Augen nicht und frag' ich leise: Ist's der Schoner, was da durch den Nebel schleicht? Und heißt's zurück: ein Schoner wohl, aber 'n Zollschoner und gebohrt für vier Geschütze.

„Schwarz wird's vor meinen Augen, ans Gestein klammere ich mich an, um nicht umzusinken.

„Da taucht ein zweiter Kutter auf, fügt der Mann hinzu, und wenn das nicht nach Schurkerei riecht — und mit 'nem schweren Fluch bekräftigt er seine Ansicht.

„Es wird 'ne Kieljagd, und 'ne Kieljagd ist 'ne lange Jagd, stöhne ich in meiner Verzweiflung.

„Aber 'ne Stückkugel segelt schneller, als die flinkste Kraft, heißt's wiederum, und gemerkt hat man's schwerlich auf dem Schoner, wie die Sachen stehen; denn die Zolleute besorgten ihr Geschäft, als wären alle barfuß gegangen. Nicht einen Laut gaben sie von sich, der seinen Weg hätte hinüberfinden können.

„Solche Worte schnitten mir ins Herz; aber der Mann

hatte recht, und wer die Wahrheit spricht, braucht sich dafür nicht zu entschuldigen.

„Zwei Kutter und der Regierungsschoner lagen jetzt vor meinen Blicken klar da. Alle drei Fahrzeuge hielten seewärts. Noch immer hoffte ich, nach dem Sinken des Nebels unsern Schoner in der Ferne davonsegeln zu sehen, wie 'n harmloses Kohlenschiff. In die Nebelwand starrte ich hinein bis vor meinen Augen alles blutrot wurde. Die graue Wand wich und wich, und immer noch kein Schoner — aber da — da — was kriecht übers Wasser, wie 'n Wiesel auf der Flucht vor 'nem Geier —

„Alles verloren! schreie ich. Dann hielten mich die Männer, oder ich wäre kopfüber in die Brandung hinabgestürzt. Ja, es kroch übers Wasser, und flink genug, und meines Billy Jolle wars — die Ladung mochten sie über Bord geworfen haben — mein Billy drinnen und mit ihm zwei Burschen unserer Mannschaft. Im Vertrauen auf den Nebel hatten sie sich wohl etwas früher auf den Weg begeben. Ach, sie konnten nicht wissen, daß meine Fahrt nach der Flußmündung vergeblich gewesen war, und hätten sie's gewußt, so wäre nichts dadurch geändert worden!

„Atemlos beobachtete ich die Bewegung der Nußschale," fuhr die greise Erzählerin fort. „Tapfer genug arbeitete sie; aber hinter ihr her waren die Kutter, ohne viel Raum zu gewinnen.

„Endlich, endlich wurde auch unser Schoner vom Nebel klar. Kaum fünfhundert Ellen vor dem Boote lag er, alle Leinwand beigesetzt, daß er nur in den Wind zu drehen brauchte, um wie 'ne Schwalbe davonzuschießen.

„'s Beten war nie recht meine Sache. Ich hielt's mit 'ner festen, rechtschaffenen Arbeit und mit 'ner guten Seemannsehre. Aber in jenen Minuten habe ich gebetet, daß es 'nen Stein hätte erbarmen können. Und wozu half's? Die Jolle segelte deshalb nicht schneller, noch mäßigte sich die Geschwindigkeit ihrer Verfolger, und als sie endlich seitlängs des Schoners glitt und im Handumdrehen an den Davids emporgeschwungen wurde, zugleich aber die Segel des Schoners sich aufbauschten, wurde seewärts von ihm noch ein dritter Kutter sichtbar, der sich anschickte, ihm den Weg abzuschneiden. Man mußte 'nen

hohen Preis auf meines Billy Habhaftwerdung gesetzt haben, daß die Leute sich soviel Umstände machten.

„Was nunmehr folgte, wußte ich so genau, als hätte ich mich dem verwegenen Bill Heron zur Seite befunden. Leugnen gab's nicht mehr. Eine Begegnung mit den Zollmännern wäre die Entscheidung zum Schlimmsten gewesen. Es blieb nur übrig, 'ne Wettfahrt anzunehmen. Denn der Schoner konnte sich auf seine Schwingen verlassen, solange offenes Wasser vor ihm lag, und wären die Geschütze nicht gewesen, hätten sie ihm nachpfeifen sollen; aber die Geschütze, die Geschütze!

„Unser Schoner hatte kaum Fahrt gewonnen, als auf dem Vorderdeck des nächsten Zollkutters eine Rauchwolke aufstieg und gleich darauf der Donner eines Geschützes an den Strandfelsen hinlief. Der Schuß war nicht auf Havarie berechnet, denn die Kugel flog über den Schoner hinaus und machte in weiter Ferne auf drei verschiedenen Stellen das Wasser aufspritzen. Diese erste Aufforderung zum Beilegen wurde nicht beachtet, und Torheit wär's gewesen, denn Beilegen war gleichbedeutend mit Verurteiltwerden, und nicht nur Schiff und Ladung gingen verloren, sondern es fiel noch Schlimmeres für uns ab. Statt beizudrehen, stellte Bill Heron sich daher selber ans Rad; ich erkannte das an der Fahrt des Schoners, der auf vier Knoten mindestens einen Knoten gegen seine Gegner gewann, ich erkannte es an der Art, in der er sein Bugspriet nach der einzigen freien Seite herumschwang und gerade auf die Klippenkette zuschoß. Nur mein Bill selber konnte dergleichen wagen, nur er allein durfte das Steuer halten bei einer Fahrt auf Leben und Tod.

„Da donnerte der zweite Schuß, und deutlich sah ich die Kugel durchs Bramsegel schlagen. Auch ein Tau oder zwei mochte sie zerrissen haben, denn es eilten einige Hände in die Takelage hinauf und machten sich oben zu schaffen.

„Wiederum krachte es; jetzt aber von drei Seiten und aus vier, fünf eisernen Mäulern. Auch die Kutter hatten ihre Buggeschütze spielen lassen. Die Takelage des Schoners war unversehrt geblieben, dagegen hatte ich bemerkt, daß auf zwei Stellen dicht neben ihm Wasser spritzte, und das war

sein Tod. Was sonst dem geübtesten Kanonier nicht leicht gelingt, hier hatte es der Zufall ausgeführt. Zwischen Wind und Wasser war der Schoner angebohrt worden — es unterlag keinem Zweifel — ich erriet es aus der Hast, mit der die Toppgasten herunterkamen.

„Bei dieser Entdeckung sank ich auf die Knie, denn nunmehr wußte ich, daß ich meinen Bill nicht wiedersehen würde. Seine Seele war an den Schoner gebannt; lieber hätte er einen zehnfachen Tod erduldet, bevor er sich ergeben hätte, um neben dem Verlust seiner ganzen Habe auch noch eine schmachvolle Behandlung zu erleiden. Oh, er wußte, was ihm drohte, zu lange hatte man dem verwegenen Schmuggler Heron nachgestellt! Befand ich mich bei ihm an Bord, so entschied er vielleicht anders, um mich zu retten. Jetzt aber, da er mich in Sicherheit wußte, gab's nichts mehr, was seine Seemannsnatur gestört hätte. Oh, ich kannte ja meinen stolzen, mutigen Bill! So war er schon als Knabe, und als Mann hatte er sich nicht geändert, mein kühner, stolzer Reiher — ha, niemand wußte, woher er gekommen, wer seine Eltern gewesen, aber in jener Stunde, da er sich für den Tod entschied, um keine Schmach zu erleiden, begriff ich, daß er aus einem stolzen Geschlecht stammte, aus einem Reiherhorst, in dem Furcht und Gemeinheit unbekannte Dinge waren. Auch an meine Söhne dachte ich, die in der Ferne weilten und ihre eigenen Wege wandelten, während ihre Eltern mit dem Tode würfelten. Und dennoch segnete ich ihren Entschluß. Wären sie bei uns gewesen, der eine oder der andere hätte mit hinunter gemußt.

„Verfolgt von den Zollschiffen, bahnte der Schoner sich seinen Weg weiter und weiter den Riffen zu. Aber matter wurden seine Bewegungen, indem sein Rumpf sich tiefer ins Wasser senkte und aus geringer Entfernung ihm eine Spiere nach der andern heruntergeschossen wurde. Und als endlich zwei Kutter neben ihn hinglitten, um Besitz von ihrer Beute zu ergreifen, da feuerte Bill Heron, in seinem angeborenen Haß gegen die Engländer, die beiden eisernen Koronaden auf sie ab, und ich denke, sie waren nicht mit Sägespänen geladen.

Denn auf den Verdecken der Kutter polterte alles übereinander wie unter einem Regen von Kesselscherben und Nägeln. Bevor zum zweitenmal geladen war, bäumte der Schoner sich hoch auf; dann schoß er nach vorne, sich in die See einnestelnd, daß die nächste Woge über sein Deck hinrollte. Mit lautem Krachen sprengte die eingepreßte Luft die Deckplanken, dem Wasser neue Wege öffnend, und hinunter gings in die Tiefe, ohne daß auch nur ein Mann gerettet worden wäre. So kämpften vor einem halben Jahrhundert Schmuggler und Zollwächter um das Mein und Dein —

„Ja, so lange ist's beinah her; aber wenn ich draußen über die Meeresfläche hinspähe, dann sehe ich noch immer den sinkenden Schoner, höre ich noch immer das laute Hurra, mit dem Bill Heron und seine Getreuen sich dem Tode in die Arme warfen." —

Die Greisin verstummte. Zwischen ihren dürren Fingern war der Faden gerissen, das einzige äußere Zeichen ihrer schmerzlichen Erregung. Mit zitterndem Griff zog sie den entschlüpften Faden aus der Spule hervor und vereinigte ihn wieder mit dem Flachs. Sobald das Rad von neuem schnurrend arbeitete, fuhr sie leiser fort: „Dunkel ist mir, was nach jenem schrecklichen Ereignis geschah. Auf den Knien lag ich. Die Blicke starr aufs Meer gerichtet, sah ich den Pulverdampf und die Zollschiffe, die sich zur Heimfahrt anschickten. Niemand dachte daran, daß einige von der Bemannung des Schmugglers in den Strandfelsen verborgen sein könnten. Der Nebel hatte sich ganz verzogen. Die Sonne schien aufs Wasser, daß es mich blendete! In meinem Geiste wurde es schwärzer und schwärzer, bis ich endlich die Besinnung verlor. —

„Wochen, Monate waren hingegangen, als ich wie aus einem wüsten Traume erwachte und die beiden letzten des Schoners neben mir in der Höhle sitzen sah. Um keinen Preis hätten sie das Weib ihres alten Kapitäns, die seefahrende Mary, verlassen; und Not brauchten sie nicht zu leiden bei den Vorräten, die wir in kluger Voraussicht stets hier aufgestapelt hielten. Langsam erholte ich mich, und indem ich wieder denken lernte, trat mein Unglück mir immer unermeßlicher

vor die Seele. Mit wachsender Sehnsucht gedachte ich meiner Kinder, und als ich erst wieder mich frei einher zu bewegen vermochte, faßte ich den Entschluß, schwer wie mir's wurde, mich aus der Nachbarschaft meines toten Billy zu entfernen, meine Söhne aufzusuchen. In einer günstigen, mondhellen Nacht zogen wir zur Flutzeit das Boot aus der Tiefe nach dem Abhange hinauf, und als die Ebbe eintrat, kostete es uns kaum noch Mühe, es wieder seeklar zu machen. Mit den beiden letzten Freunden teilte ich mein Geld — viel war's nicht, was ich bei mir führte — und mühsam arbeiteten wir uns an der Küste zum nächsten Hafenort hin. Dort schiffte ich mich nach New-York ein, während die beiden Männer das Boot verkauften und auf einem Ostindienfahrer Heuer nahmen. Nie wieder hörte ich von ihnen.

„In meinem Heimatsort, wo ich die glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht hatte, erwartete mich keine trostreiche Kunde. Die drei jungen Reiher hatten wirklich den Brief in Empfang genommen. Einige Monate säumten sie, und als ihre Eltern nicht zurückkehrten, statt dessen aber sie Nachricht über den Untergang des Schoners erhielten, gingen sie in die Welt, der eine hierhin, der andere dorthin, ohne Freunden und Bekannten ein bestimmtes Ziel anzugeben. Vielleicht wußten sie selber nicht, wohin sie ihren Weg nehmen sollten. Ich aber hatte es verschuldet, wenn die Erinnerung an die letzten Worte ihrer vermeintlich toten Mutter ihr Leben trübte; denn ich war es ja, ich allein, die sie mit harten Worten gestraft und in die Welt hinausgetrieben hatte.

„Vergeblich harrte ich noch einige Zeit auf Kunde von ihnen. Dann erwachte die Sehnsucht in mir, meinem toten Gatten nahe zu sein, und zwei Monate später war ich in diese Höhle eingezogen. Wie ich ohne Boot, ohne fremde Hilfe hier herein gelangte, weiß außer mir nur noch Judica. Es braucht's auch niemand zu wissen, oder wir würden bald genug in unserer Einsamkeit gestört werden. Bald fünfzig Jahre habe ich jetzt hier gelebt, jeden Tag einen Blick hinübersendend nach dem Grabe meines toten Billy, jeden Tag die Heimkehr unserer Reiher, unserer drei Söhne erwartend. Und sie kommen,

oh, sie kommen die lustigen Reiher und ihre junge kräftige Brut! Für jeden spinn ich ein Hochzeitshemde, und jeden will ich segnen, der mir erzählt, daß er nie im Zorn meiner gedachte. Ja, sie kommen, sie kommen! Sechsundvierzig Jahre habe ich gewartet, und geduldig warte ich noch länger. Wer mir den Ring brachte, weiß mehr von den jungen Reihern, weiß mir zu erzählen von meinem schlanken Rob mit den blauen Augen und den goldenen Locken, von meinem Jüngsten, dem ich einst den Ring auf den Finger schob."

Tief ergriffen hatte Hilger den Mitteilungen der Greisin gelauscht. Er konnte nicht fassen, einen phantastischen, später ihm kindisch erscheinenden Jugendtraum verwirklicht zu sehen. Aber eine Täuschung war nicht möglich. Vor ihm saß die Gattin des einzigen und letzten Mitgliedes seiner Familie, die einst beseelt von hochfahrenden Hoffnungen der Heimat entsagt und sich dem fremden Erdteil zugewandt hatte. Und was war von der an überschwenglichen Hoffnungen so reichen Familie geblieben? Eine mehr als neunzigjährige Greisin, ein zartes schwaches Mädchen und ein junger Mann, der die Kraft nicht besaß, mit seiner Vergangenheit zu brechen und der Schwester auf dem Pfade höherer Gesittung zu folgen. Teilnahmsvoll blickte er auf die alte, schwergeprüfte Frau, mit inniger Teilnahme auf Ojo Azul, die in ihrer Erregung kaum zu atmen wagte.

Mit ganzer Seele hatte die alte Mary Heron sich an den Gedanken angeklammert, eines Tages ihre Nachkommen als eine Schar kräftiger junger Männer bei sich einziehen zu sehen, und nun war es nur ein zartes Wesen, das er ihr als die Enkelin ihres unvergeßlichen Gatten vorstellte. Wie würde sie das aufnehmen?

„Hör', wie die Möwe klagt;
Ich spinne Garn —"

tönte es leise zwischen den eingefallenen Lippen der Greisin hervor,

„Bange den Sturm sie fragt,
Ich spinne Garn
Sie fragt den Sturm nach ihrer Brut,
Die auf dem Meeresboden ruht.
Ich spinne Garn, ich spinne."

Und so sang sie weiter Vers auf Vers zu dem Schnurren ihres Rades. Wie Geistergruß schallte es durch den düsteren Raum. Das Feuer flackerte und spiegelte sich in den runden Augen der Robbe. Seltsam griffen das durch die Felsspalte hereindringende Tageslicht und die von den Flammen entsandte rote Beleuchtung ineinander. Hilger hielt Ojo Azuls Hand. Nicht frei von Besorgnis über die Eindrücke, die sein junger Schützling vielleicht von dort mit fortnahm, wechselte seine Aufmerksamkeit zwischen sich holdselig erschließender Jugend und hinfälligem Alter. Die Robbe seufzte behaglich; die Greisin spann. —

Neunzehntes Kapitel.

Der Schmugglerpfad.

Beinah eine Stunde war verronnen und Judica saß noch immer unter der Tanne hoch auf dem südlichen Torpfeiler der Flußmündung. Der obere Rand des gegenüberliegenden Felsens befand sich auf dieser Stelle so nahe, daß sie seine Umrisse notdürftig zu unterscheiden vermochte. Das Haupt nach vorn geneigt, lauschte sie angstvoll in die Tiefe hinab. Kalt hauchte der Seewind durch den Torweg in den Felsenkessel hinein, ohne den Nebel zu zerteilen oder ihn zusammenzuballen.

Da ertönte auf der Außenseite des Wogenbrechers eine Stimme, begleitet von dem Rauschen eines die Flut zerteilenden größeren Fahrzeuges. Dann ein gedämpfter Kommandoruf zum Wenden, Stampfen schwerer Füße, Knirschen und Rollen von Tauen durch Blöcke, und alles war still.

„Hallo, Gringo!“ rief es hinter dem Wogenbrecher hervor.

„Was bringt Ihr?“ antwortete Gringo, und im Tor selbst einen über das Wasser hinausragenden Vorsprung ersteigend, fuhr er fort: „Mit Eurem Kreuzen werdet Ihr verhenkert wenig ausrichten bei solchem Wetter!“

„Zeigt uns 'nen andern Weg!" hieß es zurück, „sollen wir die bemannte Jolle in den Fluß legen?"

„Wenn der Schmuggler Joe nicht schärfer sähe, als ein dreitägiger Hund, sein Boot aber nicht flinker segelte, als eine Fliege im Syrup, möcht's sich empfehlen," versetzte Gringo spöttisch; „ich habe überhaupt meinen Glauben an diese Stelle verloren. Hängen will ich, wenn er nicht 'ne andere Gelegenheit kennt!"

„Wieviele seid Ihr Eurer?"

„Ich bin allein. Meine Leute patroullieren dem Dorfe zu. Soviel Einwohner in dem Nest, soviel Schmuggler. Ich trau' dem Joe zu, daß er am hellen Tage seine Waren dort unterbringt. Ist's doch ein Nebel, daß keiner sieht, was auf des Nachbars Gehöft vorgeht!"

„'s wird wohl 'ne wilde Gänsejagd werden," hieß es verdrossen vom Bord des Zollschiffes.

„Glaub's selber," meinte Gringo.

Die Segel füllten sich und trugen das Schiff davon, während Gringo geräuschvoll nach der Fahrstelle zurückging und dort, in den Pfad einbiegend, den Abhang zu ersteigen begann. Oben auf der Höhe stieß er einen Pfiff aus, der unbeantwortet blieb. Etwa hundert Ellen weiter pfiff er zum zweitenmal, dann verhallten seine Schritte.

Judica atmete erleichtert auf. Aber neues Entsetzen bemächtigte sich ihrer, als sie einige Minuten später auf dem gegenüberliegenden Torpfeiler die Umrisse eines Mannes entdeckte, der, mit äußerster Vorsicht einherschleichend, auf dem Rande des Abhanges die Richtung nach dem Pfade verfolgte. Sie bezweifelte nicht, daß es Gringo selber war, der nach dem auf eine Täuschung berechneten Verfahren sich wieder an den Fluß hinab begab, und tiefer neigte sie sich dem Abgrunde zu, um sich kein von unten heraufdringendes Geräusch entgehen zu lassen.

Joe hielt unterdessen mit seinem Boot unter dem Schutz des Turmfelsens. Auch er hatte das zwischen den Zollwächtern geführte Gespräch gehört und die Zeichen, die auf Gringos Entfernung deuteten, beobachtet.

„War's ein anderer," flüsterte er seinen Gefährten zu, „so hätte ich ihm wohl zugetraut, daß er uns zu täuschen suchte; allein Gringo weilt lieber in der Nachbarschaft einer guten Taverne, als bei feuchtem Wetter hier draußen."

Er sprach noch, da glitt das Boot von kundigen Händen gelenkt, wie eine Schwanenfeder von Schwellung zu Schwellung in das Felsentor hinein. Von jetzt ab sich nur noch durch Zeichen miteinander verständigend, hielten die drei verwegenen Schmuggler nach dem schmalen Sandstreifen zwischen dem Wasser und dem Felsenabhange hinüber. Die Entfernung bis zu dem andern Ufer hinüber betrug dort gegen dreißig Schritte, eine Strecke, auf der wohl die Gestalt eines Mannes notdürftig zu unterscheiden gewesen wäre, dagegen nicht die Person festzustellen. Gringo und seine Gehilfen waren aber nahe.

Durch Judica des Mittels beraubt, sich auf der Fährstelle nach der andern Seite hinüber zu begeben bereute Gringo fast, nicht den Beistand der Jolle des Kutters in Anspruch genommen zu haben; allein jetzt war es zu spät. Er baute daher seine Hoffnung darauf, den Flüchtlingen in dem engen Torwege selbst unter Androhung des Niederschießens den Weg abschneiden zu können. Jedenfalls fiel ihm dann wenigstens die kostbare Beute zu.

Für Joe und seine Gefährten handelte es sich nun, Ballen und Kisten, alle in ihrem Gewicht für die Schulterkraft eines einzelnen Mannes berechnet, etwa dreihundert Schritte weit oberhalb der Fährstelle hinaufzuschaffen und in einer mit Dornengestrüpp bewachsenen Ufervertiefung zu bergen, von wo sie vielleicht schon zur selbigen Stunde von ihren Verbündeten mittels leichter Kähne abgeholt und weiter befördert wurden. Die beiden Männer zur Bewachung des Bootes zurücklassend, stieg Joe über Bord, um die erste Ladung selbst hinaufzutragen und sich zugleich von der Sicherheit der Umgebung und der Nähe der Landschmuggler zu überzeugen. Bis über die Knie im Wasser, belud er seinen Rücken mit einem Ballen, und beständig den Rand des Flüßchens haltend, wo seine Spuren sogleich wieder zugespült wurden, schlich er stromaufwärts. Das Plätschern, das er erzeugte, erstarb in

dem Gurgeln und Sprudeln des nach jeder Schwellung wieder zurückrieselnden Wassers. Kaum aber war er aus dem Gesichtskreise seiner Gefährten getreten, als diese mit einer ablaufenden Dünung das Boot so weit zurückgleiten ließen, daß es nur einiger kräftiger Ruderschläge bedurfte, um es ganz aus dem Tor hinauszutreiben.

Ohne Unfall erreichte Joe die Fährstelle. Sein erster Blick belehrte ihn, daß der Kahn von dem jenseitigen Leitseil abgelöst worden, jedem von dorther kommenden also der Weg abgeschnitten war. Argwöhnisch geworden, schwankte er, ob er umkehren oder seinen Weg stromaufwärts fortsetzen sollte, als in dem Felsentor eine höhere Flutwelle das mittels der Ruder gestützte Boot heftiger nach innen drängte, infolgedessen das eine Ruder seinen Halt auf dem Flußboden verlor und klappernd gegen den Bord schlug. Weithin durch den Felsenkessel scholl das kurze Dröhnen, und als wäre dies ein verabredetes Signal gewesen, wurde es ringsum rege.

„Zurück, wer nicht in sein Unglück stürzen will!" rief Judica von der Höhe nieder, sobald das Klappern ihr Ohr erreichte, und sich weit überneigend, spähte sie in die Schlucht hinab. „Zurück, um Gottes willen!" schrie sie verzweiflungsvoll, denn nach der vorhergegangenen Totenstille konnte sie nur annehmen, daß Joe eben erst eingetroffen sei und der Rückweg ihm noch offen stehe.

Bei diesem Zuruf blieb Joe erschrocken stehen. Wie ein Blitz leuchtete es in seinem Geist auf, daß nur die äußerste Gefahr Judica veranlaßt haben könne, seine Bewegungen zu überwachen. Einen Augenblick zögerte er; dann kehrte er sich um, und seine Schritte vorsichtig dämpfend, eilte er der Flußmündung zu. Seine beiden Gefährten, obwohl durch den Ruf auf das Böseste vorbereitet, rührten sich nicht. Über die zwischen den Pflöcken ruhenden Riemen geneigt, harrten sie ängstlich darauf, ihn an Bord zu nehmen. Als sie aber sahen, wie eine Anzahl Männer sich als graue Schatten von dem weißen Nebel trennten und der Ausfahrt zustürmten, trieben sie mit einigen festen Ruderschlägen das Boot ganz aus dem Tor hinaus, wo sie alsbald den Blicken der Verfolger entrückt waren.

Unbekümmert um die ihnen blindlings nachgesandten Kugeln, legten sie sich wieder in den Schutz des Felsenturms, um sich von dort aus auf die eine oder die andere Art mit ihrem Schiffsmaster in Verbindung zu setzen.

Das Boot war kaum dem Bereiche der Zollwächter entschlüpft, als Gringos Wut über das Mißlingen seines Planes sich nicht nur in erhöhtem Grade Joe zukehrte, sondern in ihren wilden Ausbrüchen auch Judica galt.

„Dort drüben schleicht er! Der Joe ist's bei Gott!" brüllte er, als er auf der anderen Seite den Schatten eines Mannes auf die Fahrstelle zu im Nebel auftauchen und wieder verschwinden sah. „Die Last hat er abgeworfen! Drei Mann an den Ausgang auf die schmalste Stelle und niedergeschossen jeden, der sich hinausstehlen will! Ihr anderen folgt mir zur Fährstelle!" und so schnell, wie er seine Befehle erteilte, wurden sie ausgeführt und er lief selber stromaufwärts, um über die Verengerung des Flußbettes hinweg wieder einen Anblick des flüchtigen Joe zu gewinnen.

„Da ist er," ertönte plötzlich seine Stimme wieder, „da — da — er hat den Pfad gefaßt! Laßt ihn nicht im Nebel verschwinden, oder der Teufel führt ihn dennoch davon — halt, Schurke, oder ich feure!"

Fast gleichzeitig krachte der Schuß eines seiner Begleiter. Ein kurzes Schweigen folgte, während Gringo im Anschlage lag und mit der Mündung seines Karabiners den Bewegungen des sich aufwärts flüchtenden Schattens folgte.

Endlich gab er Feuer.

„Gut getroffen!" höhnten mehrere Stimmen zugleich, als sie den Schatten zusammenbrechen sahen, „der hat genug — nein — da erhebt er sich wieder —"

„Feuer!" kommandierte Gringo einfallend, „haltet tief — der Nebel täuscht — oder Ihr schießt über ihn hinweg."

Mehrere Schüsse krachten, gefolgt von wilden Flüchen, als man den Schatten mit schwerfälligen Bewegungen aufwärts gleiten und endlich in dem Nebel verschwinden sah.

„Angeschossen ist er!" brüllte Gringo, „weit kommt er nicht mehr! Aber die Strandhexe zerstörte die Fähre! Sucht nach

Treibholz zum Floß. Der Teufel hole die Flut, oder es hätte jemand hinüberwaten können! Den Ballen hat er abgeworfen, und hängen will ich, wenn er nicht seine hundert Pfund Sterling wiegt! Fangen wir auch den Burschen, so ist uns 'ne Prämie gewiß!"

Während solche Worte bald lauter, bald weniger gellend durch den Felsenkessel schallten, lag Joe auf den Knien, mit beiden Händen sich auf das schroff ansteigende Erdreich stützend. Die von Gringo ihm nachgeschickte Kugel war ihm unterhalb der rechten Schulter seitwärts durch die Brust geschlagen und hatte ihn niedergeworfen. Sich wieder emporraffend, vermochte er sich nur noch so weit fortzuschleppen, bis ungefähr zwei Drittel des Abhanges hinter ihm lagen. Wohl hörte und verstand er die Worte seiner Verfolger, wohl begriff er, daß es bis zur Herstellung der Fähre keiner geraumen Zeit bedurfte; indem aber die Schwäche ihn übermannte, gereichte ihm der Gedanke zum Trost, daß ein dem Tode Geweihter keinen Richterspruch mehr zu fürchten habe. Seine Sinne schwanden, sein Augenlicht begann zu erlöschen, als er plötzlich fühlte, wie ein Arm sich um seinen Hals legte und sein Haupt emporrichtete. Aufschauend blickte er in ein Antlitz, dem der Tod ebenfalls sein Zeichen aufgedrückt zu haben schien.

„Joe, treuer Joe," flüsterte Judica, und wilde Verzweiflung glühte aus ihren Augen, während sie mit aller Kraft rang, ihre äußere Ruhe zu bewahren, „hier darfst du nicht bleiben — nein — dem Gringo darfst du nicht in die Hände fallen, und müßte ich dich auf meinen Armen nach dem Strandfelsen hinübertragen und vereinigt mit dir mich ins Meer hinabstürzen. Joe — ich beschwöre dich, Joe — blicke nicht so seltsam — ich bin ja bei dir. Prüfe deine Kräfte und sage, ob du mit meiner Hilfe dich fortzubewegen vermagst."

Da verklärte Joes Antlitz sich zu einem Lächeln des Entzückens, und klares Verständnis leuchtete aus seinen eben noch blöde starrenden Augen.

„Judica," sprach er leise, „nun klage ich nicht mehr, daß die Kugel mich traf. Ich bin verloren — ich fühle es — ein

toter Mann. Was die da unten mit mir beginnen, es kümmert mich nicht. Der Kutter mit allem, was drauf ist, gehört dir — so habe ich es seit langem bestimmt. Doch nun gehe — flieh, bevor die Zollwächter kommen und dich finden — flieh, Judica, und überlaß mich meinem Schicksal — Lebewohl — nur einmal küsse mich, und freudig will ich alles hinnehmen, was über mich verhängt sein mag."

„Ja, ich will dich küssen, Joe," versetzte Judica unter hervorbrechenden Tränen, und sich über ihn hinneigend, preßte sie ihre Lippen auf die seinigen, „nicht um deine Bitte zu erfüllen, küsse ich dich, sondern freiwillig und weil ich dich über alles liebe — und nun, Joe, jetzt, da du weißt, daß ich in Freud und Leid bis in den Tod hinein zu dir gehöre — mein armer Joe, jetzt prüfe deine Kräfte — sind wir erst oben, so wird's uns leichter — bedenke, ich führe dich an einen Ort, wo du allen Verfolgern unerreichbar bist, Joe — höre mich — ohne dich weiche ich nicht von dannen — wie sie unten arbeiten, um den Fluß zu kreuzen — doch das geht nicht so schnell; es bleibt uns immerhin Zeit, zu entrinnen — aber nun ermanne dich, wenn nicht deinetwegen, so doch um meinetwillen — Joe, — die Minuten entfliehen."

Als ob in diesen Worten eine Zauberkraft verborgen gewesen wäre, richtete Joe sich empor. Kaum aber stand er, als die Kräfte ihn wieder zu verlassen drohten. Doch Judica hatte ihren Arm um ihn geschlungen, und sein Haupt auf ihre Schulter lehnend, bat sie ihn im süßesten Schmeichelton, sich schwerer auf sie zu stützen, und daß sie wohl stark genug sei, ihn zu tragen, wenn sie erst die Höhe erreicht haben würden.

Joe war wie berauscht. Er fühlte nicht seine Wunde, hörte nicht die Stimmen der Zollwächter, die in der Tiefe sich gegenseitig anriefen und mühsam nach Treibholz suchten. Nur noch für die Liebesworte hatte er Sinne, die von Judicas Lippen flossen, nur noch den einzigen Willen kannte er, bis zum letzten Atemzuge ihr zur Seite zu bleiben und, wenn das Geschick es so bestimmt haben sollte, in ihren Armen zu sterben, sein Haupt auf ihrer Schulter.

Schwankend, aber sicher gehalten von Judica, deren Kräfte

mit ihrer Todesangst zu wachsen schienen, begann er schwerfällig aufwärts zu steigen. Langsam gelangten sie aufwärts. Mehrfach mußten sie rasten, und oft bedurfte es Judicas äußerster Anstrengung, ihn vor einem Sturz auf dem schroffen Abhange zu bewahren.

Endlich trafen sie oben auf dem Uferrande ein. Ein Weilchen gönnte Judica dem Verwundeten Ruhe, so lange, bis sie ihr Halstuch in zwei Teile gerissen und die eine Hälfte zur Stillung des Blutes auf die Brustwunde, die andere auf seinen Rücken gepreßt hatte. Dann half sie ihm wieder empor und setzte die beschwerliche Wanderung mit ihm fort.

Leichter, als auf dem Abhange, gelangten sie vorwärts, Schritt für Schritt auf dem ebenen Pfade hin, durch den dichten Nebel und überschüttet von den Tropfen, die sie im Vordringen von den in den Weg hineinragenden Zweigen streiften.

Um seinen Oberkörper Judicas starken Arm, sein Haupt auf ihrer Schulter und umweht von dem warmen Atem der Geliebten, bewegte Joe sich wohl zehn Minuten einher, ohne seine Eile zu mäßigen. Dann aber versagten seine Kräfte. Einen wehevollen Blick warf er auf Judicas todbleiche Züge, und schlaff hing er in ihren Armen, die ihn nicht zu Boden sinken lassen wollten.

Verzweiflungsvoll spähte Judica um sich. Kaum zweihundert Schritte waren sie von ihrer Felswarte entfernt; höchstens doppelt so weit befanden die unermüdlichen Verfolger sich hinter ihnen.

„Presse das Tuch auf deine Brust," flüsterte Judica dem halb Ohnmächtigen zu, der mit matten Bewegungen ihren Rat befolgte, „an dem Gezweig dürfen wir keine verräterischen Spuren zurücklassen — so — nur eine Sekunde stehe," und und sich bückend, säuberte sie mit ihrem Kleide seine Stiefel von dem geronnenen Blute," jetzt umschlinge meinen Hals — — Joe, scheue dich nicht, ich bin stark — und nun halte dich fest, wenn du nicht willst, daß ich zu deinen Füßen sterben soll — höre, wie sie nahen — keinen Laut gib von dir — ich rette uns beide" — und ihn mit den Armen umschlingend, hob sie ihn empor und trug ihn eine kurze Strecke weiter, worauf

sie, eine lichtere Stelle benutzend, auf der Strandseite in das Dickicht einbog, dessen Zweige sich alsbald hinter ihr schlossen.

Etwa zehn Schritte weit drang sie mit der ihre Kräfte fast übersteigenden Last vor; dann aber Verrat von dem Rauschen der Zweige befürchtend, ließ sie den Geliebten hinter einem Taxusbäumchen sanft zur Erde gleiten. Sie hatte sich kaum neben Joe hingekauert, als die Stimmen der Zollwächter verständlich ihr Ohr erreichten.

„Hier haben sie wieder gerastet," erklärte Gringo mit teuflischem Hohn, „weit voraus sind sie nicht mehr — das Blut auf dem Stein ist noch nicht geronnen. Verdammt, ein feiner Fang: der Schmuggler Joe samt seiner Strandhexe, denn einem anderen würde sie schwerlich ihren Beistand angeboten haben. Aber vorwärts, Leute, bevor sie in eins der versteckten Strandlöcher schlüpfen," und das polternde Geräusch ihrer Schritte verriet, daß, ohne weiter auf die Spuren zu achten, alle mit erhöhter Eile vorwärts stürmten.

Gleich darauf drangen ihre mäßig lauten Stimmen nur noch gedämpft herüber.

Judica atmete tief auf.

„Wenn sie ihren Irrtum entdecken und zurückkehren, so sind wir verloren," sprach sie mit eigentümlich vergeistigter Ruhe, „wir müssen unser Bestes versuchen. Komm, mein armer Joe," und ihn mit beiden Händen unterhalb der Arme ergreifend, half sie ihm auf die Füße empor, „komm, ich will dich wieder tragen; nur noch fünf Minuten Weges, und bevor sie unsere Spuren auffinden, sind wir geborgen."

Wiederum ihren Arm um den Verwundeten schlingend und ihn halb tragend, beschleunigte sie ihre Schritte, bald über weiches Moos, bald über massives Gestein, aber stets vorsichtig das bereits hoch aufgeschossene Farnkraut meidend, das, unter ihren Füßen knickend, den Verfolgern unfehlbar den Weg gezeigt hätte.

Anstatt aber nach ihrer Warte hinüberzugehen, war Judica schon vorher auf den Strand zu abgebogen, wo Schichten zusammengewehter modernder Blätter und Kiefernadeln, durch winterlichen Schnee fest angepreßt, in weitem Umfange das vegetationslose Gestein bedeckten. Bis an den äußersten Rand

hatte Judica den Verwundeten geschafft und ihm dann so niedergeholfen, daß seine Füße in schwindelnder Höhe über den, wie in einer Unendlichkeit verschwimmenden Abgrund niederhingen.

„Joe," sprach sie eindringlich, „jetzt kommt es darauf an, ob wir gerettet werden oder da unten unser gemeinschaftliches Grab finden. Denn in Gringos Hände sollst du nicht fallen, will ich nicht fallen, und müßte ich es mit meinem Leben bezahlen. Schwindelfrei bist du, besitzest du aber auch noch ein wenig Kraft, um dich, wenn auch nur mit dem linken Arm, zu halten? Ich sage dir vorher, ein grausiger Weg ist's, den wir zurückzulegen haben."

„Ich will es versuchen," antwortete Joe matt.

„Gut, gut, du armer Joe," und Judicas Stimme zitterte vor Schmerz, „versuchen wollen wir es, und schlägt's fehl — nun, Joe, mit dir vereinigt zu sterben erscheint mir nicht furchtbar."

Sie legte sich nieder, und mit den Armen tief über den Rand des Abgrundes langend, zog sie ein etwa sechs Ellen langes, mit Knoten versehenes festes Tau hervor. Nachdem sie es um einen mit dem felsigen Boden verwachsenen Stein geschlungen hatte, ergriff sie beide Enden, und sich neben Joe setzend, glitt sie über den Felsrand etwa vier Fuß tief hinab, wobei sie durch Halten der Tauenden sich vor dem Stürzen bewahrte. Auf einem von oben nicht sichtbaren Vorsprung sicher Fuß fassend, langte sie, die beiden Tauenden in der rechten Hand vereinigend, mit der linken wieder unter die Felsplatte, und es kam eine starke Tauschleife zum Vorschein, die, in dem Felsen selbst befestigt, gerade so weit reichte, daß sie sie über Kopf und Schultern streifen konnte, dadurch einen neuen und sicheren Halt für sich schaffend. Das eben um den Stein geschlungene Tau wurde dadurch überflüssig; sie reichte daher die beiden Enden Joe, der, obwohl seit frühester Jugend gewohnt, in luftigen Höhen zu arbeiten, dennoch die Augen schloß, als er Judica, nur gehalten durch die unterhalb ihrer Arme hindurchlaufende Schlinge und den Vorsprung, auf dem ihre Füße ruhten, über der furchtbaren Tiefe schweben sah.

„Joe, Joe," ermahnte ihn das mutige Mädchen in ihrer Todesangst „nur noch eine Minute zeige dich stark! Bedenke, was auf dem Spiele steht — ich höre Gringo — sie sind auf unsern Spuren — nur eine einzige Minute und wir sind gerettet. Hier, Joe — mein armer Joe — halte mit der linken Hand die beiden Enden, vielleicht geht's auch mit der rechten — so — so, nun warte, bis ich unten angekommen bin und dir zurufe. Dann kehre dich um und laß dich furchtlos nieder. Die Schlinge halte ich offen, daß du hineingleitest — so lernte ich es selbst, als ich noch ein Kind war — deine Füße lenke ich auf festen Boden — Joe, mein armer Joe, fasse Mut; der Nebel verbirgt dir ja die Tiefe, — schaue lieber nicht rückwärts, und nun schnell."

Sie tauchte unter die Deckplatte, unterhalb deren in der Felswand selbst eine fortlaufende, geräumige Spalte mit ebenem Boden sich allmählich dem Strande zusenkte. Ursprünglich von der Natur gebildet, hatte dieser überdeckte und nur auf der einen Seite offene Weg in früheren Zeiten augenscheinlich hin und wieder etwas Nachhilfe erfahren, um die in die Höhle geschmuggelten Waren, selbst wenn die Flußmündung überwacht wurde, landeinwärts schaffen zu können. Doch wer auch immer ihn früher oder jetzt benutzte, er mußte frei von Schwindel sein wie der Turmfalke oder die Mauerschwalbe, um nicht kopfüber in die mit schäumender Brandung und zackigen Klippen ausgefütterte Tiefe hinabzustürzen. Da, wo Judica über den Felsrand hinuntergeglitten war, endigte der geheime Pfad in einer mäßig großen Erweiterung. Eine starke Eisenstange mit daran befestigtem Ringe war im Hintergrunde tief in das Gestein eingekeilt worden. Mit dem Ringe war die aus wohlgeteertem Tauwerk hergestellte Schlinge vereinigt. Sie war genau darauf berechnet, daß der nach oben Steigende, während seine Füße auf dem äußersten Rande des geheimen Pfades ruhten, sich mit dem Rücken in sie festlehnen und in dieser Stellung das lose Knotentau über den Stein auf der Oberfläche des Ufers werfen konnte. Beide Taue aber fanden nach jedesmaligem Gebrauch dicht unterhalb der Deckplatte ihre Stätte, wo sie, von oben wie von unten dem Ver-

trauten gleich bequem erreichbar, von einem in das Gestein getriebenen Haken gehalten und vor der Gefahr, durch die Stürme hinuntergeweht zu werden, gesichert wurden.

An dieser Schlinge hatte Judica sich also in eine Aushöhlung hineingezogen, in der sie eben nur in gebückter Stellung Raum fand. Joes Füße reichten gerade über die untere Fläche der Deckplatte hinaus. Indem er nun, sich umkehrend und die Knotenleine in den krampfhaft geschlossenen Fäusten niederwärts glitt, brauchte Judica nur die Schlinge für ihn offen zu halten. Erlahmten seine Kräfte wirklich und entschlüpfte ihm das Tau, so blieb die Schlinge auf alle Fälle unter seinen Armen haften, infolgedessen er nur so tief sank, daß seine Beine noch auf dem Boden der Spalte ruhten. Doch in diesem letzten entscheidenden Ringen ums Leben versagten ihm die Kräfte nicht. Judica hatte kaum der Schlinge die erforderliche Lage gegeben, als sie auch schon seine Füße in eine sichere Stellung brachte. Einige Sekunden schwebte er über der furchtbaren Tiefe. Dann aber ergriff Judica seine Hände, und ihn nach sich ziehend, gelangte er glücklich in das Versteck hinein, wo er, von Judica vorsichtig unterstützt, sich hart an der Rückwand niederlegte. Judica selber dagegen trat mit Hilfe der Schlinge noch einmal aus der Höhle hinaus, um das noch um den Stein geschlungene Tau nach sich zu ziehen und die etwa auf dem Felsenrande zurückgebliebenen Spuren zu vernichten. Mit unglaublicher Gewandtheit und Sicherheit führte sie diese Bewegung aus.

Gringo und seine Gehilfen hatten in der Tat von dem Pfade aus die Richtung auf den Strand zu eingeschlagen. Anfänglich noch durch einige Spuren geleitet, verloren sie diese doch sehr bald wieder auf dem nebelfeuchten Gestein. Aufmerksam berechnete Judica aus dem herüberdringenden Geräusch deren Nähe. Das Tau hatte sie bereits von dem Stein entfernt, dagegen waren auf der Stelle, auf der Joe hinabglitt, starke Blutspuren zurückgeblieben. Mit dem Ärmel ihres Kleides versuchte Judica sie zu entfernen, allein vergeblich; die Unebenheit des Gesteins hinderte die vollständige Säuberung. Deutlicher ertönte Gringos Stimme, in jedem Augenblick

konnte er aus dem Nebel auftauchen. Judica bebte. Da griff sie zu ihrem langen Haar, das bei der Flucht sich aufgelöst hatte und zu beiden Seiten feucht und schwer über ihre Schultern wallte. Fest drückte sie es auf die verräterischen Stellen, wieder und immer wieder in fieberhafter Hast, bis die letzten Merkmale von den schwammartig zusammengerollten weichen Locken aufgesogen waren und der vom Nebel benetzte Stein überall dieselbe Farbe zeigte Bei ihrer letzten Bewegung entdeckte sie aber auch schon, wie in der verdichteten Atmosphäre der Schatten eines Mannes schärfere Umrisse gewann, und niedertauchend zog sie sich an der straffen Schlinge in das Versteck hinein. Ihr erster Blick traf in Joes weit geöffnete Augen. Aus seinen todbleichen Zügen sprach namenloses Entsetzen, das ihn gepackt hatte, als er Judica in einer Lage sah, in der die kleinste unsichere Bewegung, das Losbröckeln einer Gesteinsprobe, das Gleiten der Eisenstange oder das Reißen des vielleicht verrotteten Taues sie unfehlbar in die nach Hunderten von Fußen zu berechnende nebelerfüllte Tiefe hinabsenden mußte. Als sie aber wohlbehalten neben ihn hinkniete, ihre Hand auf seine Stirn legte, da erschlaffte die Spannung, in der er durch den furchtbaren Anblick so lange erhalten worden war. Tief aufseufzend schloß er die Augen; das Leben schien erloschen zu sein.

Laut auf hätte Judica jammern mögen; allein von oben tönte Gringos Stimme nieder, indem er zu seinem nächsten Nachbarn sprach: „Meine Prämie für den abgejagten Ballen möchte ich drangeben, wenn ich wüßte, wohin sie geflogen sind. Hier herunter gelangt ein menschliches Wesen nur als formlose Fleischmasse. Wir befinden uns oberhalb des Seehundsteins mit dem verrufenen Klippenpark. Haltet die Augen nur offen. Verschwunden können sie nicht sein.

Während Gringo seinen Weg abwärts verfolgte, hatte Judica ihre Hand auf Joes Herz gelegt. Es klopfte matt. Eine Ohnmacht hatte sich seiner bemächtigt. Als er endlich die Augen wieder aufschlug und Judica, seine Atemzüge zählend, neben sich sitzen sah, da lächelte er matt, wie in einem von entzückenden Visionen durchwobenen Traum.

„Judica," flüsterte er kaum vernehmlich, „hier zu sterben wäre kein hartes Los — aber du — du, Judica — noch besitze ich etwas Kraft, nach der kurzen Rast — wie mir scheint — noch mehr; aber wie lange wird sie vorhalten? Ist dir's recht, dann möchten wir versuchen, uns von hier zu entfernen — Unruhe ergreift mich; ich meine in der Luft zu schweben — alles kreist mit mir — ich sehe dich beständig fallen — o, dieser vom Nebel verschleierte Abgrund —"

„Beruhige dich, mein armer Joe," fiel Judica, von neuer Angst ergriffen, dennoch tröstlich ein, „der Blutverlust hat dich ermattet, daher diese häßlichen Bilder — ja, wir wollen hinunter, damit du zur Ruhe gelangst. Unten sind wir sicher — armer Joe, tragen kann ich dich auf diesem Wege nicht, gern wie ich's möchte, aber geleiten will ich dich so sicher — und sieh nur den Nebel, wie freundlich er die Tiefe verbirgt".

„So beeilen wir uns," sprach Joe hastig, „es sind wieder einige gute Minuten über mich gekommen, und wer weiß, wie lange das dauert — und auf dem Wege gibt's gewiß geeignete Stellen, um ein Weilchen zu rasten."

„Gewiß, Joe, gewiß, mein armer Joe," bestätigte Judica, indem sie ihm emporhalf, „sag's nur zur rechten Zeit, wenn die Erschöpfung dich zu übermannen droht, und wenn du meinst, Joe," und in ihrer Herzensangst küßte sie ihn zärtlich, „so wiederhole ich dir gern, daß ich deine Braut bin. Und das gefährliche Gewerbe wirst du aufgeben — glaube mir, Segen ruht nicht darauf — und dann magst du den Tag bestimmen, an dem ich deine Frau werde."

Joe vermochte nicht zu antworten. Aber hätte der Tod bereits seine Hand auf ihn gelegt gehabt, dieser wäre zurückgewichen vor der eisernen Willenskraft, mit der er nunmehr um sein Leben rang.

Abwechselnd in sitzender Stellung gleitend, und wiederum rückwärts auf den Knien gehend, bewegten sie sich auf dem sich stark senkenden Pfade niederwärts; Schritt für Schritt an dem furchtbaren Abgrunde hin über feuchtes, schlüpfriges Gestein. Auf der einen Seite schützte den Todwunden die sich über ihn hinwölbende Felswand, auf der anderen der treue

Arm der Liebe. Tiefer hinab Schritt für Schritt im dichten Nebel. Kein menschliches Auge konnte sie erreichen, kein Verfolger sich an ihre Fersen heften.

Nach Zurücklegung von etwa zweihundert Ellen und nachdem sie einen Höhenunterschied von mindestens hundert Fuß überwunden hatten, erreichte der Pfad sein Ende. Die Felswand war dort tief in das Land hinein geborsten. Schwarz gähnte ihnen die etwa drei Fuß breite und sich in der Tiefe verlierende Spalte entgegen. Feste Leitern waren in ihr angebracht worden, abwechselnd von der einen Seite nach der andern hinüber und weit genug in den Schatten hinein, um von der Seeseite aus selbst mittels eines guten Fernrohrs nicht entdeckt werden zu können. Ein gutes und festes Stückchen Schmuggelarbeit, wohl unterhalten von der alten Mary und Judica.

Nach kurzer Rast ging es weiter hinab auf dem alten Schmugglerwege, jetzt aber in schwarzer Finsternis, dagegen auf verhältnismäßig ebenem Boden. Judica immer einen Schritt voraus und sorglich unterweisend, wo ein Vorsprung erhöhte Vorsicht gebot.

Endlich drang der Duft brennenden Holzes ihnen entgegen, und bald darauf bezeichnete matte Helligkeit das Ende des Weges.

„Nur noch einige Minuten halte dich aufrecht," bat Judica, sobald sie die singende Stimme der alten Mary unterschied, „nur noch einige Minuten, und du befindest dich in der Gesellschaft der guten Menschen, die du beim Seehundstein absetztest."

Zwanzigstes Kapitel.

Die jungen Reiher.

„Ich spinne Garn zum Totenkleid,
Zwölf Ellen lang, zwölf Ellen breit,
Ich spinne Garn, ich spinne" —

sang die Greisin, während Hilgers Blicke mit einem Gemisch von Scheu und Teilnahme an den gerunzelten Zügen hingen,

Ojo Azul dagegen dadurch, daß sie Hilger fest anschaute, sich ihres Grauens zu erwehren suchte.

Plötzlich legte sie ihre Hand auf seinen Arm, und auf die neben dem Feuerherd, dicht unterhalb der Tropfsteindecke mündende Spalte weisend, flüsterte sie geheimnisvoll: „Man kommt."

Hilger blickte empor, aber ein Weilchen dauerte es, bevor er unterschied, was Ojo Azul mit ihrem scharfen Gehör längst vernommen hatte.

„Hör wie das Meer mich ruft"

sang die Greisin, als aus der Spalte eine kurze Leiter in den Höhlenraum hinabpolterte und zugleich Judicas Stimme ertönte.

„Kap'tän Mary, erschreckt nicht," sprach sie vergeblich sich bemühend, die eigene Unruhe zu verbergen „den Schmuggler Joe bringe ich — er ist bis auf den Tod verwundet — mit genauer Not entkam er den Zollwächtern.

Kap'tän Mary, bei der Erinnerung an den toten Heron beschwöre ich Euch! Bei der Erinnerung an die jungen Reiher, die Ihr erwartet und denen ein freundliches Geschick eine baldige Heimkehr gönnen möge — Kap'tän Mary! Nehmt ihn auf, bevor es zu spät wird!"

Durch den Körper der alten Frau lief heftiges Zittern. Sie neigte das Haupt und sprach kaum verständlich: „So bringe ihn herein und bette ihn sanft. Um der Erinnerung willen, die du anrufst, soll er mir willkommen sein. Ich will ihn hegen und pflegen, wie ich's den jungen Reihern gönne, wenn der Tod sie selber hinterlistig streifen sollte."

Sie erhob sich, um die Leiter zu halten, aber Hilger war ihr zuvorgekommen. Mit beiden Händen sicherte er die Leiter gegen das Ausgleiten, während die alte Mary die Robbe beruhigte, die beim ersten Tone von Judicas Stimme unruhig geworden, dann aber in ein wildes Geheul ausgebrochen war.

Judica hatte sich hinter Joe begeben, der, in der Spaltmündung sitzend, kaum noch fähig war, sich zu rühren. Behutsam half sie ihm nach der obersten Sprosse hinauf, und von ihr gehalten glitt er langsam die Leiter hinunter. Todesmattig-

keit hatte ihn nach den jüngsten furchtbaren Anstrengungen befallen. Doch indem Hilger und Ojo Azul Judica zu Hilfe kamen, gelang es ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen, den Verwundeten ganz von der Leiter herunterzuheben, worauf sie ihn nach Judicas Lager hintrugen und sanft darauf niederlegten.

„Mein Gott, mein Gott," verlieh Hilger zuerst seinem tiefen Mitgefühl Ausdruck, „wie müssen wir ihn wiedersehen, ihn, der vor Stunden noch das Bild fröhlichen Jugendmutes war?"

„Könnte ihm mit Worten geholfen werden, so möchte er bald genug wieder auf die Füße kommen," versetzte die Greisin rauh, die Blicke ernst auf das blutleere Antlitz Joes gerichtet, der nunmehr wie leblos dalag und mit seinen matten Augen nach Judica suchte, „bei der Erinnerung an die Reiher bin ich zu seiner Rettung aufgefordert worden, und ich will ihn retten, wenn es noch in der Macht eines Sterblichen liegt. Eine böse, böse Stelle," lispelte sie, indem sie die von Blut befeuchtete Jacke des jungen Seemannes betastete, „durch die Brust geschossen und dennoch die Felswand heruntergekommen — wer für den Tod bestimmt ist — nimmermehr führt der's aus. Aber sehen muß ich die Wunde," und sie trat einen Schritt zurück, Hilger und den beiden Mädchen Raum gebend, die eifrig begannen, den halb Bewußtlosen der blutgetränkten Kleider zu entledigen.

„Auf die linke Seite legt ihn," riet sie besonnen, sobald die rechte Schulter entblößt war, und kniete neben dem Bett nieder, „so ist's gut — Judica, Wasser, Seewasser und einen Schwamm; dann bringe Wein, von meines eigenen Billys Wein — wie alles starrt von Blut" — schärfer betrachtete sie das bleiche Antlitz des jungen Mannes, der fragend zu ihr aufschaute. Dann forderte sie Hilger auf, ihr gegenüber niederzuknien und ihr seinen Beistand zu leihen. Sie war wie umgewandelt. Nicht mehr eine, seltsamen Träumereien sich widerstandslos hingebende Einsiedlerin, sondern eine zähe, wohlüberlegende Frau, der man noch heute ansah, daß sie einst das Steuer geführt und mit kühner Entschlossenheit den wütendsten

Stürmen Trotz geboten hatte. Ohne zu zaudern nahm sie den Schwamm aus Judicas Händen, die ihr zugleich das Becken mit dem Wasser hielt. Dann begann sie die wunde Brust und Schulter zu waschen in einer Weise, die bekundete, daß sie nicht zum erstenmal in ihrem Leben sich einer solchen Arbeit unterzog.

Plötzlich richtete sie ihren Oberkörper empor und lehnte sich schwer an Judica.

„Ich werde alt — sehr alt," flüsterte sie, wie nach Atem ringend, „die Reiher, die Reiher! Wohin ich sehe, treten mir Reiher entgegen; unter meinen Händen verwandelt vergossenes Blut sich in den Vogel."

„Kap'tän Mary," bediente Judica in ihrer Todesangst sich wiederum des Namens, der bisher noch nie seinen mildernden Einfluß auf die Greisin verfehlte, „'s ist das Mitleid, was Euren Blick trübt — Kap'tän Mary, verlaßt ihn nicht, Ihr seht, wie er leidet. Helft ihm; Eure Hand ist so leicht, Eure Kräuter sind heilsam —"

„Die Reiher, die Reiher," wiederholte die Greisin flüsternd, ohne ihre Stellung zu verändern, „sie kommen — wohin ich blicke, überall tauchen Reiher auf."

Willenlos duldete sie, daß Hilger den Schwamm nahm. Ein Blick auf die Wunde hatte den erfahrenen Reisenden belehrt, daß weder Zeit noch Vorsicht versäumt werden dürfe, wenn Joe überhaupt noch gerettet werden sollte. Das Verbandzeug, das er gewohnheitsmäßig bei sich trug, hatte er geöffnet auf den Tisch gelegt, und in der Besorgnis, daß die alte Frau wieder ihren schwer zu lösenden Träumereien anheimgefallen sei, beeilte er sich, die von ihr unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Ojo Azul, seine Absicht erratend, hatte sich neben Judica niedergelassen, um bei dem Verbinden der Wunde Hand mit anzulegen.

Aber auch Hilger, nachdem er kaum Joes Schulter mit dem Schwamm berührt hatte, fuhr erschrocken zurück, dabei in Ojo Azuls Augen spähend, die mit der einen Hand das Wasserbecken stützte, das der in ihrem Schmerz fast vergehenden Judica zu entfallen drohte.

Judica selber dagegen trat mit Hilfe der Schlinge noch einmal aus der Höhle hinaus, um das noch um den Stein geschlungene Tau nach sich zu ziehen und die etwa auf dem Felsenrande zurückgebliebenen Spuren zu vernichten. (S. 226.)

„Garza," flüsterte sie über den Verwundeten hin mit dem Ausdruck des Erstaunens, jedoch sich wunderbar beherrschend, Hilger zu.

Hilger nickte bestätigend und fuhr mit seiner Arbeit fort. Er fürchtete, durch die Offenbarung seiner Entdeckung die Greisin in einer Weise aufzuregen, daß die Pflege des jungen Seemannes dadurch erschwert wurde.

Da ließ diese die Hände sinken, und Hilger fest anschauend, fragte sie ruhig: „Ihr, der Ihr durch ein unverfälschtes Wahrzeichen Euch bei mir einführtet, sagt mir, ob meine alten Augen erblindeten; sagt mir, was Ihr auf der Schulter des jungen Mannes seht. Sagt es mir, ohne zu fürchten, daß die Freude mich tötet, der Schmerz mich um den Verstand bringt."

„Das Zeichen des Reihers," antwortete Hilger nunmehr fest, „das Bild des Vogels, der die beiden Ringe schmückt."

Die Greisin zitterte.

„So sind meine Augen noch nicht erblindet," flüsterte sie wieder vor sich hin. Dann betrachtete sie den Verwundeten mit einem rührenden Ausdruck von Milde.

„Junger Mann," hob sie sanft an, „fühlt Ihr Euch kräftig genug, mir auf eine einzige Frage Antwort zu erteilen?"

Joe gab ein zustimmendes Zeichen.

„Wohlan denn," fuhr sie fort, „auf Eurer Schulter tragt Ihr das Bild des Reihers; wer war es, der es in Eure Haut einätzte?"

„Mein verstorbener Vater," antwortete Joe schwach, „wie sein Vater ihm, so gab er mir's als Erbstück mit ins Leben."

Schwere Tränen rollten über der alten Mary Wangen.

„Sein verstorbener Vater," sprach sie erschüttert. Dann kehrte ihre Fassung zurück.

„Ich will nicht weiter fragen, ein lustiges Heer von Reihern erwartete ich, und nur ein todwunder Heron findet den Weg nach dem elterlichen Horst —"

„Heron — ja, das ist mein Name," bemerkte Joe einfallend, „fern von hier bin ich geboren — mein Vater war Seemann —"

„Still, still, ich weiß genug," schnitt Mary Heron seine

Worte ab, dann nahm sie seine Hand zwischen ihre dürren Finger. „Schone deine Kräfte," riet sie unendlich milde, „du bist der Sohn meines eigenen Joe —"

„Ja, — ja, so nannte ihn meine Mutter" — versetzte Joe lebhafter, als die Greisin wieder einfiel: „Still, Joe, bedenke deinen Zustand. Fern seiner Mutter starb mein Zweiter, mein eigener Joe. Du aber sein Sohn, du mit deinen Wunden und in deiner Verlassenheit, du sei mir willkommen viel tausendmal. Denn zu mir gehörst du, zu der alten Witwe Heron, zu der Strandhexe, zu dem kühnen Schmugglerweibe. Ich will dich pflegen Tag und Nacht, daß du kräftig werdest und munter. Dann aber wollen wir die Welt durchwandern, du, Judica und ich — sehe ich doch, wie die Sachen stehen — und wo nur immer eine leise Andeutung unsere Richtung bestimmt, da folgen wir ihr. Denn noch mehr Reiher müssen in der Welt umherschwärmen, und wer weiß, wie oft sie vor meiner Tür vorübergezogen sind, ohne es zu ahnen. Ja, so soll es geschehen, Joe," des todesmatten jungen Mannes Hand fortgesetzt haltend.

Eine Stunde war verstrichen, da lag Joe in tiefem Schlaf. Heftiges Fieber rötete sein Antlitz. Aber seine Wunde hatte einen kunstgerechten Verband erhalten, und über ihn wachte mit ungeschwächter Aufmerksamkeit das Auge der Liebe.

Judica saß ihm zur Seite. In ihrer Angst um den Geliebten waren die wunderbaren Enthüllungen spurlos an ihr vorübergegangen. Die besorgten Blicke auf ihn gesenkt, schien sie seine Atemzüge zu zählen.

Hilger und Ojo Azul hatten sich ins Freie begeben. Sie saßen auf den Geröllblöcken dicht vor dem Ausgange der Höhle, die alte Mary ihnen zur Seite. Sinnend schauten sie auf die spielenden Wellen, die in geringer Entfernung wie Wallfischrücken im Nebel auftauchten, geräuschlos heranschlichen und in mäßig starkem Anprall ein eintöniges, einschläferndes Brausen erzeugten.

„Ist es kein unfreundlicher Gedanke für Euch, vielleicht Wochen in dieser Abgeschiedenheit zubringen zu müssen?" fragte die Greisin nach einer langen Pause schwermütigen

Grübelns, „denn so lange und länger mag es dauern, bevor die Leute an Bord des Spürers wagen dürfen, sich mit uns in Verbindung zu setzen."

„Kein unfreundlicher Gedanke," antwortete Hilger, „ich habe nach langem vergeblichen Forschen endlich die Spuren nach einem Ziele entdeckt, das zu erreichen oft — oh — fast ein halbes Menschenalter hindurch mir als ein kindischer Traum erschien. Jetzt werde ich alles aufbieten, um dieses Ziel doch zu erreichen."

„Eure Worte klingen geheimnisvoll," versetzte die Greisin eintönig, „geheimnisvoll, wie das Branden der Wogen hier vor uns. Auch sie erzählen; sie erzählen von einem Schoner, der da drüben auf einem Muschelbett im Schatten wunderbarer Korallenhaine lagert; von dem verwegenen Manne mit den stolzen, aber gebrochenen Augen, wie er noch immer das Steuerrad mit eisernen Fäusten hält. Ach, es muß schön sein dort auf dem Meeresgrunde; in meiner Koje auf dem Schoner möcht' ich liegen, still und geduldig harrend, durch Bill Herons Stimme geweckt zu werden, wenn er, das Sprachrohr an den Lippen, um die Mitternachtsstunde das gute Fahrzeug hinaufkommandiert und vor der pfeifenden Boe über die schaumgekrönte See hinjagt! O, wie alles wieder so lebhaft mir vor die Seele tritt! Der junge Mann da drinnen hat's mir angetan. Er ist Fleisch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut, ein echter Reiher. Möge ein gutes Glück ihm günstig sein, daß seine Wunde heile, er noch einmal vor mir stehe, wie die jungen Reiher wiederzusehen ich hoffe. So erklären sich meine Angst und meine Sorgen. Ihr dagegen, was ist Euer Ziel, daß Ihr Not und Mühsal nicht scheut, um von mir zu hören aus alten Zeiten?"

„Wenn Ihr dem Rauschen des Meeres gern Euer Ohr leiht," ging Hilger vorsichtig auf der Greisin Ideen ein, „erzählt's Euch nicht, daß der, den Ihr noch heute aufrichtig betrauert, Euer eigener Gatte, einen Vater gehabt haben müsse?"

„Wohl höre ich dergleichen aus dem Rauschen," fuhr Mary Heron fort, „allein es erzählt mir nur von einem toten Manne, der den Ring an seinem Finger trug, von einem namenlosen

Kinde — doch was tut der Name? Ich hätte meinen Billy Heron nicht mehr lieben können, und wäre er mit einer Kaiserkrone auf seinem guten Haupte auf den Strand geworfen worden."

„Aber wie, wenn ich — oder vielmehr meine Vorfahren mit jenem Heron, mit dem jungen Manne in der Höhle aus einem und demselben Hause stammten?" fragte Hilger dringender; „wenn es meine Aufgabe wäre, das Schicksal dieser Familie auszukundschaften, die vor hundert Jahren der Heimat auf dem alten Kontinent entsagte und bis auf ein letztes Mitglied von den Meereswogen verschlungen sein soll?"

Die Greisin betrachtete Hilger argwöhnisch. Zweifelnd fragte sie darauf. „Was frommte es Euch, wäre der gerettete Knabe wirklich ein Mitglied jener Familie gewesen? Ihr seid ein vornehmer Herr, er nur ein Schmuggler. Ihr wollt mit ihm verwandt sein, der vornehme Herr mit dem Schmuggler, dessen Ihr Euch doch schämen müßt?"

„Schämen nimmermehr," beteuerte Hilger, der von der plötzlichen Sinnesänderung der alten Frau für seine Pläne fürchtete, „aber seinen wahren Namen möchte ich ihm unter Eurem Beistande überbringen, einen Namen von gutem Klange, der ihn zu Ansprüchen wertvoller Art berechtigt.

Und mehr noch habe ich Euch zu sagen: Wie Euer Joe, mögen noch andere junge Reiher in der Welt umherirren," liebreich, streifte sein Blick dabei Ojo Azuls holdes, mit kindlicher Befangenheit geschmücktes Antlitz, „warum sollen sie vergeblich umherirren, ähnlich jenen Vögeln, die den heimatlichen Horst vergessen, sobald der erste Flug sie von dannen führte? Von unserer Seite muß etwas geschehen — nicht absichtslos sage ich *unserer* — ihnen das Auffinden des heimatlichen Bodens zu erleichtern. Erinnert Euch Eures jüngsten Sohnes, desjenigen, der seit frühster Jugend dem Jagdleben zugetan gewesen war. Wie den Seemann hinaus auf den Ozean, so führte jenen eine unüberwindliche Neigung dahin, wo Wild im Überfluß ihm stets reiche Beute versprach, wo er im feindlichen Zusammenstoß mit den Eingeborenen seinen Mut erprobte, von andern wieder ihrer milden Sitten

und Gewohnheiten wegen freundlich angezogen wurde, so daß er, der Heimatlose, sich mit ihnen befreundete, in ihrer Mitte sich häuslich niederließ und segensreich unter ihnen wirkte."

Bei diesen Worten richtete Mary Heron sich hastig empor. Ihre tiefliegenden Augen fest auf Hilger gerichtet, sprach sie mit feierlichem Ausdruck: „Ihr habt ihn gekannt, meinen Jüngsten, meinen Robin, mein Goldkind, und auch er ist tot; vergeblich harre ich auf die Heimkehr des munterſten aller Reiher. Mann, eine harte Entscheidung ist's, die ich von Euch höre — aber sprecht — sprecht — hatte er kein versöhnliches Wort für seine Mutter?"

„Mehr als das," antwortete Hilger tiefbewegt, „er hatte ein Kleinod für sie —"

„Den Ring, den Ring," fiel die Greisin leidenschaftlich ein, „ihm gab ich den Ring, und 'ne Streitfrage war's zwischen Billy Heron und mir; aber der Jüngste war mein Liebling, und er hielt nicht der Mühe wert, nach seiner alten Mutter sich umzuschauen."

„Wo er weilte und den größten Teil seines Lebens verbrachte," hob Hilger wieder vermittelnd an, „da fehlt oft Jahre lang die Gelegenheit zum Verkehr mit der übrigen Welt. Und wo sollte er die längst für tot gehaltene Mutter suchen? Ob ich ihn sah? Nein, ich sah ihn nicht; aber laut seiner mit letzter schwindender Kraft niedergeschriebenen Anordnungen bin ich sein Testamentsvollstrecker geworden. Den Ring nahm ich in Empfang, aber Besseres noch fand ich —"

Er zögerte; die Greisin hatte sich erhoben, und vor die schüchtern zu ihr aufschauende Ojo Azul hintretend, betrachtete sie sie mit starren Blicken.

Allmählich wurden ihre Züge weicher, und milder der Ausdruck ihrer Augen.

„Besseres, als den Ring, ein kostbareres Kleinod, als ein goldenes," lispelte sie träumerisch, „du liebes, schönes Kind, kein Gold kommt deinem Antlitz gleich, kein Edelstein ersetzt den Glanz deiner Augen. Fürchtest du dich vor der alten Schmugglermary, deren Rücken neunzig Jahre nicht zu beugen vermochten?"

Ojo Azul war nur fähig, ihr Haupt verneinend zu wiegen.

Da legte die Greisin die Hand auf ihre Schulter.

„Zum erstenmal sah ich dich heute," sprach sie mit bebenden Lippen, „nicht einmal deinen Namen kenne ich. Aber mein hohes Alter und der Gram meines Lebens geben mir ein Recht, mehr zu fragen, als manchem anderen gestattet sein dürfte. Sage, Kind," und dringender, aber leiser wurde ihre Stimme, „der da drinnen mit geöffneter Brust zwischen Leben und Sterben schwankt — du sahst das Zeichen auf seinem Arm — er ist ein junger Heron — und du — du, nein, ich mag mich täuschen —"

Mit einem süßen Lächeln und frei von jeder Befangenheit streifte Ojo Azul den Ärmel ihres Kleides so weit zurück, bis das Bild des blautätowierten Reihers sichtbar wurde.

„Mein Vater ätzte es ein," sprach sie mit einem gewissen Stolz, „er ätzte es ein und sprach Worte zu mir, wie ich sie verstand —"

„Was sagte er, mein Rob, mein Goldkind?" unterbrach die Greisin sie angstvoll und schmeichelnd glitten ihre Finger über den atlasweichen, zart gebräunten Arm und das Mal, „was sagte er — an seinen Worten werde ich meinen Rob, meinen Jüngsten, meinen wilden, ungestümen und doch so sanften Robin erkennen."

Ojo Azuls blaue Augen glühten in enthusiastischem Feuer.

„Er sprach von einem Erbteil," hob sie an, „von einem heiligen Erbteil, auf ihn selbst übertragen von seinem eigenen Vater, um es fortzupflanzen bis in die Ewigkeit. Er erzählte von Reihern, die sich gegenseitig erkennen an ihren unveränderlichen Federschmuck; daß er selbst zu den langhalsigen Vögeln gehöre und alle in der Welt zerstreuten Kinder desselben Stammes ein Mittel besitzen müßten, sich miteinander zu vereinigen."

Da faltete die Schmugglermary ihre Hände, und die Blicke fest auf Ojo Azul gerichtet, flüsterte sie tief ergriffen:

„So kann nur mein Jüngster gesprochen haben," es sind die Worte seines eigenen Vaters — oh, mein Goldkind, mein blondlockiger Robin!"

„Ojo Azul heiße ich," sprach diese weiter, „Heron nannten sie meinen Vater, auch Garza nach dem langhalsigen Vogel."

Da erweiterten sich die Augen der alten Frau, und heiße Tränen rannen über die harten, eingefallenen Wangen.

„Ob Heron oder Garza, ob Ojo Azul oder Mary," seufzte sie aus übervollem Herzen, „die Tochter meines Rob bist du, meines gestorbenen Robin, meines Lieblings, und so viel Liebe, wie das arme junge Blut auf seinem Schmerzenslager in der Höhle in meinem Herzen wachrief, ist auch für dich noch vorhanden! Von allen meinen Reihern, deren Heimkehr ich erträumte, ist nur einer gekommen mit geöffneter Brust, und ein schwaches Kind, ein Mädchen. Aber was ich von dem armen Joe sagte, das gilt auch von dir: mein Kind bist du, mein liebes, herziges Kind, und gern will ich jetzt meine Augen auf ewig schließen."

Sie sank neben Ojo Azul auf den Stein, und ihren Arm um deren Haupt schlingend, zog sie die willig folgende an sich, und bedeckte mit heißen Küssen ihre blauen Augen und ihr blondes Haar. Immer wieder in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, vermochte sie nur hin und wieder den Namen des sich zärtlich an sie schmiegenden jungen Wesens auszusprechen. — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Seehundstein.

Wochen gingen dahin, und mit diesen mancher Tag, an dem die Bewohner der Schmugglerhöhle für das Leben Joe Herons zitterten. Die Mannschaft des Spürers hatte im Dorfe Nachforschungen nach ihrem jungen Schiffsmaster angestellt und in Erfahrung gebracht, daß er, von den Zollwächtern verwundet und hart verfolgt, samt der Strandhexe verschwunden sei. Aber die Männer wußten damit auch, wo sie Joe zu suchen hatten.

In einer ruhigen Nacht geschah es, daß sie in ihrem Boot sich der verrufenen Stelle näherten und, von Judica in ihren Bewegungen gelenkt, bald darauf von allen Bewohnern des schwer zugänglichen Verstecks willkommen geheißen wurden. Von diesem Zeitpunkte an vermittelten sie zwischen jenen und der Außenwelt, je nachdem der seine Tätigkeit nur auf harmlose Küstenfahrten beschränkende Spürer in der Nachbarschaft unangefochten kreuzte. Lebensmittel wurden herbeigeschafft, ebenso das Gepäck von Hilger und Ojo Azul.

Eine liebliche, sommerliche Mondscheinnacht war es, als die Bewohner der Höhle sich auf den Seehundstein begaben, um sich dort der frischen Luft zu erfreuen, die am Tage zu genießen sie noch immer die Vorsicht hinderte. Auch Joe befand sich draußen. Der alten Mary Armstuhl war auf den Stein gebracht worden. Auf ihm sitzend, ringsum gestützt durch zusammengerollte Decken, atmete er mit Wollust die erquickende Luft ein. Neben ihm, auf Geröllblöcken saßen Judica und Ojo Azul.

Hilger und die alte Mary Heron hatten sich von ihnen abgesondert. Sie saßen auf einem Abhange des Felsens, wo die Schwellungen des Meeres bis in die Nähe ihrer Füße hinaufspielten.

„So sagt mir denn den eigentlichen Namen meines stolzen Billy Heron," sprach die Greisin, indem ihre Blicke nach der Richtung hinüberschweiften, wo auf tiefem Meeresgrunde ihr Gatte schlummerte; „ich will ihn hören, bevor ich meine letzte endgültige Entscheidung treffe. Bringt's den Kindern Segen — wohlan, so mag's drum sein, obwohl für mich — ach, es ist keine leichte Aufgabe, einen Namen abzustreifen, den man mit Ehren seine siebzig Jahre und länger führte."

„Nicht ablegen sollt Ihr ihn," versetzte Hilger freundlich, „aber ihn vervollständigen durch das, was in den Bildern auf den Ringen und auf den Armen der jungen Leute ausgeprägt ist. Der Reiher hält einen Stein, und von Reiherstein ist der Name des Geschlechtes, dem jener aus dem Schiffbruch gerettete Knabe entsproßte."

„Von Reiherstein," wiederholte die Greisin, „ein schöner Name, und verstehe ich recht, der Name eines edlen Geschlechtes".

„Eines edlen, aber ausgestorbenen Geschlechtes, wenn Ihr Euch weigert, Eure Ansprüche geltend zu machen. Denn von Euch allein hängt es ab — und das Geschick scheint Euch eigens zu solchem Zweck ein so hohes Alter beschieden zu haben —, ob der Namen von neuem auflebt und aufs neue zur Blüte gelangt."

„Welchen Segen hätte das für die Kinder," fragte die Greisin träumerisch, „welchen Vorteil, wenn sie als die Erben des von Euch ausgesprochenen Namens anerkannt würden?"

„Haltet Ihr für unmöglich, daß, während jener Reiherstein seinen Tod in den Wellen fand, sein Vermögen gerettet wurde?"

„Nach hundert Jahren?" fragte die Greisin ungläubig.

„Wohl erkenne ich die Unwahrscheinlichkeit an," gab Hilger zu, „aber erwägt: wer hätte je geahnt, daß die weit schwierigere Aufgabe, die unter veränderten Namen in der Welt zerstreuten Nachkommen des letzten Reiherstein nach hundert Jahren aufzusuchen, von Erfolg gekrönt werden könne? Und wer bürgt dafür, daß bei unseren weiteren Nachforschungen wir nicht Fäden in die Hand erhalten, die uns vor die Tür Eures Erstgeborenen führen? Die Geschichte der beiden Jüngeren kennen wir. Von ihnen blieben der junge kühne Seemann, Ojo Azul und jener stille Jüngling, dem die Sehnsucht nach seiner Felsenheimat zurücktrieb —"

„Bedauernswertes Kind," seufzte die alte Frau, „schwerlich wird es uns gelingen, es seinen Bergen zu entführen. O, ich kenne das," und ihre Blicke schweiften über das mild erglänzende Meer nach der Klippenkette hinüber und wieder zurück zu den sich hinter ihr auftürmenden gigantischen Felsmassen, „die rauheste, unwirtlichste Stätte wird uns so lieb, daß die Trennung von ihr zur Lebensfrage werden kann — was hat das Tier?" fragte sie plötzlich abspringend, als die Robbe neben ihr aus dem Wasser kletterte und knurrend und schnaubend ihren Weg quer über den Seehundstein hinübernahm, „das Mondlicht stimmt es heiter, und dennoch — 's ist sonst nicht seine Art —"

Wiederum das wütende Knurren, mit einer blitzschnellen Bewegung schwang die Robbe auf der gegenüberliegenden Seite sich von dem Felsen, und fast gleichzeitig schlossen die Wogen sich über ihr.

„Vielleicht ein Stammesgenosse," bemerkte die Greisin träumerisch; „es wäre eine Seltenheit. Der Nix hat im Laufe der Jahre sich so vollständig an uns gewöhnt, daß er nach seinen Verwandten nicht mehr fragt. In früheren Jahren beobachtete ich oft ein Dutzend der unbeholfenen Gesellen, wie sie sich auf diesem Stein hier sonnten. Ein junges war einst zurückgeblieben. Ich erbarmte mich seiner, und dieses Tierchen ist allmählich mein riesenhafter Nix geworden. Kein Kind verursachte mehr Mühe und Not, als mich das anhängliche Tier kostete."

Sie blickte in den Mond und rieb sich die Stirn, wie unzufrieden, von dem bisherigen Gespräch abgeschweift zu sein, dann fuhr sie fort: „Was von den beiden Jüngeren blieb, wir wissen es. Arme Burschen! Leben sie nicht mehr, so muß mein Ältester, mein William, längst hinüber sein. Zweiundsiebzig Jahre würde er heute zählen und darüber, ein Alter, das nur wenig Menschen beschieden ist. Mag die Erde ihm leicht sein, ihm, der mich zuerst anlachte, zum erstenmal durch den Mutterruf das Blut mir flüchtig durch die Adern tanzen ließ. Glückliche, glückliche Tage!"

„Läge nicht ein Trost darin, wenigstens über sein Ende Aufschluß zu erhalten?" spann Hilger das Gespräch bedachtsam weiter.

„Vergeblich, vergeblich," antwortete Mary Heron schwermütig, „aber handelt, wie Ihr's für gut befindet; habt Ihr selber doch Eure Anrechte an die Reiherbrut."

„An die Toten, wie an die noch Lebenden," bestätigte Hilger, „und nie empfand ich dies ernster, als jetzt, da ich nach den ersten glücklichen Erfolgen nach Beweisen für meine Überzeugung forsche."

„Wie wären solche zu führen?"

„Indem Ihr als die Gattin des einzigen überlebenden Reiherstein anerkannt werdet."

„Galten die Reihersteins als ein stolzes, mutiges Geschlecht, so war mein Billy ein echter Reiherstein," versetzte Mary Heron mit einem gewissen Selbstbewußtsein, „und der Knabe, den der alte Matrose rettete, der Sohn jenes Toten, dem er den Ring vom Finger zog? Oh, der Ready war eine biedere See-

mannsnatur; je länger er den Knaben um sich sah, desto lieber gewann er ihn, um so erfinderischer wurde er, seine Persönlichkeit festzustellen. Denn bei dem Tätowieren blieb's nicht. Zu irgendeiner Behörde begab er sich, und die Hand auf die Bibel gelegt, beschwor er seine Aussagen. Denn manches liebe Mal hatte er den Knaben beobachtet, wenn sein Vater ihn auf den Knieen schaukelte und ihn seinen Sonny nannte, sonst aber in der ihm fremden deutschen Sprache zu ihm redete. Und wenn alles täuscht, etwas kann nicht täuschen: der Blick der Mutter, wenn sie ihren Liebling von des Gatten Arm entgegennimmt, und darauf fußte der alte Ready. Mochte er keinen Namen kennen — was kümmert der arbeitende Matrose sich viel um die Namen von Reisenden? — er wußte wohl, was er tat, als er die nächste Verwandtschaft des Knaben mit dem totem Manne, dem ursprünglichen Träger des Ringes, beschwor."

„Seid Ihr im Besitze dieser eidlichen Bestätigung?"

„Nein," lautete die eintönige Antwort, „der alte Ready hatte wohl eine Abschrift anfertigen lassen, allein die ist mit dem Schoner hinuntergegangen auf den Meeresboden."

„Aber das Dokument, von dem die Abschrift genommen wurde?" forschte Hilger ängstlich.

„In ein Buch war's eingetragen worden, ich glaube, in der meinem Geburtsorte nächsten Stadt. Mehr weiß ich nicht, hatte auch keinen Grund, mich weiter darum zu kümmern. Achtzig, neunzig Jahre sind eine Zeit, lang genug, das beste Papier in Staub zu verwandeln —"

Das Gespräch wurde wiederum durch die Robbe unterbrochen, die mit den Zeichen heftigen Unwillens in ihrer Nähe nach dem Stein hinaufkroch, einige wilde Töne ausstieß und mit aller ihr zu Gebote stehenden Eile und fortwährend grimmig blasend, nach den schroffsten Absturz des Felsens sich hinüberschleppte. Ein dumpfes, unheimliches Brüllen sandte sie über den klippenreichen Strand hin und gleich darauf schloß das Wasser sich brausend über dem unförmlichen Körper.

„Ungewöhnliches ist im Winde," brach Mary Heron nach einer längeren Pause das Schweigen. „Seehunde sind's nicht," fügte sie hinzu, „die hätten längst das Weite gesucht — nein,

nein — auch die Otter reizt den Burschen nicht — sie ist ihm zu unbedeutend."

Auch Hilger kehrte nunmehr seine Aufmerksamkeit dem seltsamen Treiben der Robbe und dem sich nordwärts ausdehnenden Gestade zu. Die Felswand selbst war dunkel; der Mond stand ihr im Rücken, so daß ihr Schatten die Brandung bedeckte. Etwas weiter hinaus spielten dagegen die bleichen Strahlen mit silberdurchwirkten Wogen und düsteren Klippen. Hier drängten die Fluten sich an dem Gestein empor, wie um es zu sich herabzuziehen, dort ließen sie im Sinken auf kurze Zeit die unter dem Wasserspiegel verborgenen Zacken und Blöcke auftauchen. Ein wunderbares Spiel! Die Küste schien belebt zu sein vom ganzen Gefolge des den Dreizack führenden Meergottes. Regungsloses Gestein verwandelt sich vor den spähenden Augen in märchenhaft bespannte Wagen und schwarzrückige Delphine; zu blendend weißen Leibern fischschwänziger Nixen und Tritonen gestalteten sich die beweglichen Schaumstreifen. Plaudern, Murmeln und Erzählen überall, bald in kosendem Tone, bald unwirsch grollend und hadernd. Der Dreizack ruhte. Heimlich küßten die verliebten Mondesstrahlen das Meer wie die starren Riesenleiber. Wie ein Stoß ins Muschelhorn dröhnte zuweilen der Drohruf der unruhigen Robbe in die liebliche Nacht hinaus. Plaudern, Murmeln und Erzählen überall. Auch Joe erzählte. Er erzählte von seinem Vater, dessen er sich entsann, als eines ruhig, bedachtsam redenden und handelnden Mannes; aus dem wetterzerrissenen Gesicht leuchteten ein Paar blaue Augen, die Joe schon in seiner Kindheit mit einem Fetzen blauen Himmels zwischen schweren Wettergewölk verglich. Früher ein verwegener Seemann, hatte der alte Heron den Posten eines Leuchtturmwärters annehmen müssen, nachdem ihm eine fallende Spiere den rechten Fuß zerschmetterte. Als Leuchtturmwärter hatte er denn auch geheiratet: eine Holländerin, ein sanftes stilles Wesen. Doch sie starb früh, zu früh für Joe, der jetzt gänzlich dem Einfluß des noch immer abenteuerlustigen Vaters unterworfen, bald, wie dieser in seiner Jugend, einem zügellosen Leben zudrängte. Von einer Reise als Matrose am Bord eines Kauffahrers heimkehrend, war dann Joe noch recht-

zeitig eingetroffen, um dem sterbenden Vater in seinen letzten schweren Stunden beizustehen. Mit brechenden Augen hatte der Alte ihm noch von den Reihern gesprochen und ihn an die Wichtigkeit des Bildes auf seiner Schulter gemahnt.

Bis hierher war Joe mit seiner Erzählung gelangt, als er sich plötzlich unterbrach und auf die Robbe weisend, ausrief: „Seht den Nix, schon zweimal kroch er, offenbar mißgestimmt, über den Stein, und da ist er wieder."

Die beiden Mädchen, die bisher ihre Aufmerksamkeit ausschließlich den Mitteilungen des jungen Mannes zugewandt hatten, kehrten sich ebenfalls dem grimmig blasenden Ungetüm zu, mit Spannung dessen Bewegung verfolgend.

Auf der Mitte des Steins blieb es liegen und richtete sich mit dem Vorderteil so hoch empor, wie die unausgebildeten Füße und der plumpe Leib es gestatteten. In dieser Stellung lauschte und spähte es ein Weilchen in die Ferne, wobei es hin und wieder zornig schnaubte. Plötzlich setzte es sich wieder in Bewegung, und sich nach der gewohnten Stelle hinüberschleppend, verschwand es im weiten Bogensatz in den Fluten.

„Du mußt's wissen, Judica," sprach Joe gedämpft, die Blicke argwöhnisch an der Küste hinsendend, „kennst das Tier lange genug — gebärdet es sich ähnlich, wenn ich in meinem Boot vorüberkomme?"

„Ähnlich wohl," antwortete Judica überlegend, „allein so zornig ist es nicht; nur Unruhe verrät es. Aber ich kann nicht glauben, daß ein Fremder sich in unsere Nachbarschaft wagen möchte — die Klippen, Joe, die Klippen —"

„Bei einer See wie heute kann jeder, wenn er's Peilen versteht, sich 'nen Weg über die Barren suchen," versetzte Joe, dann brach er ab. In der Entfernung einiger hundert Schritte hatte die pfeilschnell das Wasser durchschneidende Robbe sich an einer Klippe emporgerichtet. Zu sehen war sie nicht; aber durchdringend schallte ihr hohles Brüllen herüber, gefolgt von dem Brausen, mit dem gleich darauf die Fluten sich über ihr schlossen.

Hilger und Mary hatten sich erhoben und näherten sich den drei jungen Leuten.

„Ich kenne den Nix kaum wieder," redete Judica die vor sie hin Tretenden an, „nie sah ich ihn in einer ähnlichen Aufregung."

„Fremdes befindet sich zweifellos in der Nähe," versetzte die Greisin. „Es war unvorsichtig, uns durch den milden Abend und den Mondschein hierher locken zu lassen. Drum ist es ratsam, uns zurückzuziehen. Erhielten wir eines Tages Besuch von fremden Gesichtern, die Täuschung wäre zu bitter."

Vorsichtig begaben sich alle in die Höhle zurück, wo sie sicher waren, vom Meere aus nicht entdeckt zu werden. Die Robbe, sonst gewohnt, den langjährigen Hausgenossen sich anzuschließen, verriet keine Neigung, das heimische Element zu verlassen. Bald von dieser, bald von jener Klippe sandte sie ihr unheimliches Heulen in die stille Nacht hinaus; abwechselnd auf dem Seehundstein und vor der Höhlenöffnung ertönte ihr grimmiges Blasen und Schnaufen. —

Um dieselbe Zeit suchte in der Entfernung von etwa tausend Ellen ein leichtes, mit vier Ruderern bemanntes Boot sich seinen Weg zwischen den Klippen hindurch. Nach vielen vergeblichen Versuchen, bis zum Seehundstein vorzudringen, hatte es den Rückweg eingeschlagen, eine nicht minder schwierige Aufgabe, indem es von jeder neuen fortgleitenden Schwellung mit vernichtender Gewalt auf eine verborgene Klippe hinabgestoßen werden konnte. Gringo führte das Steuer, während ein zweiter Zollwächter vorn im Boote stand, mit einer Stange die Tiefe vor sich prüfte und nach dem Erfolg der jedesmaligen Messung die Richtung der Fahrt bestimmte.

„Wer hätt's gedacht," sprach Gringo über die vier Ruderer hinweg zu dem peilenden Genossen, „aber hängen will ich, wenn das, was auf dem Stein sich regte, nicht Menschen waren. Verdammt, wir hätten den Schmuggler Joe samt seiner Strandhexe gefunden!"

„Wie sollten sie dahin gekommen sein?" fragte der Angeredete zurück, „von der Höhe herunter hätten sie Flügel und auf dem Wasserwege die Flossen eines Haies besitzen müssen. Aber auch ich will hängen, wenn's heute nicht das erste und letzte Mal gewesen ist, daß ich in diesen Höllenwinkel mich hineinwagte."

Die übrigen Ruderer pflichteten ihrem Gefährten bei. Gringo aber lachte spöttisch. Doch als ob er dafür hätte bestraft werden sollen, hob eine Woge das Boot, und als sie sich senkte, stieß das Fahrzeug mit voller Wucht auf einen Felsen, daß es in allen seinen Fugen krachte. Die folgende Dünung hob es indessen wieder, worauf die entsetzten Ruderer mit äußerster Kraft arbeiteten, um sich aus der gefährlichen Nachbarschaft zu bringen.

„Ein Höllenfahrwasser," bemerkte Gringo, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Boot nicht leck geworden war, „ist aber die Nacht keines Menschen Freund, so ist's das Tageslicht um so mehr. Verdammt! Den ersten günstigen Tag benutze ich dazu, den Seehundstein zu besuchen und müßte ich mich dabei auf meine eigene Schwimmfertigkeit stützen. Bei Gott," und er knirschte mit den Zähnen, „ein Monatsgehalt gäbe ich hin, um des Burschen mit dem trotzigen Weibsbilde habhaft zu werden!" — — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das weiße Wasser.

Gerade acht Tage waren verstrichen, und wiederum näherte der Spürer sich der Küste. Stunden gingen indessen noch dahin, bevor er die Stelle erreichte, von der aus das Boot nach der Schmugglerhöhle entsandt zu werden pflegte, Stunden, die dazu verwandt wurden, alles für den Transport zu verpacken und herzurichten.

Mit der ersten Morgenstunde wuchs die Brise, so daß die von dem Spürer abgelassene Jolle in geradem Kurs auf das matte Licht zuzusegeln vermochte, das die Lage der Schmugglerhöhle genau bezeichnete. Mit freudigem Herzklopfen sahen die vor dem Eingange Versammelten das Boot aus der Finsternis auftauchen und in sicherer Nähe vor dem Abhange beilegen. Besorgt hatten sie bis dahin in die finstere Nacht hinausgelauscht,

In blinder Raserei schlug die Robbe ihr furchtbares Gebiß in Gringo's Unterschenkel.
(S. 254.)

aber kein ungewöhnliches Geräusch erreichte ihr Ohr, auch die Robbe war ruhig.

Alle Bewohner der Höhle samt ihrem Gepäck auf einmal nach dem Kutter hinüberzuschaffen, war die Jolle zu klein. Mary Heron entschied daher, daß zunächst Judica, Joe, Hilger und Ojo Azul und ein entsprechender Teil des Gepäcks an Bord gebracht würden, sie selbst dagegen mit dem Rest der Sachen nachgeholt werde. Trotz aller Vorstellungen beharrte sie auf ihrem Entschluß; sie wünschte ein Stündchen allein zu sein, ungestört noch einmal ihr ganzes Leben vor ihren geistigen Blicken vorüberrollen zu lassen, bevor sie zum Abschied auf ewig über das Grab ihres unvergeßlichen Gatten hinwegsegelte.

Die Sachen waren bald verladen. Die zur Fahrt bestimmten Reisenden stiegen ein und behutsam schob sich das Boot in die Dunkelheit zurück. Fast gleichzeitig glitt die Robbe ins Wasser und schwamm neben dem Boote her. Nach einigen Minuten kehrte sie noch einmal zurück, mit unruhigem Schnauben um die Greisin herumkriechend, worauf sie wieder ins Wasser stürzte und in der von dem Boot innegehaltenen Richtung verschwand. Das ungewohnte lebhafte Treiben vor der Höhle schien sie in wilde Aufregung versetzt zu haben.

Die Greisin ließ sich in der Gangmündung auf einen alten Reisekoffer nieder, das Haupt schwer auf Arme und Kniee stützend.

„Nix, alter Wassernix, was wird aus dir werden?" sprach sie leise, „du gutes, getreues Tier, das so lange meine Einsamkeit mit mir teilte. Sie seufzte; dann fuhr sie fort: „Und doch scheint das frische junge Blut dir fester ans Herz gewachsen zu sein, oder du wärest nicht von mir gegangen."

Sie spähte nach der Richtung hinüber, in der diejenigen, die eine neue Lebenswärme in ihrem alten Herzen entzündet hatten, von der Jolle davongetragen wurden.

Wie oft hatte sie von dieser Stelle aus das Grauen des Tages träumerisch beobachtet, und heute sollte es das letzte Mal sein. Vielleicht grüßten sie noch einmal die ersten, über die wogende Fläche hineilenden Sonnenstrahlen; denn so lange mochte es bis zum Eintreffen der Jolle dauern. Indem aber die Brise sich verstärkte, zerteilte sich das Gewölk; Stern auf Stern lugte

mit erbleichendem Glanz durch die entstehenden Öffnungen, um nach kurzem Umherblinzelm die Augen ganz zu schließen. Auf dem Punkte, auf dem sie vor vielen Jahren den Schoner mit dem Liebsten, was sie auf Erden besaß, versinken sah, blieben ihre Blicke endlich haften. Wie damals, so wogte auch heute das Meer, unbekümmert um alles, was es deckte, gleichviel ob Sand, ob Korallenhaine, ob ein zerschelltes Lebensglück. Kein Kreuz oder Gedenkstein bezeichnete die Gruft des alten Heron. Und doch kannte sie die Stelle so genau, daß sie hätte in einem Boot hinausrudern können, um im jähen Sturz zu ihm hinabzugelangen, den sie sich nicht anders zu vergegenwärtigen mochte, als stolz und aufrechtstehend neben dem Steuerrad, furchtlos die Blicke dahin gerichtet, von wo einst die ehernen Schlünde ihre Todesboten dem Schoner zusandten. Wie es sie hinüberzog, die alte Frau!

Die Zeit verrann. Heller wurde es im Osten. Ein rosiger Hauch lagerte sich auf die regsamen Erhebungen der unabsehbaren blaugrünen Fläche und auf das weiße Wasser über der meilenweit in das Meer hineinragenden Riffkette. Ein junger Tag zog herauf; ein junger Tag mit seinen Lasten und Freuden, mit seinem Gram und Trost.

Auch sie war einst jung gewesen; auch ihr Herz hatte einst stürmisch geklopft beim Anblick eines unerschrockenen jungen Seemanns, wie heute das ihrer jugendlichen Gefährtin, sobald deren Blicke denen des noch immer matten Joe begegneten. Auch sie hatte geliebt und gehofft, gesehnt und gebangt und sich gesonnt in der Gunst des Glückes, von dem sie meinte, daß es auf unerschütterlichen Grundfesten errichtet sei. Und dann war Schlag auf Schlag über sie gekommen, bis endlich nur noch der Gram sie aufrecht erhielt.

Bitterlich weinte die alte Frau, indem sie im Geiste ein fernes, fernes Strandörtchen besuchte, den Schauplatz ihres reinen, ungetrübten Liebesfrühlings. Aber indem der Tag heraufzog, lichtete es sich auch in ihrem Innern. Sie weidete sich an den ihr vorschwebenden Bildern Ojo Azuls, des rätselhaften lieblichen Kindes, und des mutigen Schmuggler-Joe, der beiden so wenig pomphaft ihr zugeflogenen Reiher.

Stärker brauste vor ihr das Wasser, indem es Schaumkämme von draußen hereinzutragen begann. Fast bis auf die Knie hatte die alte Mary ihr Haupt geneigt. Bei dem Plaudern der Wogen schien sie entschlummert zu sein. So sah sie nicht, wie die Jolle sich wieder von dem Spürer trennte und auf den Strand zuschoß, sah nicht, daß seitwärts vom Seehundstein ein verdächtig bemanntes Boot in geringer Entfernung vom Strande langsam herbeikroch und augenscheinlich den Seehundstein ebenfalls zu erreichen trachtete.

Endlich schaute sie wieder empor. Sie meinte den Ton menschlicher Stimmen und das Geräusch eines an Felsen scharf hinstreifenden Fahrzeugs gehört zu haben. Ihre Blicke ruhten auf dem Spürer, der in der Ferne unter seiner ganzen Leinwand schwankte und nur in den Wind zu drehen brauchte, um sofort wie ein Vogel davonzuschießen. Die Jolle flog vor ihrem kleinen Segel von Hügel zu Hügel. Bis zum Kentern lag sie im Winde, ein sicheres Zeichen, daß man ihren Lauf auf's äußerste beschleunigte.

Sinnend betrachtete die Greisin das kleine Fahrzeug. Was außerhalb ihres Gesichtskreises war, kümmerte sie nicht, wurde ihr auch zum Teil durch die den Höhleneingang deckende Felswand entzogen. Als sie aber das Geräusch vorsichtig gedämpfter Schritte ganz in ihrer Nähe vernahm, wurde sie doch aufmerksamer.

„Der Weg ist sicher," rief Gringo auf der anderen Seite der Felswand rückwärts nach dem in der Nähe des Seehundsteins schwankenden Regierungsboot hinüber, „und daß es der Weg ist, sieht jeder, der nur ein gesundes Auge im Kopfe hat. Eurer Drei mögen mir folgen, während die anderen ihre Gewehre schußfertig halten. Aber beeilt Euch! Ihr seht, die Jolle möchte uns zuvorkommen; die Vögel sind also noch nicht ausgeflogen!"

„Seid auf der Hut!" drang es aus einer etwas größeren Entfernung in die Gangmündung, „es ist nicht geheuer hier. Die alte Strandhexe soll hier umgehen, und faßt die Euch beim Schopf, dann ist's um Euch geschehen!"

„Ja, eine Strandhexe von achtzehn bis zwanzig Jahren,"

spottete Gringo, indem er von dem Felsenpfad auf den Abhang sprang. In demselben Augenblick trat die hohe, seltsam bekleidete Gestalt der Greisin ihm entgegen, abwehrend den hageren sehnigen Arm emporhebend.

„Kehrt um!" rief sie ihm zu, „kehrt um" wiederholte sie drohend, „denn was Ihr sucht, nimmermehr werdet Ihr's finden! Kehrt um, rate ich Euch, und stört nicht die Ruhe der Toten!"

Sie war so weit vorgetreten, daß die in dem Regierungsboot befindlichen Männer ihrer ansichtig wurden. Die Wirkung davon war eine augenblickliche. Mehr oder minder zum Aberglauben hinneigend, meinten sie nach dem vorhergegangenen Gespräch offenbar, durch ihr Vordringen die gespenstische Frau aus dem Gestein oder aus der Tiefe des Meeres heraufbeschworen zu haben. Keiner wagte, sich zu rühren oder einen Laut von sich zu geben. Die Ruderer, erfahrene Seeleute, ließen sogar das Boot außer acht, infolgedessen es durch eine Dünung so weit um den Seehundstein herumgedrängt wurde, daß alle den Anblick der bereits zur Sage gewordenen Strandhexe gewannen. Sekunden verstrichen, als Mary Heron wiederum das Wort ergriff.

„Weichet von hinnen," rief sie laut genug, um von allen verstanden zu werden, „fordert nicht das Schicksal gegen Euch heraus! Herein gekommen seid Ihr in den Klippenwald; aber bevor Ihr den Weg wieder hinausfindet, wird die Böe das Gestein mit Schaum bedecken. Fort mit Euch! An mir habt Ihr keinen Teil! Die Ihr sucht, befinden sich längst außerhalb des Bereiches Eurer Macht!"

„So werden wir wenigstens durch Euch erfahren und durch die lustigen Burschen dort in der Jolle, wo sie geblieben sind," versetzte Gringo trotzig, um die eingeschüchterten Gefährten zu ermutigen, obwohl die seltsame Erscheinung mit dem flatternden grauen Haar und den tief gerunzelten, harten Zügen auch ihm Scheu einflößte, „Ihr sollt mir gut dafür sein, daß die Flüchtlinge uns nicht entwischen und wir unsern Weg wohlbehalten aus diesem Höllenloch finden. Heran mit Euch, Ihr Burschen! Hier ist ein Landungsplatz! Heran mit Euch und Posto gefaßt,

und eine Kugel jedem, der es wagt, seinen Arm gegen Männer des Gesetzes zu erheben!"

Die Greisin stieß ein wildes, heiseres Lachen aus, das schauerlich zu den Ohren Gringo's und nach dem Zollboot hinüber drang, so daß alle sich entsetzten, als ob wirklich ein überirdisches Wesen vor sie hingetreten wäre. Gringo, die Blicke fest auf die Greisin gerichtet, gewann zuerst seine Überlegung zurück. Die Erinnerung an die ihm von Judica zuteil gewordene Behandlung nährte seine Wut; seine Entschlossenheit wurde gestählt durch Plätschern und Rauschen, in dem er das Herannahen der Genossen zu erkennen glaubte.

„So verhafte ich Euch denn im Namen des Gesetzes!" rief er laut und legte die Hand auf die Schulter der Greisin. Dann aber stieß er einen Schrei aus, so entsetzlich, daß es die Männer in dem Boot kalt durchschauerte und sogar Mary Heron erschreckt vor ihm zurückwich. In demselben Augenblick fiel er nach vorn, Schrei auf Schrei ausstoßend und vergeblich mit den Händen sich an das lose Geröll anklammernd. Die Robbe, sonst ein friedliches, beinahe zaghaftes Tier, schien durch die jüngsten ungewohnten Ereignisse und den Anblick der fremden Menschen in einen Tiger verwandelt zu sein. Ihre Natur vollständig verleugnend, hatte sie in blinder Raserei ihr furchtbares Gebiß in Gringo's Unterschenkel geschlagen, und unterstützt durch die zurückweichende Dünung, zog sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach sich. Bevor er noch begriff, welcher Art der Feind war, der sich seiner bemächtigte, erstickte sein Todesschrei tief unten in den Fluten.

Unheimliche Stille ringsum. Nur das Wasser gurgelte nach alter Weise, indem das Meer atmete. Die Ruderer und Zollwächter in dem Boot schienen zu Leichen geworden zu sein, so bleich waren ihre Gesichter, so unbeweglich starrten ihre Augen. Kaum daß sie mechanisch das Gleichgewicht des sich ungestüm hebenden und senkenden Bootes herstellten. Wie an einer übernatürlichen Erscheinung hingen ihre Blicke an der Greisin, die mit erhobenen Armen dastand.

„Meine Schuld ist's nicht!" rief sie den bestürzten Zollwächtern zu, „sich selbst hat er sein verfrühtes Ende zuzuschreiben

— aber hinweg mit euch, auf daß nicht noch mehr Blut vergossen werde, für das ihr die Verantwortung zu tragen habt —"

Ihre Worte wurden übertönt durch das Brüllen der Robbe, die sich, mißtrauisch Schutz dahinter suchend, an einer Klippe emporgerichtet hatte. Einen Angriff von dorther befürchtend, kehrten die von Grauen erfüllten Leute in dem Boote sich dem unheimlichen Lärm zu.

Ihre Blicke glitten über das Wasser hin. Ein langes rötliches Band erstreckte sich über die Dünung. Als die Senkung an deren Stelle trat, erkannten sie den toten Gringo, der, auf dem Gesicht treibend, Kopf, Arme und Füße nach unten hängend, im nächsten Augenblick von einer neuen Schwellung überschüttet und in Schaum gehüllt wurde.

Wie auf ein gegebenes Zeichen senkten die Riemen sich ins Wasser, und das Boot schoß an dem Seehundstein vorbei. Keiner dachte daran, den Ertrunkenen aufzufischen oder Rechenschaft von der gespenstischen Alten zu fordern. Keiner entsann sich, daß er Waffen bei sich führte.

Gegen dreihundert Schritt mochte das Zollboot von dem Seehundstein entfernt sein, wo neben dem Klippenchaos die wachsenden Seen die Arbeit erschwerten, als die Jolle des Spürers, in sicheren Schlangenwindungen jede Gefahr vermeidend, hinter den Stein glitt. Wendend ließ sie das Segel fallen.

„Herein, herein!" riefen die beiden Bootsleute der alten Frau zu, deren Geist sich immer noch nicht von dem eben erlebten grausigen Ereignis loszureißen vermochte, „nicht eine Minute dürfen wir verlieren!"

„Sie kehren nicht wieder," antwortete Mary Heron düster, dem Regierungsboot einen Blick nachsendend, „diesen Winkel besuchen sie gewiß nicht mehr."

Die Männer beeilten sich nunmehr, die wenigen Gepäckstücke an Bord zu schaffen, wobei die grimmige Robbe sie unfehlbar gehindert hätte, wäre sie nicht beständig durch ihre Herrin beruhigt worden. Erst nachdem das letzte Paketchen seinen Platz gefunden hatte, stieg die Greisin ein und lustig flatterte das kleine Segel empor. Wiederum die Schlangenlinien, und

als endlich die letzte Klippe hinter ihr lag, wählte die Jolle ihren Kurs gerade auf den Spürer zu. Das Zollboot kämpfte unterdessen schwer gegen die herbeirollenden Wogen, die den Schaumgürtel des Strandes von Minute zu Minute erweiterten.

Wie in tiefe Gedanken versunken saß Mary Heron auf einer Ruderbank. Die Robbe schwamm in einiger Entfernung in dem Fahrwasser der Jolle und gab ihre Zufriedenheit mit dem ungewöhnlichen Ausfluge dadurch zu erkennen, daß sie hin und wieder sich hoch aus dem Wasser hob, mit einem Kopfsprung in die nächste Woge eintauchte, und dann mit erhöhter Schnelligkeit eine Strecke in der Tiefe zurücklegte.

„Mein armer Freund," flüsterte die greise Mary, und Wehmut prägte sich auf ihren scharfen Zügen aus, „du ahnst nicht, um was es sich handelt. Einsam wirst du in der Höhle hausen, wie ich es getan habe so manches Jahr, einsam und vergeblich ausschauend nach deinen Freunden. Du armes, getreues Tier; daß du meines toten Reihers Grab bewachst, gereicht mir zum Trost. Und daß niemand dir nachstellt — du guter Nix — nun, ich denke, ihre Scheu vor dem Seehundstein ist seit einer Stunde nicht geringer geworden."

„Wo wollt Ihr an Bord kommen!" tönte durch's Sprachrohr eine Stimme von dem nahen Spürer herüber.

„Auf dem nächsten Wege," antwortete Mary Heron ohne Säumen.

„Auf dem nächsten Wege!" wiederholte der Mann am Steuer mit aller Kraft seiner Lungen.

Dumpfe Kommandos erfolgten an Bord des Kutters, und schlaff polterten die Segel in dem sie seitwärts treffenden Winde. Die Jolle zog ihr Segel ganz ein und legte ihren Mast um, die Männer griffen zu den Riemen und in der nächsten Minute glitt sie hinter das Steuer des Kutters, wo zwei Leinen über sie hingeworfen wurden. Den Leinen folgten noch zwei Blöcke. Nachdem die beiden Männer diese mit der Jolle vereinigt hatten, schwangen sie sich an den Tauen nach dem Kutter hinauf, die durch doppelte Blöcke laufenden Taue der Davids spannten sich an, und wie von einer unter ihr fortrollenden Woge empor-

geschleudert, schwebte die Jolle nach oben, wo der alten Mary sich sogleich Arme entgegenstreckten, um ihr an Bord zu helfen.

Nach kurzer Pause füllten die Segel des Kutters sich wieder; die Masten neigten sich seewärts, das Bugspriet nahm die Richtung auf die Brecher zu, und hochauf spritzte der Schaum, indem der scharfe Bug vor der vollen Einwirkung des Windes sich seinen Weg durch die Wogen bahnte.

Endlich schoß der Spürer ins blaue Wasser hinein, wo er alsbald stetige Fahrt gewann. Mit einem wilden Hurra begrüßte die Mannschaft den unabsehbaren, von keinem Hindernis mehr unterbrochenen Ozean.

Wie das blaue Meer wogte und zierliche Schaumstreifen die regelmäßig einherrollenden Seen krönten! Wie die Masten sich neigten vor den vollen Segeln und der Spürer so anmutig über die langgereckten Wasserhügel stampfte! In der Ferne versank die Küste. Möwen kreisten über dem weißen Wasser. Im Ausgange der vereinsamten Schmugglerhöhle lag die Robbe. Unheimlich zitterte ihr klagendes Brüllen über Klippen und Brandung hinweg. Es scheuchte die Bootsleute und Zollwächter, die noch immer mit aller Macht um ihr Leben kämpften und bei dem schweren Seegange mühsam nach sicherem Fahrwasser für ihr Boot suchten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Fabrikherr.

Eine Provinzialstadt war es; keine der größten, aber auch keine der unbedeutendsten. Zwei Eisenbahnen berührten sie. Ein schiffbarer Fluß zog sich an ihr vorüber, ein schöner deutscher Fluß. Dazu in der Nähe ein Steinkohlenlager. Kein Wunder, daß es Tag und Nacht allerorts hämmerte, dröhnte und kreischte, unförmlich lange Schornsteine ohne Unterbrechung schwarze Rauchwolken ausspieen, schwere Lastwagen Rohmaterial und fertige Eisen-

waren bald hierhin, bald dorthin beförderten, und endlich zu gewissen Tageszeiten mehr geschwärzte kräftige Arbeitergestalten und beinah noch in Kinderschuhen stehende Burschen die Straßen belebten, als weißgewaschene Gesichter. Ruß lag auch auf allen Dächern, ihnen einen düsteren Charakter verleihend. Um so heiterer nahmen sich dafür die ringsum in der lieblichen Landschaft zerstreuten Sommersitze der behäbigen Fabrikherren aus, nicht minder die Herrenhäuser, die den Mittelpunkt der einzelnen Fabrikanlagen bildeten.

Auf dem äußersten Ende der langgereckten Vorstadt, wo die vorüberführende Straße schon in eine wohlerhaltene Chaussee übergegangen war, erhob sich ein derartiges stattliches, wenn auch mit einfacher Architektur geschmücktes Haus. Dahinter reihten sich, einen umfangreichen Hof abschließend, die zum Zweck einer Eisengießerei errichteten Baulichkeiten aneinander. Was dieser Fabrik im Vergleich mit anderen an Ausdehnung abging, das ersetzte deren gefällige, sogar zierliche Anlage. Trotz der rußigen Dächer und Schornsteine herrschte überall die peinlichste Ordnung und Sauberkeit, vor allen Dingen in dem das Wohnhaus von der Straße scheidenden Garten, in dem augenscheinlich eine kundige Hand nicht nur mit Ordnungssinn, sondern auch mit Liebe schaltete. Auf jeder Seite des Gartens führte eine breite, von Linden beschattete Einfahrt nach dem Hofe hinauf. Die Tore lagen hart an der Straße, in gleicher Linie mit dem Gartengitter. Sie bestanden aus Sandsteinpfeilern, die schwere, kostbar modellierte gußeiserne Torflügel trugen. Oberhalb jedes Portals war als Abschluß ein breites, ebenfalls gußeisernes Schild von Pfeiler zu Pfeiler angebracht worden. Beide zeigten in großen vergoldeten Buchstaben die Inschrift: „Eisengießerei von William Heron."

Der Garten hatte seine besondere Einfahrt. Das Gartentor führte auf einen Fahrweg, von dem aus drei breite Sandstufen die Verbindung zwischen dem Kieswege und einer geräumigen, mit Steinfliesen belegten Plattform, auf die die Haustür öffnete, vermittelten. Steinerne Bänke zogen sich zu beiden Seiten der Plattform unter den Fenstern hin und verliehen gemeinschaftlich mit mehreren gußeisernen Tischen und ähnlichen

Stühlen dem Vorplatz einen Charakter des Behaglichen, Einladenden.

Wie geschmackvolle Einfachheit das zweistöckige Wohnhaus auszeichnete, so lag auch der Hauptreiz von dem Arbeitszimmer des Fabrikherrn in der freundlichen luftigen Helle und in den schönen Topfgewächsen, die von allen Seiten her das Auge grüßten. Nur ein Ledersofa mit einigen gestickten Kissen war auf die Bequemlichkeit berechnet. Sonst bildeten die Ausstattung des Zimmers nur einfache Holzmöbel. Sogar vor dem großen, mit zahlreichen Briefschaften bedeckten Schreibtisch stand ein hölzerner Armstuhl, dessen einzige Polsterung ein grünes Lederkissen war. Ein Repositorium mit Kontobüchern und nach der Jahreszahl geordneten großen Pappkasten füllte die eine Wand aus; ein Sofaspiegel und eine Anzahl schwarz eingerahmter Zeichnungen von Maschinenmodellen die anderen.

Der greise Fabrikherr war nach seinem gewöhnlichen Morgenspaziergange im Vorgarten schon seit länger als einer Stunde mit dem Öffnen und Lesen von eingelaufenen Briefen beschäftigt gewesen.

Jetzt nahm er die Zeitung zur Hand, um sich zunächst mit den Handelsnachrichten zu beschäftigen. Ein mit fetten Buchstaben gedruckter Artikel fiel ihm in die Augen, der „Heron!" überschrieben, lautete:

„Alle diejenigen, die den Namen Heron führen oder von einem Heron abstammen, werden dringend ersucht, sich persönlich oder brieflich bei einem Mr. Hilger, New-York, poste restante zu melden, zugleich mit wenigen Worten die untrüglichen Beweise ihrer Herkunft anzudeuten. Nachrichten von äußerster Wichtigkeit harren ihrer. Alle Zeitungen des Inlandes und Auslandes werden höflichst gebeten, diesem Aufruf in ihren Spalten Raum zu gewähren."

Heron's Wangen röteten sich leicht, während die Lippen, unwillkürlich die Worte nachsprechend, sich regten. Nachdem er zu Ende gelesen hatte, sprach er vor sich hin:

„Heron, Heron, wer hätte das geahnt! Nach beinah fünfzig Jahren. Eine Stimme aus dem Grabe! Rob und Joe — wenigstens einer von ihnen. Gestorben — gestorben, und man

sucht nach einem Erben. Vielleicht einsam gestorben, ohne Freunde, ohne Angehörige, ohne Liebe! Mein Gott, was werde ich erfahren! Nur von ihnen selber oder ihrem Testamentsvollstrecker rührt der Aufruf her. Kein anderer wäre im stande gewesen, auf das Bild des Reihers hinzuweisen."

Sein Haupt sank auf die Brust. Lange, lange saß er so da. Lange genug, um in Gedanken rückwärts zu wandern über viele, viele Jahre hinweg, bis er da eintraf, wo Vater und Mutter ihn mit rauher Zärtlichkeit umfingen und für das Gewerbe seiner Eltern vorzubereiten suchten. Wie erschien er ihm in der Erinnerung so treu, so herzig, der Vater mit den kühnen blauen Augen und den verwitterten Wangen, die Mutter mit dem schönen Antlitz, auf dem Strenge und heitere Entschlossenheit oft genug einen herben Kampf gegen mütterliche Liebe und Fürsorge bestanden! Aber das Seeleben entsprach nicht seinen Neigungen; seine Scheu und der eiserne Wille seiner Eltern lagen im Hader, bis er sich endlich ihrer Gewalt entzog. Auf ewig von ihnen zu scheiden, war ihm nie in den Sinn gekommen. Aber seine eigenen Wege wollte er wandeln, Wege, die seinen eigentümlichen Neigungen entsprachen und von denen er erwartete, daß sie ihn sicher an ein freundliches Ziel führten, und dieses Ziel hatte er denn auch erreicht. Als junge Burschen hatte er sie zum letztenmal gesehen, und nur als junge Burschen mit felsenfesten Körpern vermochte er sie vor sich hinzuzaubern.

Langsam, wie erschöpft, öffnete er die Augen und mechanisch las er die Unterschrift eines vor ihm an der Wand hängenden Bildes, der lithographierten Darstellung seiner Fabrik: „Eisengießerei von William Heron."

„William Heron, der älteste Sohn jenes verwegenen Schmugglers und seiner schönen Frau, war jetzt ein angesehener und reich bemittelter Mann. Heron schloß die Augen wieder. Er sah sich, den heimatlosen jungen Mann, schwer ringen und arbeiten um sein tägliches Brot. Er sah sich, wie er eintrat in New-York in eine Maschinenbauanstalt; wie er sich hervortat durch Fleiß und Geschicklichkeit, daß schon nach Jahresfrist ihm gelang, als Hilfsingenieur auf einem der ersten zwischen Amerika und Europa vermittelnden Dampfschiffe angestellt zu werden.

So erreichte er London, wo er wiederum in eine Fabrik eintrat, neue Erfahrungen sammelte, seine Kenntnisse bereicherte, um sie demnächst in Deutschland zu verwerten. Aus dem Aufseher wurde bald ein Dirigent, der sich in so hohem Grade das Vertrauen seines Brotherrn erwarb, daß dieser ihn nach seiner Verheiratung mit einem ebenfalls unbemittelten Mädchen bei der Gründung eines eigenen Geschäftes unterstützte. Klein, sehr klein beginnend, oft genug kämpfend gegen Not und Schwierigkeiten, kamen ihm seine in verschiedenen Ländern gesammelten Erfahrungen jetzt im vollsten Maße zu statten. Mit dem ihm von allen Seiten zugewendeten Vertrauen wuchs seine Arbeit, wuchsen die zur Vergrößerung seiner Fabrik dienenden Mittel. Wie alles, was er mit weiser Überlegung unternahm, goldene Früchte eintrug, blühte auch sein Familienglück. Obwohl nur mit einer einzigen Tochter gesegnet, bildete sich durch sie ein neuer zahlreicher Familienkreis um ihn. Seine Enkel, deren ältester Wilhelm Humber war, reiften heran, sein Wohlstand wuchs. Wohl hatte er den Verlust der Gattin zu beklagen, allein bis ins hohe Alter hinein war sie ihm eine treue Gefährtin gewesen. Und nun, in seinem hohen Alter, erlebte er, daß seine Brüder nach ihm forschten; vielleicht mit geringeren Mitteln, als er selber sie besaß, es unternahmen, ein Wiedersehen zu ermöglichen. Wie ein Alb drückte dies auf sein Gemüt, und doch war er sich bewußt, nie leichtfertig über jene Beziehungen gedacht zu haben. Er seufzte tief auf, das Zeitungsblatt nehmend, las er noch einmal aufmerksam den geheimnisvollen Aufruf.

Da öffnete sich die Tür, und mit freundlichem Gruß trat Humber, sein Schwiegersohn, ein; die echte Kaufmannsgestalt mit wohlgebildetem Antlitz, dessen gewohnheitsmäßige Strenge durch einen Zug des Wohlwollens gemildert wurde. Humber brachte eine Hiobsbotschaft.

„Die von Brunnert und Kompagnie erwarteten sechzigtausend Taler," hob er an, „werden nicht einlaufen. Aber wir müssen ihnen die erbetene Nachsicht gewähren. Hirsch Sammel ist im Besitz von Hypotheken im Betrage von hundertundachtzigtausend Talern, kündigt er sie, und Brunnert ist nicht darauf vorbereitet, so ist der Bestand der Zuckerfabrik in Frage

gestellt, wir aber laufen Gefahr, von unsern sechzigtausend Talern keine drei Prozent zu retten. Im übrigen fürchte ich, daß Hirsch damit umgeht, die Zuckerfabrik durch Kündigung der Hypothek in seinen Besitz zu bringen. Die Zeiten sind unsicher — — —"

Humber unterbrach sich hier, denn er sah, daß sein Schwiegervater dem Berichte nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuwandte. Heron erhob sich auch zugleich und sprach mit einer ihm sonst fremden Hast: „Erledigen Sie die Sache, lieber Sohn, wie Sie's richtig dünkt. Mich aber, verzeihen Sie, — mich nimmt jetzt anderes völlig in Anspruch. Doch lesen Sie selber," damit reichte er Humber das noch in seiner Hand befindliche Zeitungsblatt, „lesen und entscheiden Sie selbst, ob dieser Artikel nicht geeignet ist, mich in Unruhe zu versetzen."

Humber las die angedeutete Stelle, während Herons Blicke mit ängstlicher Spannung an seinen Zügen hingen.

„Seltsam allerdings," sprach er endlich, das Blatt zurückgebend, „allein immer noch kein Grund, sich deshalb zu beunruhigen. Wer weiß zu welchem Zweck dieser Aufruf in die Welt geschickt wurde und wem er gilt? Der Zufall spielt oft wunderbar —"

„Kein Zufall," fiel lebhaft Heron ein, „mir allein kann er nur gelten! Denn wem sonst wäre die Bemerkung verständlich betreffs des Beweises? Wem sonst, als mir oder irgend einem anderen Nachkommen meiner Eltern, der das Zeichen des Reihers trägt? Und vergessen Sie nicht, der Name meiner Eltern ist von jenem Matrosen erfunden worden. Niemand weiß, woher die Herons stammen, ob aus Frankreich, Deutschland oder England. Liegt nun aber nicht die Möglichkeit nahe, daß gerade dies Mal Ursache der Entdeckung unseres wahren Namens gewesen ist?"

Humber lächelte besonnen. „Und gälte es, einen fürstlichen Namen zu erwerben," bemerkte er stolz, „ich würde ihn für den unserer Firma nicht hingeben. Heron, ha, durch welchen Namen könnte er ersetzt werden, der ein ähnliches Vertrauen besäße?"

„In meiner Lage würden sie anders urteilen," wendete Heron ein, „auch Sie würden nicht rasten, bis Sie die Ursache und

den Zweck des geheimnisvollen Aufrufs kennen gelernt hätten, wenn auch nur, um daraus Beruhigung zu gewinnen. O, ich glaube, Sie handelten unbedachtsam, Ihren Kindern nicht jenes alte Erbstück, wie es deren Mutter von meiner eigenen Hand eintätowiert trägt, mit ins Leben zu geben!"

Humber lachte gutmütig. „Meinen armen Kindern hätte ich solche Qualen bereiten sollen?" fragte er, die schon vielfach verhandelte Angelegenheit ins Scherzhafte hinüberziehend.

„Ihre Frau war kaum ein Jahr alt, als ich die harmlose Operation so unternahm, wie ich es auf meines Vaters Schiff von den Seeleuten erlernte, und ich wüßte nicht, daß sie Nachteil davon gehabt hätte."

„Trotzdem ist dieser Reiherstempel ihr von jeher peinlich gewesen", versetzte Humber lachend, „erfordern ihre Kleider doch immer einen besonderen Schnitt, um nicht den langen Hals des Vogels hervorlugen zu lassen. Ich leugne ja nicht, daß ich in der Tat die besten Absichten hegte, das mir bei meiner Verheiratung abgedrungene Versprechen zu erfüllen; allein, wenn ich die zarten Schultern sah und mir vorstellte, sie zu zerstechen und zu zeichnen, wie einen australischen Wilden oder einen abergläubischen Matrosen, dann brachte ich's nicht über's Herz. Wär's aber geschehen, einen wirklichen praktischen Zweck hätte es nicht gehabt."

„Gesprochen wie ein echter Geschäftsmann," entgegnete Heron mit einem schwermütigen Lächeln, „in Ihrem Sinne freilich keinen praktischen Wert, aber in dem meinigen. Denn betrachtete ich bisher dieses Zeichen nur als ein heilig zu haltendes Erbstück jenes ehrlichen Seemannes, ohne dessen Vermittelung unsere Familie heute schwerlich auf Erden existierte, so erhält es durch den Aufruf jedenfalls auch noch einen anderen Wert, und ich bedaure jetzt doppelt, daß die Erfüllung meiner Wünsche an Ihrer und Ihrer Frau Ansichten und zärtlicher Besorgnis scheiterte. Wie bequem wäre es für mich gewesen, anstatt selbst zu reisen, den Wilhelm nach New-York zu senden."

„Sie — Sie selbst wollten sich einer so beschwerlichen Reise unterziehen?" fragte Humber sichtbar erschrocken, „und das nur

auf Mutmaßungen hin, die — nun, ich will es zugeben — allerdings eines Scheines der Begründung nicht entbehren!"

„Zuverlässig unterziehe ich mich der Reise," bestätigte Heron, „und ich komme noch einmal darauf zurück, einer Reise, die dem Wilhelm nicht nur eine große Freude bereitet, sondern auch seine Erfahrungen bereichert hätte. So aber muß ich selber hinüber, denn schickten wir den Jungen, wie sollte er sich ausweisen?"

„Aber in Ihrem Alter hat eine große Seereise immer Ihre Bedenken," antwortete Humber überlegend, „ich würde daher zunächst für eine briefliche Anfrage mich entscheiden und von der darauf folgenden Antwort meinen Entschluß abhängig machen."

„Wiederum gesprochen, wie ein kluger Geschäftsmann," entgegnete Heron, seinem Schwiegersohn die Hand reichend, „und wie gewöhnlich, so auch diesmal mir aus der Seele gesprochen. Doch die Sache bleibt zwischen uns beiden. Selbst wenn meine Reise sich notwendig machen sollte, möchte ich die eigentlichen Gründe verheimlicht wissen. Noch heute soll die Nachricht nach dorthin abgehen — ja, sogleich will ich schreiben. Wer auch immer den Aufruf erlassen haben mag: aus meinem Briefe soll er die Stimmung kennen lernen, in die ich durch ihn gestürzt wurde."

Er drückte Humber die Hand. Dieser, verstehend, daß der alte Herr allein zu sein wünschte, empfahl sich in vertraulich ehrerbietiger Weise.

Heron setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und legte einen Bogen Papier vor sich hin. Mit sicheren Zügen entstand unter der Feder nach kaufmännischer Sitte die Überschrift: „Herrn Hilger. New-York, poste restante."

Antonia sank auf die Knie und drückte die in ihre ausgebreiteten Arme stürzende Schwester an ihr Herz. (S. 280.)

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die junge Reisende.

Langsam schob der stattliche Rheindampfer sich stromaufwärts. Die Wirbel auf dem breiten Wasserspiegel glitzerten im Sonnenschein, es glitzerten der unter den Rädern hervorsprühende Schaumregen und die hinter dem stolzen Fahrzeug sich weithin ausdehnende Wellenbahn. Links erhob sich das malerisch gruppierte Siebengebirge; rechts wurde der Bogen von Rolandseck sichtbar. Der auf der Brücke zwischen dem Radkasten weilende Kapitän gab dem Steuermann ein Zeichen, nach Königswinter hinüber zu lenken; dann kehrte er sich dem bei ihm befindlichen jungen Manne zu.

„Das nenne ich ein kurzes Vergnügen, mein bester Herr Humber," sprach er weiter, „von Bonn bis hierher ist kaum der Rede wert, und ich müßte ja die undankbarste Kreatur sein, die jemals einen Dampfer auf diesem gesegneten Strome kommandierte, hätte es mir nicht eine besondere Freude bereitet, bis durchs Bingerloch hindurch den Enkel des Mannes an Bord zu haben, dessen Namen die meisten Maschinenteile meines Dampfers tragen. Und gute Teile obenein; an ihren Werken erkennt man die Firma, und ich gratuliere ihr zu einem solchen Repräsentanten," und mit einer höflichen Handbewegung wies er auf den vor ihm Stehenden.

Dieser, ein schlanker Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren mit frischem übermütigen Antlitz und blauen Augen, aus denen ein ganzes Heer lustiger Teufel hervorlugte, dazu mit militärisch straffer Haltung, entblößte als Dank für das Kompliment sein Haupt und antwortete lachend, jedoch mit dem ungekünstelteten Anstande eines Mannes von guter Erziehung: „Für die Erzeugnisse unserer Fabrik nehme ich herzlich gern die schmeichelhafte Erklärung entgegen; für meine Person muß ich sie dagegen ablehnen. Sie sollten meinen Vater und meinen Herrn Chef und Großvater über mich urteilen hören — ich bin überzeugt, Sie nähmen auf der Stelle ihre Komplimente zurück. Der eine nennt mich aus der Art geschlagen, der

andere ermahnt mich dringend, endlich einmal ernst zu werden, und dabei übersehen beide, daß volle goldene sechsundzwanzig Jahre ein zu jugendliches Alter sind, um sich mit dem Ernst des Lebens zu befreunden. Übrigens hoffe ich zuversichtlich, Ihrer prächtigen Gesellschaft und Ihrer nachsichtigen Beurteilung mich noch öfter zu erfreuen. Ich bleibe in Königswinter einige Tage, um dann in kurzen Stationen mich allmählich bis nach Wiesbaden hinaufzuarbeiten."

„Herzlich willkommen zu jeder Stunde auf meinem Schiff," versetzte der Kapitän, „und daß ein guter Johannisberger uns nicht fehlt, wird meine Hauptsorge sein," gutmütig lachend schüttelte er des jungen Mannes Hand. Plötzlich wurde er ernster. Dann hob er wieder an: „Also einige Tage in Königswinter? Nun, da möchten Sie es mit einem Spaziergange nicht so genau nehmen, zumal wenn es sich darum handelt — abgesehen davon, daß Sie mir persönlich eine große Beruhigung verschaffen — ein gutes Werk zu stiften."

„Mein Wille und meine Gewissenhaftigkeit stehen zu ihren Diensten, vorausgesetzt, die Erfüllung Ihres Wunsches übersteigt nicht meine Kräfte," antwortete Wilhelm Humber aus vollem Herzen.

„Leichte Arbeit," beteuerte der Kapitän, „leichte Arbeit, die eben nur den guten Willen und den Entschluß zu einer kleinen Mühe erfordert. Sie kennen die Engländer; viel wunderliches Volk mit noch wunderlicheren Einfällen unter ihnen. Da ist mir nämlich in Düsseldorf von einem holländischen Kapitän ein Stückchen englischen lebendigen Frachtgutes, selbstverständlich wohl signiert, übergeben worden mit der Bitte, es durch einen zuverlässigen Menschen an seine Adresse zu befördern. Ich dachte dabei an den Wirt des — Hotels, einen alten Freund von mir; allein solche Leute sind oft sehr beschränkt in ihrer Zeit, wogegen Sie nichts hindert, für richtige Einhändigung an den Empfänger zu sorgen."

„Das klingt geheimnisvoll," lachte Wilhelm, „aber ich errate: ein Papagei oder ein King-Charles-Hündchen für irgendeine spleenhafte Lady in reiferen Jahren, zu reif, um der Hoffnung auf ein dankbares Reiseabenteuer Raum geben zu dürfen.

„Sie täuschen sich in beidem," versetzte der Kapitän verschmitzt. „Doch kommen Sie — nein, erwarten Sie mich hier. Es wäre überflüssig, Fremde zu Zeugen unseres Gespräches zu machen, und gerade hier oben sind wir der Neugierde am wenigsten ausgesetzt."

Er eilte die Treppe hinab und begab sich in die Kajüte, während der junge Humber, mehr durch die liebliche Naturumgebung, als den in Aussicht gestellten Auftrag gefesselt, sich stromaufwärts kehrte. Träumerisch ließ er die Blicke auf dem kühn emporstrebenden, ruinengekrönten Drachenfels haften. Er bemerkte daher nicht, daß der Kapitän wieder aus der Kajüte trat, an der Hand ein schönes, blondlockiges Mädchen von etwa sieben Jahren, das mit seinen großen blauen Augen schüchtern und doch zutraulich um sich schaute. Erst als er hinter sich die Schritte des Kapitäns vernahm, kehrte er sich um, und freudiges Erstaunen prägte sich in seinen Zügen aus, sobald er des holden Engelköpfchens ansichtig wurde. Die Kleine war schwarz und sehr einfach gekleidet; um so augenfälliger zeichnete sich daher eine mit weißer Leinwand überzogene Papptafel aus, die mittels schwarzer Bänder auf ihrer Brust befestigt worden war. Auf dieser Tafel stand weithin lesbar geschrieben: „Eva King, abzugeben an Miß Antonia King, per Adresse Herrn Hirsch Sammel, Villa Sammel bei Königswinter."

„Dies ist also das Stückchen Frachtgut!" rief Wilhelm aus, indem er dem Kinde freundlich die Hand reichte, als der Kapitän ihn unterbrach: „Sie sind der englischen Sprache mächtig —"

„Gewiß, gewiß," fiel Wilhelm bereitwillig ein, „und gern will ich Ihren Wunsch erfüllen. Den ihm erteilten Rat Folge leistend, fuhr er vertrauenerweckend fort, „müßte ja ein Herz besitzen, noch starrer als der Drachenfels da drüben, zögerte ich nur einen Augenblick, solch liebes Kind bis dahin zu begleiten, wo es ohne Zweifel schon mit Sehnsucht erwartet wird."

„Dacht ich's doch," versetzte der Kapitän, das blonde Lockenhaupt zärtlich klopfend, „und solch zutraulich liebes Kind ist es: gestern erst lernten wir uns kennen, aber Freunde sind wir geworden, als wären wir miteinander aufgewachsen" — und er lachte behaglich über seinen Vergleich — „nicht wahr,

Evchen? Dieser Herr meint es ebenso ehrlich mit dir," tröstete der Kapitän, als er gewahrte, wie die großen blauen Augen, indem sie zu ihm emporschauten, sich mit Tränen füllten, „nicht von der Hand wird er dich lassen, mein Kind, bis Miß Antonia dir die Arme entgegenbreitet. Du wirst Miß Antonia doch wiedererkennen?"

Tief aufseufzend nickte die Kleine schüchtern. „Meine Schwester ist's," fügte sie leise hinzu, „ich war sehr klein, als ich sie zum letztenmal sah, zwei Jahr ist's her, sagten mir die Herren."

„Mein gutes Evchen," suchte Wilhelm nunmehr des Kindes Vertrauen zu gewinnen, „willst du mich begleiten, wenn ich dir verspreche, dich zu Miß Antonia — sogar heute noch zu führen? Sage, fürchtest du dich nicht und begleitest du mich gern?"

„Gern gehe ich mit," antwortete die Kleine zwischen Tränen hindurch lächelnd.

„Gut, so ist auch zwischen uns Freundschaft geschlossen," versetzte Wilhelm, die kindlich vollen Wangen sanft berührend, „und solange bis wir deine Schwester finden, gehörst du mir, und sorge ich für dich, als ob du mein Evchen wärest."

„Die Sorge kommt zu spät," warf der Kapitän sich scherzend für das Kind auf, „wir haben bereits gefrühstückt, so gut gefrühstückt, daß wir's den ganzen Tag aushalten könnten, ohne von Hunger gepeinigt zu werden —"

Die Glocke, die das Zeichen zum Landen gab, lenkte seine Aufmerksamkeit nach vorne. Einige Kommandoworte rief er den Schiffshänden zu, dann wendete er sich wieder an Wilhelm, ihm zugleich die Hand reichend.

„Nun, Herr Humber, viel tausend Mal sollen Sie bedankt sein in der Kleinen Namen und in dem meinigen; denn glauben Sie mir, eine rechte Unruhe nahmen Sie von meiner Seele. Sehen Sie den Aufwärter da unten mit der Reisetasche und daran befestigtem Hütchen; das ist Evchens Gepäck — schwer wiegt's leider nicht — das lassen Sie sich von ihm einhändigen — Ihren eigenen Koffer werden Sie auf der Brücke finden. Also auf Wiedersehen, mein bester Herr Humber; sollten Sie ver-

hindert sein, mit mir zu fahren, so schreiben Sie einige Worte an mich — jeder Hotelwirt besorgt gern den Brief — wie's mit unserm Schützling geworden ist. Und nun Evchen" — er hob das Kind auf seinen Arm — „nun fahre mit Gott, und wenn du jemals dieses Dampfers ansichtig wirst, dann vergiß nicht, daß an dessen Bord sich ein guter Freund von dir befindet."

Er küßte das Kind. Dieses legte die Arme um seinen Hals, küßte seine rauhen Wangen, lächelte ihm unter Tränen zu, indem es innig flüsterte „good bye, good bye," daß dem alten Freunde die hellen Tränen in die Augen drangen; dann, als es wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlte, ergriff es zutraulich Wilhelms Hand.

„Weiß der Henker," murmelte der Kapitän unwirsch in deutscher Sprache, „in solchen Kindern steckt's, daß man sie lieb gewinnen muß — und nun gar dies kleine Wesen — nicht Vater, nicht Mutter, soviel ich heraus bekam, und mit den Geldern scheint's ebenfalls nicht sonderlich zu stehen — aber nun vorwärts und Gott befohlen!"

Er nickte Evchen noch einmal aufmunternd zu, und im nächsten Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit durch die zum Befestigen des Dampfers sich anschickenden Leute in Anspruch genommen.

Unten war ein Gedränge entstanden. Wilhelm hob daher das Kind auf seinen Arm und begab sich mit ihm auf das Verdeck hinab. Ein Weilchen befand er sich noch im Gewirr aussteigender und hinzukommender Passagiere, und als der Dampfer bald darauf seine Reise stromaufwärts fortsetzte, da stand er vorn auf der Landungsbrücke, an der einen Hand die kleine Eva, in der andern die Reisetasche, die Blicke auf den Kapitän gerichtet, der von seiner Warte aus Gruß auf Gruß herübersandte.

Evchen hatte ihr Taschentuch hervorgezogen und winkte tränenden Auges ihrem alten Beschützer nach. Erst als sie ihn nicht mehr genau zu unterscheiden vermochte, sandte sie einen fragenden Blick zu Wilhelm empor, der geduldig auf dieses Zeichen gewartet hatte.

„Ich möchte meinen Hut aufsetzen," sprach sie vertraulich, indem sie auf seine andere Seite trat, und jetzt erst entsann

Wilhelm sich des lackierten Matrosenhütchens, das von den Handgriffen der Tasche niederhing. Bevor er, der lustig ins Leben hineinstürmende sorglose junge Mann wußte, was er tat, hatte er die Tasche niedergelegt und die einfache, aber zierliche Kopfbedeckung von ihr gelöst. Wie den alten Schiffskapitän, so hatte auch ihn das schöne zutrauliche Kind förmlich bezaubert, so daß er, was ihm bisher abgeschmackt und unmöglich erschienen wäre, sich selber herbeiließ, den Hut auf dem kleinen Lockenhaupt zu befestigen. Einige Mißgriffe schlichen sich wohl mit ein, auf welche Evchen mit rührender Verständigkeit aufmerksam machte, allein schließlich saß das Hütchen nach allen Regeln der Kunst, so daß Wilhelm nur noch einzelne Locken von der Stirn seines Schützlings zurückzustreichen brauchte, um denselben für vollständig reisefertig erklären zu können.

Als er sich erhob, stand vor ihm ein Gepäckträger, ihn höflich fragend, wohin er seine Sachen befördert zu haben wünsche. Wilhelm nannte den Namen eines Hotels und kümmerte sich nicht weiter um das eigene Gepäck. Die Reisetasche dagegen nahm er selber. Ein instinktartiges Gefühl sagte ihm, daß dieses vielleicht dazu beitrage, des Kindes Zutrauen zu ihm zu erhöhen. Und so mochte es geschehen; denn als er, Evchen fortgesetzt führend, von der Landungsbrücke hinunter dem Gepäckträger folgte, da fühlte er, wie das zarte Händchen sich in seine Hand zutraulich einnestelte, und die kleinen Finger sich fest um die seinigen krümmten, wie in Besorgnis, von ihm getrennt zu werden.

Bevor sie den Gasthof erreichten, erkundigte Wilhelm sich bei einem Vorübergehenden nach der Lage der Villa Sammel. „Eine halbe Stunde Weges," lautete die Antwort, und weitergehend, wendete er sich dem Kinde wieder zu, mit dem er bisher über den breiten Strom und die vor ihnen aufstrebenden Berge geplaudert hatte.

Nach kurzer Rast in Wilhelms Hotel traten sie wieder auf die Straße hinaus. Über die Richtung des Weges hatte Wilhelm genaue Erkundigungen eingezogen, so daß er nicht weiter zu fragen brauchte. Hand in Hand gingen sie wieder, er selbst die Reisetasche tragend, in der das Adreßschild, seitdem es über-

flüssig geworden war, sein Plätzchen gefunden hatte. So lange noch Häuser ihre Aussicht begrenzten, kämpfte die Kleine noch gegen einen Anflug ängstlicher Befangenheit. Als sie aber ins Freie hinausgelangten, wo lachende Gärten mit herbstlichem Fruchtsegen sie umringten, zwischen diesen hindurch auf der einen Seite der majestätische Strom ihr entgegenglänzte, auf der anderen dagegen die schroffen, mittelalterlich gekrönten Steinmassen sich hoch auftürmten, da atmete das Kind wie befreit auf. Den Tau hatte die Sonne längst aufgetrunken; aber noch zeigten Blumen und Blätter die Spuren nächtlicher Erquickung, nahe dem Erdboden sowohl wie emporragend in den sonnigen Äther. Bunte Falter flogen ab und zu; in den Lüften wirbelten die Lerchen, und auf alles lauschte Evchen, und alles beobachtete sie mit einem Ausdruck, der den Kontrast zwischen dem Früher und dem Jetzt offenbarte. Zwischen den Tagen, in denen düstere Häuser sie umgaben und der Rauch unzähliger Essen den klaren Himmel verschleierte, diesen Spaziergang, auf dem sie in das Lied der Lerche hätte mit einstimmen und mit den Faltern um die Wette hätte von Blume zu Blume eilen mögen.

„So hast du die Reise von London bis hierher ganz allein zurückgelegt?" lenkte Wilhelm Huber wie unwillkürlich das Gespräch auf die Vergangenheit und die Lage seiner kleinen Begleiterin.

„Ganz allein," antwortete Evchen selbstbewußt, „sobald die Menschen die Worte auf meinem Schild lasen, führten sie mich und sorgten dafür, daß ich nicht verloren ging. Alle waren sehr gütig, viel gütiger, als der Wirt des Hauses, in dem wir wohnten. Der schickte meine Mutter nach dem Kirchhofe; dann verkaufte er alles, was in unserem Zimmer stand. Aber einen neuen Anzug ließ er mir anfertigen, diesen schwarzen, zu Ehren meiner toten Mutter, sagte er" — und wohlgefällig strich die kleine Erzählerin mit der freien Hand über ihr Röckchen — „dann begleitete er mich auf ein Schiff, und als er von mir ging, sagte er, ich möchte fleißig sein und folgsam, auf daß ich nicht vor die Tür gewiesen werde; denn außer meiner Schwester besäße ich keine Angehörigen mehr auf der Welt. Ich glaube, es war ihm lieb, daß ich ihm aus den Augen ging."

„So erwartet dich deine Schwester?"

„Ich weiß nicht. Mir sagte der Herr, er habe an sie geschrieben. Es war gut, daß er mich schickte; meine Mutter erzählte mir so oft, Antonia sei eine treue Tochter, und ich möchte sie lieben und nie von ihr gehen, und daß sie versprochen habe, ihr letztes Stückchen Brot mit mir zu teilen. Aber so böse ist es nicht. In allen Briefen, die Antonia an unsere Mutter schrieb, wiederholte sie, daß sie bei guten Menschen wohne, daß es ihr an nichts fehle und die Mutter sich daher nicht um sie grämen und sorgen möge. Auch Geld schickte sie zuweilen, ich glaube es war nur wenig; aber die Mutter weinte jedesmal vor Freude und sagte, Antonia habe ein goldenes Herz, sie würde meine zweite Mutter werden und ich nie verlassen sein."

„Und dein Vater, du armes, liebes Kind?"

„Wie lange ist der bereits tot!" klagte Evchen, „und wäre er nicht gestorben, so möchte auch meine Mutter noch leben. Sie weinte zuviel um ihn."

„Du wirst ihn kaum gekannt haben?"

„Wohl lernte ich ihn kennen, auf seinen Knieen hielt er mich oft. Des Sonntags trug er einen langen schwarzen Rock und ein weißes Halstuch. Mit einem Buch unter dem Arm ging er in die Kirche. Er sah schön aus, sehr schön."

„Also ein Geistlicher?"

„Vikar nannten ihn die Leute Vikar King."

Manche Frage sonst noch hätte Wilhelm gern an die Kleine gerichtet, manche Frage, deren Beantwortung vielleicht dazu beitrug, die in seiner Phantasie entstehenden Bilder mit den seinen Neigungen entsprechenden hellen Farben zu schmücken, allein er fürchtete, die heitere Stimmung des holden Kindes zu stören, wohl gar Tränen in seine Augen zu locken. Wie beiläufig bestätigte er Antonia's Berichte, daß sie in dem Hause des reichen Herrn Sammel gut aufgehoben sei. Er entsann sich des Namens sehr wohl, indem ein gewisser Hirsch Sammel in geschäftlicher Beziehung zu der Firma seines Großvaters stehe und, soviel er wisse, über Millionen gebiete. Daß ihre Schwester eine so gute Stätte gefunden, erfreute Evchen, allein was Wilhelm sonst noch hinzufügte, ging über ihr Verständnis hinaus.

Millionen gab es für sie nur in Märchen, und alle Millionen der Welt zusammengenommen wogen für sie nicht so schwer, wie der Staub in der Straße, der bei jeden ihrer Schritte lustig emporwirbelte und allmählich ihre funkelnagelneuen Schnürstiefelchen mit einer gelbgrauen Lage bedeckte.

Endlich erreichten sie eine Mauer, die einen parkartigen Garten von der Landstraße schied.

Da, wo drei Bäume dichter zusammenstanden, war eine steinerne Bank nahe an der Gartenmauer errichtet worden. Zwischen Bank und Mauer erhob sich ein viereckiger Pfeiler, gekrönt mit umfangreicher Nische. In dieser Nische saß eine hölzerne Muttergottes, auf dem Schoße den toten Christus. Nur das Haupt der Gnadenmutter, bedeckt mit einem prächtigen Diadem von Kristergold, das von einem Dornenkranze umschlungene Haupt des Gekreuzigten, ferner ein Szepter und drei Schwerter war zu sehen. Alles übrige verschwand unter einem blauseidenen, schon etwas verblichenen, jedoch reich mit Goldtressen besetzten Mäntelchen. Stets um die Osterzeit erhielt die Himmelskönigin aus einer frommen Stiftung einen neuen Anzug, wofür sie Kranken und Siechen großmütig neue Hoffnung auf zurückkehrende Gesundheit erweckte. Ein festes Drahtgitter schützte die zur Andacht mahnende Gruppe gegen Entweihung durch ruchlose Hände.

„Wie schön," bewunderte Evchen das Heiligenbild, indem sie davor stehen blieb, „eine Königin in ihrem besten Feiertagskleide! Aber das weiße Gesicht mit den feuerroten Wangen ist nicht gut. Dagegen die Bank und der Schatten — nur ein kleines Weilchen möchte ich hier sitzen, wenn ich bitten dürfte — müde bin ich nicht — aber hier zu sitzen, bewacht von einer Königin, und darüberhin der Schatten, während drüben die Sonne so heiß scheint —"

„Gewiß, Evchen, gewiß, herzlich gern raste ich mit dir, so lange es dir gefällt," stimmte Wilhelm zu, indem er die Tasche auf die Bank legte.

Beide setzten sich und Evchen legte ihre Hand zärtlich in die Wilhelms. Dann schaute sie hinauf in die grünen Wipfel, in kindlicher Weise die Vorzüge eines luftigen Blätter-

daches lobend, dergleichen sie noch nie in ihrem Leben sich erfreut hatte.

„Und die prächtige Königin," wiederholte sie immer wieder, „aber eingesperrt hat man sie hinter eiserne Stäbe und lange Messer in ihre Brust gestoßen — wohl möchte ich wissen, was das bedeutet."

Wilhelm begann zu erzählen, wie er meinte, daß es einem kindlichen Gemüt angemessen sei. Nicht von sinnverwirrenden Wundern sprach er, geeignet, den Aberglauben zu schüren und den Geist in elende Sklavenfesseln zu schlagen, sondern ein Märchen ersann er von verzauberten Prinzessinnen und von Drachen, die sie hüten. Auch von Wassernixen erzählte er, die in kristallenen Schlössern auf dem Boden des Rheinstromes wohnen, und von geharnischten Rittern. Seine kleine Gefährtin aber lauschte aufmerksam, hielt seine Hand fest und schmiegte sich an seinen Arm, als hätten die schauerlich schönen Märchen sie mit Besorgnis erfüllt gehabt. Dabei wagte sie vor Spannung kaum zu atmen. Denn die erzählende Stimme ihres Beschützers klang so freundlich und sanft; dazu das Summmen der Bienen und das geheimnisvolle Klopfen dieses oder jenes Blättleins gegen ein Nachbarblatt, wenn es an seinem Stiele träumerisch hin und her schwankte. Ihr war, als habe alles ringsum Sprache gewonnen: die Bienen, die Blumen, die Blätter. Schwerer lehnte sie sich auf den Arm ihres unermüdlichen Erzählers. Durch die allmählich schläfrig verhangenen Lider hindurch sah sie deutlich, wie die großen Hummeln ihre gelb und schwarz gestreiften Sametkleidchen aufschürzten und als stolze Prinzessinnen einherschritten, jede einzelne in der Hand ein Nußbaumblatt als Sonnenschirm. Dann wieder die Libellen in ihren goldgrünen und stahlblauen Rüstungen mit Schwert und Schild, und endlich eine muntere Eidechse als schätzehütender Drache, ohne auch nur im entferntesten ihr Furcht einzuflößen. Im Gegenteil, sie nickte ihr freundlich zu; tiefer und tiefer nickte sie — Ritter, Prinzessinnen und Drachen schlüpften hinter einen schwarzen Vorhang — und wiederum nickte sie tief, so tief, daß ihr Haupt auf Wilhelms Schoß zu liegen kam und ihr die Kraft fehlte, es wieder zu erheben. Nicht

einmal den Versuch dazu machte sie; denn ihr Haupt ruhte ja so sicher, und ihres Beschützers Stimme tönte so ruhig, so behaglich, daß sie sie schließlich nicht mehr von dem Gesumme der Bienen zu unterscheiden vermochte. Dann war die kleine Waise eingeschlafen, fest eingeschlafen nach den vielen Erregungen der letzten Stunden, so fest und ruhig, als hätte sie, anstatt auf der Steinbank neben dem fremden Manne, im Schoß der Mutter geschlummert.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Schwestern.

Höher war die Sonne gestiegen und heißer brannten ihre Strahlen auf Wald, Flur und Strom nieder. Um die Mutter Gottes in ihrem blauen Seidenmäntelchen herum herrschte dagegen schattige Kühle. Sogar Mücken und Fliegen hielten sich fern von ihr, was ungläubige Gemüter natürlich dem strengen Duft der Walnußblätter zuschrieben. Eine Viertelstunde saß Wilhelm so da, und noch eine, ohne daß das Verlangen in ihm rege geworden wäre, die geschlossenen Augen auf seinem Schoße sich öffnen zu sehen. Wie zuvor Evchen, so beschlich auch ihn bei dem leisen Geräusch der im Sonnenschein schwirrenden Insektenwelt tiefe Müdigkeit.

Die ihm vorschwebenden Bilder begannen sich zu verwirren, als plötzlich auf der anderen Seite der Mauer sich schnelle Schritte näherten. Wilhelm horchte hoch auf.

„Wie grausam," ertönte das tiefe Organ eines Mannes, „mich in der hohen Sonnenglut zum Wettlauf zu zwingen!"

„Ich verstehe sie nicht," antwortete mit zurückweisender Kälte eine sanfte Mädchenstimme in etwas fremdländisch akzentuiertem Deutsch.

„Meine Bewegung sollte Ihnen entgangen sein?" versetzte das an zitternden Gurgeltönen reiche tiefe Organ, „Antonia — teure Antonia, o, leugnen Sie es nicht," und einen Schauer

fühlte Wilhelm bei diesem Namen durch seine Adern rieseln, „gönnen Sie mir die süßeste aller Hoffnungen, indem Sie einräumen, daß Sie nicht unabsichtlich diesen abgelegenen Teil des Parkes aufsuchten, daß Sie endlich aufhören, meine Huldigungen zu mißachten."

„Woher Sie das Recht zu einer solchen Sprache ableiten, ahne ich nicht," erwiderte die sanfte Stimme mit unverkennbarer Besorgnis, „nur um durch die Parkpforte einen Blick auf die Landstraße zu werfen, begab ich mich hierher. Ich erwarte meine Schwester, und von jedem stromaufwärts fahrenden Dampfschiff glaube ich, daß es sie brachte; ich hoffe, diese Erklärung genügt, Ihnen die letzten Zweifel zu rauben."

„Nimmermehr genügt sie, Miß Antonia," versetzte der Mann dringender, „schon vor zwei Stunden fuhr das fällige Boot vorüber — die Erwartete hätte längst hier sein müssen —"

„Wenn Sie in der Tat freundliche Teilnahme für meine Person hegen," fiel die sanfte Stimme mit verkürztem Atem ein, offenbar um das abzuschneiden, was jener noch hinzufügen wollte, „wenn noch Achtung vor Ihrem eigenen elterlichen Hause in ihnen lebt, so lassen Sie es das letzte Mal sein, das Sie meine Bewegungen falsch deuteten — treten Sie zurück, Herr Sammel — zwingen Sie mich nicht zum äußersten —"

„Antonia, heißgeliebte Antonia," unterbrach die tiefe, unheimlich vibrierende Stimme das Mädchen, „ich gehe nicht von dannen, ohne den süßen Lohn von Ihren Lippen —"

„Herr Sammel," rief Antonia unter hervorbrechenden Tränen aus, „ein Dämon wohnt in Ihnen, daß Sie mich zwingen, die Zufluchtstätte im Hause Ihrer Eltern aufzugeben —"

„Und wäre der Tod mein Lohn dafür," röchelte die Stimme des Mannes, „ich lasse nicht von Ihnen, ohne die süßen Beweise Ihrer Gunst empfangen zu haben — nein — und kostete es mich Tausende — Hunderttausende — selbst eine ewige Vereinigung um solchen Preis —"

„Gibt es denn keine rächende Hand!" drang es verzweiflungsvoll von den Lippen der Verfolgten, und ergriffen von Todesangst, suchte sie sich unter Aufbietung ihrer äußersten Kräfte der rohen Umarmung ihres Gegners zu erwehren.

In diesem Augenblicke tauchte Wilhelms Haupt neben der Nische über der Mauer auf. Bei der immer drohenderen Wendung, die das von ihm erlauschte Gespräch nahm, hatte er die Reisetasche sanft unter den Kopf seines fest schlummernden Schützlings geschoben. Dann war er auf die Bank gestiegen, wodurch er einen Überblick über die vor einer nahen Laube in dem Parkwege sich entwickelnde Szene gewann. Er sah einen kleinen breitschulterigen Mann, etwa seines Alters und gekleidet in einen hellfarbigen modischen Anzug, wie er eines jungen Mädchens Hand hielt, den rechten Arm nach deren entsetzt zurückgebogenem Haupt ausstreckte und sein stark gerötetes, von einem kurzen blauschwarzen Vollbart eingerahmtes Gesicht mit großen aufgeworfenen Lippen und vorquellenden Augen dem todbleichen Antlitz nähernd, sie in die Laube hineinzuziehen trachtete. Einige Sekunden schien Wilhelm diesen Anblick nicht zu begreifen. Dann aber rief er mit vor Entrüstung bebender Stimme in den Park hinein: „Herr Sammel, stehen Sie ab von Ihrem schmachvollen Verfahren, wenn die von der jungen Dame angerufene rächende Hand sie nicht wirklich treffen soll!"

Als wäre ein Blitz vor ihm niedergefahren, prallte Sammel von dem halb ohnmächtigen Mädchen zurück und gleichzeitig trat peinliches Schweigen ein. Der Wechsel der Lage war ein zu plötzlicher gewesen. Alle bedurften der Zeit, sich mit der Wirklichkeit vertraut zu machen.

Wen er in der schwarzgekleideten jungen Dame vor sich sah, bezweifelte Wilhelm nicht. Aber nachdem er mit reger Phantasie nach dem Modell seines Schützlings sich ein blondlockiges Ideal mit lachenden blauen Augen geschaffen hatte, war seine erste Empfindung die einer Enttäuschung. Eine schlanke Gestalt, geschmückt mit allen Reizen des schönsten jungfräulichen Ebenmaßes war es wohl, auf der seine Blicke bewundernd ruhten; anstatt jedoch in ein rundes, in lieblicher Jugendfrische prangendes Antlitz, schaute er in bleiche, ernste Züge, die durch das klassische Oval einen gewissenen frauenhaft schwermütigen Ausdruck erhielten. Dabei waren die großen Augen dunkel und von einer samtähnlichen Weichheit, beschattet von langen schwarzen Wimpern und scharf begrenzten Brauen. Auch

das glatt gescheitelte und einfach aufgesteckte starke Haar war dunkelbraun, dagegen erinnerten die gerade Nase und die vollen Lippen an die kleine Schläferin draußen auf der Steinbank. Ansprüche auf die Bezeichnung einer regelmäßigen Schönheit durfte die junge Engländerin nicht erheben, zumal eine, sanfte Neigung der Mundwinkel nach unten einen herben, sogar strengen Ausdruck erzeugte. Jetzt blickte sie tief aufatmend nach der Mauer hinauf, von woher ihr Rettung geworden war. Zugleich aber breitete Schamröte sich über ihr Antlitz aus. Von einem Fremden während des entwürdigenden Angriffs beobachtet worden zu sein, erschien ihr fast ebenso furchtbar, wie der Angriff selbst, und doch fehlte ihr die Kraft, sich der peinlichen Lage zu entziehen.

Sammel fand zuerst Worte. „Seit wann ist es Sitte geworden," rief er sich in die Brust werfend, Wilhelm zu, „daß Fremde sich erkühnen, in das Eigentum anderer einzudringen."

Wilhelm betrachtete ihn mit unsäglicher Verachtung. Einer Antwort würdigte er ihn nicht. Er wollte sich Antonia zukehren, als Sammel, die Arme herausfordernd verschränkend, dicht an die Mauer hintrat.

„Wenn ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein," hob er zitternd vor Wut an, „so leite ich daraus das Recht für mich her, den Namen desjenigen zu erfahren, der sich eines offenen Hausfriedensbruches schuldig machte."

„Mein Name ist Humber," antwortete Wilhelm kurz.

„Humber?" rief Sammel sichtbar unangenehm überrascht aus; „Humber? Wohl gar ein Mitglied der Firma Heron?"

„Mein Name ist Humber," wiederholte Wilhelm in demselben ruhigen, abweisenden Tone, und seine Blicke von Sammel abziehend: „Ich stehe zu Ihren Diensten Miß King, und bitte um die Erlaubnis, ein mir anvertrautes Kleinod Ihnen zuzuführen."

Da belebten Antonias Züge sich in freudigem Erstaunen. „Eva?" fragte sie laut. Es war das einzige, was sie in ihrer Erregung hervorzubringen vermochte. Gleichzeitig aber erklang auch von der Bank her der Ruf: „Antonia! Antonia!" über die Mauer. Nun hob Wilhelm die Kleine empor und ließ sie von seinen Armen in den Park hinabschauen.

„Meine Schwester! Meine Antony!“ jubelte Evchen wiederum, sobald sie das traute Antlitz erblickte, dem vor Wehmut und Freude die hellen Tränen über die Wangen rollten; „meine Antony — zu dir möcht ich!“

„Teures, teures Kind,“ schluchzte Antonia, ihre Arme der Kleinen entgegenbreitend, und zu Wilhelm in flehendem Tone: „oh, Herr, eine kurze Strecke gehen Sie zurück — ein Pförtchen werden Sie erblicken — ich eile, es zu öffnen,“ und sich hastig umkehrend, entfernte sie sich in der angedeuteten Richtung.

Der junge Hirsch Sammel, der so lange wie seinen Sinnen nicht trauend dagestanden hatte, mochte geneigt sein, Mißverständnisse vorschützend, sich zu entschuldigen; denn er lüftete seinen Hut mit einem verbindlichen: „Herr Humber.“ Allein dieser beachtete ihn nicht. Er stieg von der Bank, und Reisetasche und Hütchen ergreifend, folgte er der Kleinen, die, so schnell ihre Füßchen sie nur tragen wollten, an der Mauer hinlief. Die Hälfte der Strecke hatten sie erst zurückgelegt, als Antonia durch die Pforte trat und ihnen entgegeneilte. Gleich darauf sank sie auf die Knie, die in ihre ausgebreiteten Arme stürzende Schwester an ihr Herz drückend, das kleine liebe Antlitz mit heißen Küssen bedeckend.

„Evchen, Evchen!“ tönte es immer wieder, halb erstickt durch krampfhaftes Schluchzen, und Träne auf Träne sandten die dunklen Augen auf das blonde Lockenhaupt nieder, „jetzt sind wir beide ganz allein; aber bei mir sollst du bleiben, und ich bleibe bei dir, wohin auch immer das Geschick uns verschlagen mag!“

„So sehr schön ist es hier, und bei guten Menschen wohnst du,“ erwiderte die Kleine zärtlich, „dort auf der Bank haben wir gesessen und wußten nicht, daß du so nahe seiest.“

Antonia, an die Anwesenheit eines Zeugen erinnert, erhob sich. Ihre Blicke begegneten denen Wilhelms. Blutrot schoß es ihr in's Antlitz, das dadurch einen unbeschreiblichen Liebreiz erhielt. Einige Sekunden zögerte sie; dann reichte sie Wilhelm die Hand.

„Sie haben das Kind beschützt,“ sprach sie mit unsicherer Stimme, „meine Dankbarkeit dafür kennt keine Grenzen —“

„Erst in Königswinter wurde Evchen mir von einem vortrefflichen Manne anvertraut," suchte Wilhelm einfallend den Dank zurückzuweisen, „und ich wüßte nicht, wie ich über meine Zeit ansprechender hätte verfügen können, als indem ich das liebe freundliche Kind hierher begleitete."

„Diese Blumen," beteiligte Evchen sich lebhaft an dem Gespräch; alles ist von dem Herrn; und wunderbare Märchen erzählte er mir, bis ich an seiner Seite einschlief."

„Ja, wir plauderten, bis uns endlich die Müdigkeit übermannte," nahm Wilhelm wiederum das Wort, „und wenn ich lustige Märchen erzählte, so erfuhr ich durch meine freundliche Begleiterin eine kleine Lebensgeschichte, wohl geeignet, das Herz in erhöhtem Grade für sie zu erwärmen."

Antonia's Lippen zuckten.

„Eine traurige, eine sehr traurige Geschichte," bestätigte sie, „ach, wenn ich nur wüßte, daß mit dem letzten herben Schlage das Maß unverdienten Mißgeschicks voll geworden ist" — sie wies auf Evchen — „und der letzte Segen der sterbenden Mutter eine Wandlung zum bessern bewirkte."

Ihre Augen schwammen wieder in Tränen. Aber diese mit Gewalt zurückdrängend, kehrte sie sich dem mit ängstlicher Spannung zu ihr aufschauenden Kinde zu.

„Es ist nichts, Evchen," beruhigte sie liebevoll, „dein schwarzes Kleidchen und das meinige erweckten trübe Erinnerungen — nun ist alles wieder gut; wohin wir kommen, jeder nimmt uns gütig auf, schon allein um einer so jungen Waise willen."

„Ungern möchte ich meine Aufgabe schon hier als erfüllt betrachten," bemerkte Wilhelm ehrerbietig, als er in Antonias Augen eine gewisse Unentschlossenheit entdeckte, „Evchen empfiehlt sich zwar selbst genug, allein beim Eintritt in ein fremdes Haus erleichtern einige herzliche Worte oft den plötzlichen Übergang in andere Verhältnisse. Ich finde zugleich Gelegenheit, mich dem ältern Herrn Sammel vorzustellen, der in Geschäftsverbindung mit dem Hause meiner Angehörigen steht."

Antonia schwankte. Dann errötete sie wieder tief, indem sie mit einer matten Handbewegung nach dem Park hinüberwies.

„Aber nichts davon," bat sie kaum verständlich, „— ich bitte darum —"

„Ich möchte nur meine kleine Schutzbefohlene gewissenhaft in ihr neues Asyl einführen," erwiderte Wilhelm.

Ein Blick des Dankes aus den sanften dunklen Augen lohnte ihn für die in seinen Worten sich offenbarende Teilnahme. Dann kehrte Antonia sich um, die Richtung nach der Parkpforte wählend. Doch schon nach den ersten Schritten blieb sie wieder stehen.

„Nein, nicht durch den Park," sprach sie, ohne ihre Blicke zu erheben, „die Wege in demselben sind gewunden und daher viel weiter — bleiben wir lieber auf der Landstraße."

Sie erbleichte, und unendlich traurig klang ihre Stimme, indem sie fortfuhr: „Bis jetzt liebte ich den Park mit seinen schattigen Gängen, aber jetzt — ich fürchte, diesen Genuß in Zukunft als mir nicht mehr gebührend betrachten zu müssen."

Die letzten Worte sprach sie leise über des Kindes Haupt hin. Wilhelm verneigte sich leicht zum Zeichen des Verständnisses und fragte dann bescheiden:

„Die Familie des Herrn Sammel ist auf das Eintreffen des kleinen lieben Gastes vorbereitet?" „Erst seit vorgestern, ich wurde selbst so spät benachrichtigt," antwortete Antonia schmerzlich seufzend.

Langsam waren sie an der Mauer hingeschritten. In das ernste Gespräch vertieft, achteten sie nicht darauf, daß ein einzelner Fußgänger sich ihnen näherte. Erst als Evchen sich scheu neben ihre Schwester hindrängte und, wie Schutz suchend, deren Hand ergriff, wurden sie aufmerksam auf ihn.

Ein alter, bereits etwas gebeugt gehender Mann war es in der Tracht der Dorfbewohner. Schwere Schuhe mit Schnallen, Strümpfe bis an die Knie und ein blaues Staubhemde bildeten seine Bekleidung. Eine langschirmige Soldatenmütze bedeckte sein graues Haupt. Eine Jagdtasche von abgescheuertem Dachsfell hing an seiner linken Seite; eine uralte einläufige Vogelflinte hielt ihr auf der anderen das Gleichgewicht.

„Ein Freund von mir," beruhigte Antonia ihre Schwester, sobald sie die Ursache ihres Zagens entdeckte; darauf mit einer

leichten Verwirrung zu Wilhelm, „der alte Kilian ist's, Feld- und Weinbergshüter. Eine ehrliche Seele. Ich habe mich seiner besonderen Begünstigung zu erfreuen — Guten Tag, Kilian!" begrüßte sie den alten Mann, als dieser, seine unförmliche Mütze lüftend, mit Ehrerbietung, doch auch vertraulich vor sie hintrat, „hier ist endlich die Schwester, von der ich Ihnen erzählte, und dieser Herr hat die große Güte gehabt, sie mir zuzuführen."

„Welch liebes Kind," sprach der alte Mann, indem er Evchen seine beiden schwieligen Hände reichte, „und die soll bei Ihnen wohnen, Fräulein King?" er schüttelte zweifelnd das Haupt, schien aber seine Blicke nicht von dem befangen lächelnd kleinen Antlitz losreißen zu können, „ob's ein Segen sein wird, mag Gott wissen. Wenn's dem Wein in die Blüten regnet, gibt's nimmermehr vollkörnige Trauben, und die Menschen sind wie die Weinstöcke."

Dann kehrte er sich Wilhelm zu. Ein Weilchen ließ er seine grauen Augen forschend auf ihm ruhen.

„Ein junges, frisches Blut," meinte er darauf mit seiner, hochbetagten Leuten oft eigentümlichen Redseligkeit, „ganz dazu geschaffen, die Welt von einem Ende bis zum andern zu durchstreifen. Glück auf, Herr; nutzen Sie Ihre Zeit, bevor es zu spät ist."

„Nun, Freund," lachte Wilhelm sorglos, „an mir soll es nicht liegen, wenn Ihr guter Rat nicht im weitesten Umfange befolgt wird."

Kilian nickte ihm vertraulich zu und zog wiederum seine Mütze, um sich zu verabschieden.

Zu Evchen aber sagte er: „Viel Glück zu deinem Einzuge in des reichen Mannes Haus," dabei strich die schwielige Hand sanft über ihr Lockenhaupt, und mit rüstigen Bewegungen schritt er davon.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Besuch in der Villa.

Sie hatten die Stelle erreicht, auf der die Mauer ihre Fortsetzung in einem vergoldeten Gitter fand. Auf der anderen Seite des Gitters und wohl hundert Schritte weit von der Straße erhob sich eine im geschmackvollen Stil erbaute Villa. Überaus freundlich, gleichsam einladend, lugte sie aus einem malerischen Haine hochgewachsener Waldbäume hervor. Zu beiden Seiten ging der Hain in üppig wucherndes Gesträuch über, in unregelmäßigen Zwischenräumen überragt von vereinzelten Baumgruppen. Die Fläche zwischen dem Hause und der Landstraße, in der Breite des wohl achtzig Schritt langen Gitters und noch etwas über dieses hinaus, war dagegen in einen englischen Garten verwandelt worden. Sauber gehaltene Rasenplätze wurden durch gelbe Kieswege voneinander geschieden. In den grünen Teppichen selbst waren Beete in Kreis- und Sternform ausgestochen worden, auf denen hier farbenreiche Blumen gemusterte Decken bildeten, dort wieder prachtvolle Blattpflanzen sich zu dem sinnig geordneten Inhalt großer Blumenkörbe zusammendrängten. Chinesische Porzellansessel standen unregelmäßig umher, in ihren grellen Farben seltsam zu dem lichten Grün des kurzgeschorenen Rasens kontrastierend. Auch Marmorgruppen von künstlerischem Wert schmückten das liebliche Blumenreich, und mitten vor dem Hause sandte aus einem Marmorbassin zwischen mehreren kämpfenden Bronzeknaben ein gewaltiger vergoldeter Fisch einen starken Wasserstrahl wohl zwanzig Fuß hoch empor, im Niedersinken lustig auf den goldig schillernden Köpfen und Rücken der Knaben spritzend.

„Wie schön, wie sehr, sehr schön!" verlieh Evchen ihrem Erstaunen leise Ausdruck. Dann wurde sie still wie ihre Begleiter. Mochte ihre Sinne ein Rausch umfangen: draußen auf den Feldern, wo jede Blume, die sie zu erreichen vermochte, ihr unumschränktes Eigentum war, hatte sie sich heimischer gefühlt. Sie war sich bewußt, in eine ihr fremde Sphäre zu treten.

Sie erreichten das Tor, auf dessen Pfeilern zwei vergoldete Gazellen Wache hielten. Ohne Säumen traten sie in den Garten ein. Statt des Fahrweges aber wählten sie einen schmaleren Seitenweg, der in einem Bogen vor das Haus führte. In dem Maße, in dem sie sich dem Hause näherten, schien Antonias Befangenheit zu wachsen. Wilhelm beobachtete sie aufmerksam. Er begriff, daß die Einführung der Schwester sie beängstigte, seine Anwesenheit aber ihr keineswegs den herben Kampf erleichterte, vielmehr dazu beitrug, ihre Besorgnis vor den voraussichtlich stattfindenden Szenen zu erhöhen.

Auf halbem Wege kamen ihnen zwei große Neufundländer Hunde schweifwedelnd entgegen. Gleichmütig beschnupperten sie Wilhelm. Dann schritten sie unter Antonias schmeichelnder Hand hinweg zu Evchen hinüber, die eben nur durch das Fremdartige, sie Beängstigende der Umgebung gehindert wurde, laut aufzuschreien. Aber fest umklammerte sie die Hand Antonias und dichter schmiegte sie sich an diese, während ihr armes Herzchen klopfte, als hätte es die kleine Brust zersprengen wollen.

„Es sind gute Tiere," flüsterte Antonia ihr zu, „ich bitte dich, verrate keine Furcht. Nur liebkosen wollen sie dich, Bekanntschaft schließen mit ihrer neuen Freundin."

Evchen bezwang sich mit wahrem Heldenmute, mochte sie immerhin den freien Arm krampfhaft an ihren Körper pressen. Aber eindringlicher noch, als die Schwester beruhigten sie die Tiere selber, indem sie abwechselnd, wie zum Gruß, ihr die Hand leckten und treuherzig in die blauen Augen schauten. Es war, als hätten sie Mitleid empfunden mit der kleinen Waise, auf der vom Balkon aus ein halbes Dutzend Blicke mit kalter Neugierde ruhten.

„Wie die Hunde sich zu deinem Einzuge freuen," sprach Wilhelm laut mit dem heiteren Selbstbewußtsein eines unabhängigen Mannes, „einen wunderbaren Instinkt besitzen diese Tiere; bösen Menschen nahen sie sich nicht schmeichelnd; sie sind in vielen Fällen die Träger der Gesinnungen ihrer Herren."

Sie begannen die breiten Marmorstufen zu ersteigen, die nach dem Balkon hinaufführten. Es waren ihrer zwölf. Wilhelm gewann also Zeit, bevor er die oben versammelte

Gesellschaft begrüßte, deren einzelne Mitglieder flüchtig zu prüfen.

Man hatte das Frühmahl längst beendet, gefiel sich aber noch in der Nachbarschaft des gedeckten Tisches. Die Stühle waren indessen etwas weiter zurückgeschoben worden und standen nach der Laune jedes einzelnen. Seitwärts von dem Tisch, jedoch nahe genug, um diesen als Stützpunkt für seinen Arm benutzen zu können, saß der Hausherr, ein angehender Sechziger. Seine Ähnlichkeit mit dem Menschen, den Wilhelm als den jüngeren Sammel kennen lernte, war auffallend, namentlich mit Rücksicht auf die aufgeworfenen Lippen. Dagegen fehlte ihm der Bart, wie überhaupt sein Antlitz einen gesetzteren, aber auch selbstbewußteren, für diejenigen, denen er nicht wohl wollte, sogar unnahbaren Ausdruck zur Schau trug. Auf seine Wohlbeleibtheit schien er großen Wert zu legen, denn erhaben bog er Kopf und Schultern so weit nach hinten, daß es bei seiner körperlichen Kürze den Eindruck hervorrief, als habe sein abgöttisch verehrter Bauch dicht unter dem Kinn seinen Anfang genommen. Ihm gegenüber in ähnlicher Benutzung des Tisches saß seine bessere Hälfte, eine ebenfalls zur Wohlbeleibtheit hinneigende hohe Dreißigerin mit kleinen lebhaften schwarzen Augen und zeitgemäßer hochgetürmter Frisur. Sie war seine zweite Frau, die Mutter vier hoffnungsvoller Töchter von acht bis vierzehn Jahren. Es konnte daher nicht überraschen, daß sie ihrem Stiefsohn gestattet hatte, allmählich in eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zu ihr zu treten. So stand er auch jetzt neben ihr, das Haupt vertraulich ihr zugeneigt und mit sichtbarer Hast und unterdrückter Stimme zu ihr sprechend.

Die vier kleinen Fräuleins endlich — ach, die armen Dingerchen verschuldeten ja nicht, daß ihnen von der Natur die väterlichen starken Lippen verliehen worden und ihre schwarzen Augen, nach dem mütterlichen Vorbilde, etwas zu klein geraten waren. Dagegen hatte nie ein Löwe stattlichere Mähnen aufzuweisen, als sie den vier Fräuleins glänzend schwarz und aufgelöst tief auf den Rücken hinabfielen. Dabei funkelten ihre kleinen Äuglein um die Wette mit denen der glücklichen Mutter, und eine Art des Lachens hatten sie und des Bewegens, die

bereits sehr stark an erwachsene Menschen erinnerte. Sie waren in der Tat der Stolz des Vaters und die Freude der Mutter, und es brauchten ja nur noch einige Jahre zu verrinnen, um sie eine nach der anderen, wie bei einem gut berufenen Bäcker die warmen Brötchen, aus dem elterlichen Hause scheiden und dem Manne kluger elterlicher Wahl folgen zu sehen. Jetzt waren sie freilich noch kindlich, trotz Englisch, Französisch, Italienisch und Tanzen sogar noch sehr kindlich. Sie freuten sich über alles, über Spazierfahrten und neue Kleider, selbst über die Vermehrung des Hausstandes um eine noch unausgewachsene Engländerin, ein Spielzeug, wie sie es bisher noch nicht kennen gelernt hatten. Darum saßen sie auch so still und erwartungsvoll, als sie ihre Miß — so wurde Antonia schlechtweg genannt — in Begleitung eines Herrn und eines Kindes in den Garten treten und den Weg nach dem Balkon einschlagen sahen. Mußte sich doch in den nächsten Minuten entscheiden, ob das neue Spielzeug geeignet sei, wie ein junger Neufundländer geneckt und zum Bellen gereizt zu werden.

Bevor Wilhelm mit seiner Begleitung auf dem Balkon eintraf, küßte der junge Sammel seiner Stiefmutter zärtlich die Hand, infolgedessen diese ihm ebenso zärtlich zunickte, worauf er, ohne den Besuch seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, im Innern des Hauses verschwand. Höflich begrüßte Wilhelm die Damen des Hauses, dann stellte er sich ebenso höflich dem alten Sammel vor.

Die Blicke der kleinen Fräuleins waren unterdessen so starr auf Evchen gerichtet, daß diese sich noch ängstlicher, als zuvor bei ihrem Zusammentreffen mit den Hunden, an ihre Schwester schmiegte. Offenbarte sich doch in den vielen Augen wahres Erstaunen, daß ein so unbedeutendes Persönchen, und obenein mit einem blonden Lockenkopf, fertig jene Sprache sprechen sollte, die den Fräuleins selber so unendlich viel Schwierigkeiten bereitete. Die Mutter betrachtete den kleinen Gast nur oberflächlich und sie hatte genug von ihm. Ebensoschnell gelangte sie zu dem Schluß, daß er sich nicht in der Gesellschaft ihrer Töchter zeigen dürfe, schon allein um der blonden Locken willen, die das schöne gleichförmige Schwarz der eigenen Fa-

milie störten, wohl gar zu irgendwelchen albernen Vergleichen herausforderten.

Ihr zweiter Blick traf Antonia, ein Blick, der diese bis in ihr bebendes Herz hinein erkältete. Sie ersah daraus, daß die scheinbare Eigenmächtigkeit, mit der sie das gänzlich verwaiste Kind sich hatte zuschicken lassen, eine noch strengere Beurteilung erfahren würde. Gewaltsam drängte sie die eigenen Empfindungen zurück. Aber das Herz schnürte sich ihr zusammen, indem sie, zaghaft auf Evchen weisend, mit einem schwer erzwungenen Lächeln sprach: „Hier bringe ich die junge Waise, für die Ihr Wohlwollen zu erbitten ich mir erlaubte. Sie hegt den besten Willen, sich die gütige Nachsicht aller Hausgenossen zu erwerben."

Frau Sammel nahm, trotz ihres scharfen Gesichtes, die an goldener Kette von ihrem sehr bemerkbaren Halse niederhängende Lorgnette und betrachtete das sichtbar in Todesangst versetzte Kind eine Weile schweigend.

Die Fräuleins rückten näher zusammen, um bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit kichernd ihre Ansichten über den furchtsamen Gast auszutauschen.

„Ich hoffe, das Mädchen spricht ein gebildetes Englisch," bemerkte Frau Sammel endlich zu Antonia, indem sie die Lorgnette graziös fallen ließ.

„Sie kam nie von der Seite ihrer Mutter," antwortete Antonia fest, als hätte darin die größte nur denkbare Empfehlung gelegen.

„You speek english mit de Lähdies," kehrte die besorgte Dame des Hauses sich Evchen wieder zu, indem sie auf die vier Fräuleins wies.

Evchen erschrak tödlich, es war ihr nicht möglich, ein Wort hervorzubringen.

„Sie ist noch befangen — die fremdartige Umgebung —" trat Antonia flehend für ihre Schwester ein — „nachdem sie nähere Bekanntschaft mit den jungen Damen geschlossen hat, wird sie gewiß sich ihre Nachsicht und Zufriedenheit erwerben."

„Also blöde," versetzte Frau Sammel achselzuckend; dann zu den Fräuleins: „So zeigt ihr der jungen Miß, daß ihr

neben Deutsch, Französisch und Italienisch auch mit dem Englischen umzuspringen versteht."

Doch die Fräuleins vermochten nur zu kichern, was der Mutter wiederum ein ungeduldiges Achselzucken entlockte, worauf sie, zu Antonia gewendet, großmütig zugab: „Die Neuheit der Situation wirkt allerdings auf die jungen Gemüter ein, aber ihre Aufgabe ist es, meine gute Miß, durch entsprechende Vorträge die jungen Damen auf alle Situationen vorzubereiten."

Antonia errötete, und tiefer prägte sich der herbe Zug um ihre Lippen aus. Sie mochte ahnen, daß das Zwiegespräch zwischen Mutter und Stiefsohn dazu beigetragen hatte, dem Kinde einen unfreundlichen Empfang zu bereiten. Zu Wilhelm, der mit Bedacht sich in eine lebhafte Unterhaltung mit Sammel vertieft hatte, wagte sie nicht aufzuschauen. Willkommen war ihr daher, als Frau Sammel herablassend ihr gestattete, sich zurückzuziehen.

Höflich grüßend entfernten sich die Schwestern. Beiden perlten Tränen in den Augen.

„Darf ich hoffen, bevor ich von hier scheide, Ihnen noch Lebewohl sagen zu können?" begleitete Wilhelm seine höfliche Verbeugung.

Antonia wollte antworten, aber Frau Sammel kam ihr zuvor.

„Ich werde Sie rufen lassen," sprach sie über die Schulter zu ihr.

Hastig trat Antonia in das Haus.

Wilhelm hatte auf ein einladendes Zeichen Sammels wieder Platz genommen, worauf dieser sehr verbindlich von seiner Genugtuung sprach, den jungen Repräsentanten der guten Firma Heron auf seinem bescheidenen Landsitz zu begrüßen.

„Die Bezeichnung Repräsentant muß ich zurückweisen," antwortete Wilhelm, „und hoffentlich bleibt mir noch recht lange die Notwendigkeit fern, als Teilnehmer in das Geschäft meines Großvaters einzutreten. Nur auf einer Vergnügungsreise befinde ich mich, und meine Anwesenheit hier habe ich einfach einem glücklichen Zufall zu verdanken."

Das volle Gesicht Sammels legte sich in verbindliche

Falten, dann erwiderte er mit einer, mehr durch die Augen, als durch sein kräftiges Genick ausgeführten Verbeugung: „Danke, danke, mein lieber Herr; glücklich nennen Sie den Zufall — in der Tat sehr schmeichelhaft. Mögen Sie die Überzeugung von hier fortnehmen, daß die Gastfreundschaft auf der bescheidenen Villa Sammel eine unbegrenzte ist. Aber Sie haben einen weiten Weg zurückgelegt, mein teurer Herr Humber; darf ich Sie zu einigen Erfrischungen einladen? Jean Baptist, neue Gläser!“ rief er über die Schulter dem in der Vorhalle harrenden Diener zu.

Höflich, jedoch entschieden lehnte Wilhelm die Einladung ab. Um keinen Preis hätte er Salz und Brod mit Leuten gegessen, die durch ihr Benehmen gegen Antonia und ihr liebliches Schwesterchen seinen Widerwillen erregt hatten.

Er hatte sich erhoben und griff nach seinem Hut, worauf Frau Sammel dem Diener befahl, die Miß und ihre Schwester zu rufen. Dann beschäftigte sie sich damit, ein Stückchen Brotkrume in eine Kugel zu kneten, während ihr Gemahl nur noch Sinne für das Herrichten einer Zigarre zu haben schien.

Als die Schwestern eintraten, ging Wilhelm ihnen schnell entgegen, sich sofort an Antonia wendend: „Ich muß Ihnen Adieu sagen. Gleichzeitig möchte ich Sie versichern, daß es mich als ein besonderer Glücksfall dünkt, durch Evchen der Ehre Ihrer Bekanntschaft teilhaftig geworden zu sein. Leben sie wohl,“ und er reichte ihr die Hand, in die sie ohne Zögern die ihrige legte, „und wenn ich wagen darf, einen Wunsch auszusprechen, so ist es der eines glücklichen Wiedersehens.“

„Sie haben sich meiner Schwester so gütig angenommen,“ antwortete Antonia mit unsicherer Stimme, denn sie fühlte die Blicke der beiden Sammel. Mehr vermochte sie nicht zu sagen. Aber in ihren Augen ruhte eine tiefe Klage, während der Zug schmerzlicher Entschlossenheit um den lieblichen Mund sich wieder verschärfte. Humber begriff ihre Stimmung und wendete sich schnell an Evchen.

„Und du, mein liebes Kind,“ sprach er aufmunternd, „gewiß erweisest du mir die Freude, mich auf die Straße hinauszubegleiten, wie ich selber dir das Geleite hierher gab.“

Während Evchen mit rührender Bereitwilligkeit an seine Seite trat, empfahl er sich höflich bei Herrn Sammel und der vor verhaltener Wut zitternden Dame des Hauses.

Spöttische Erhabenheit lag in der Art, in der sein Gruß erwidert wurde. Frau Sammel konnte sogar nicht umhin, unter der Maske freundlichster Teilnahme ihm eine Bemerkung mit auf den Weg zu geben, von der sie meinte, daß sie ihn in Antonias Seele bis ins Mark hinein verletzen müsse.

„Sie sprechen das Englisch sehr geläufig," warf sie mit einem bezeichnenden Lächeln hin; „ohne Zweifel haben Sie sich in England längere Zeit aufgehalten — ei, wie das Kind sich zutraulich an Sie schmiegt; sollte man nicht glauben, es stände in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu Ihnen?"

„Meinen Sie eine gewisse Geistesverwandtschaft, dann allerdings muß ich, trotz des großen Altersunterschiedes, ihre Vermutung bestätigen," antwortete Humber und umklammerte die Lehne des Stuhles, auf den er sich zufällig stützte, als hätte er ihn zertrümmern wollen; „auch besuchte ich England, und kann nur die freundlichen Rücksichten preisen, denen ich in mir ganz fremden Häusern und Familien begegnete." Er sandte einen flüchtigen Blick zu Antonia hinüber. Sie ahnte nicht die Bedeutung der hinterlistigen Worte und sah ängstlich, jedoch mit fragender Unbefangenheit, auf ihre Gebieterin.

„Gerechtfertigt, vollkommen gerechtfertigt," unterstützte Sammel seine ergrimmte Hausehre, „das Ansehen der Firma Heron reicht über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus —"

„Wie heute, so reiste ich auch damals zu meinem Vergnügen," fiel Wilhelm abwehrend ein, „ich steifte mich ebensowenig auf meine Beziehungen zu dem Namen meines Großvaters, wie meine kleine Freundin hier sich auf die ihrigen zu einen hochgeachteten Elternpaar. Doch die Zeit eilt —" eine letzte höfliche Verneigung, und er schritt mit Evchen die Treppe hinunter.

„Evchen," hob er mit vor Erregung zitternder Stimme an, sobald sie sich außerhalb der Hörweite des Balkons befanden, „du bist ein liebes, verständiges Kind; wirst du einen Auftrag

an deine Schwester ausrichten können, ohne daß es den Argwohn deiner künftigen Hausgenossen erregt?"

Evchen, noch immer unter dem Eindruck der jüngsten Erfahrungen, schien um Jahre gealtert zu sein. Leise offenbarte sie ihr Verständnis und ihre Bereitwilligkeit, und Wilhelm fuhr fort: „So präge dir meine Worte genau ein; keins darfst du vergessen. Es gibt Menschen, die weniger aus Böswilligkeit, als aus Laune nicht gern fremde Gesichter um sich sehen, und bei solchen Leuten befindet sich deine Schwester. Unmöglich ist es nicht, daß schon nach den ersten Tagen sich alles ändert und man dich als ein liebes Mitglied der Familie betrachtet —"

„Nein, o nein," flüsterte Evchen mit einem scheuen Blick über ihre Umgebung, „alle im Hause hassen mich und Antonia — o, ich fürchte mich so sehr — ich möchte fort — daß ich gekommen bin, macht die Menschen noch böser gegen meine Schwester —"

„Beruhige dich," fiel Wilhelm tröstlich ein, „beruhige dich und höre mich an. Du siehst, gleich müssen wir voneinander scheiden, und deshalb ist Eile dringend geboten. Sage also deiner Schwester — merke genau auf — sollten Ereignisse es wünschenswert machen, daß du dich von hier entfernst, so möge sie vertrauensvoll an mich schreiben und den Brief an den Kapitän des Dampfers, auf dem wir zusammentrafen, zur Weiterbeförderung übermitteln. Meinen Namen und den des Kapitäns und Dampfers kennst du; doch höre weiter: sage deiner Schwester, in meinem elterlichen Hause würdest du eine herzliche Aufnahme finden. Ich besäße eine treue Mutter und liebevolle Schwestern, die auch sie mit offenen Armen empfangen würden, wenn das Geschick sie zwingen sollte, ihr jetziges Verhältnis aufzugeben. Hast du mich verstanden?"

„Jedes Wort," bestätigte Eva, und indem sie zu Humber aufschaute, strahlte das liebe Antlitz vor Glückseligkeit, „und solch guten Freund haben wir," fügte sie flüsternd hinzu, wie um nicht von den sich ihr wieder nähernden Hunden verstanden zu werden.

„Einen treuen Freund," versetzte Wilhelm eindringlich, „einen Freund, der nie das in ihn gesetzte Vertrauen miß-

brauchen wird — doch hier sind wir," und in dem Torwege stehenbleibend, kehrte er sich Evchen und zugleich dem Hause zu.

Trauer beschlich ihn, indem er die liebliche Lage der Villa und die reizenden Gartenanlagen mit den Menschen verglich, die dies alles ihr Eigentum nannten. Er dachte an die prachtvollen Waldpilze, die unter ihrem mit weißen Perlen besäeten Scharlachröcklein eitel Gift bergen. Doch dann legte er schmerzlich die Hand auf das blonde Lockenhaupt. „Hoffentlich bleiben bittere Erfahrungen dir fern," sprach er liebreich, „dir und deiner guten Schwester. Um aber auf alle Fälle vorbereitet zu sein, um mich über eure Zukunft zu beruhigen, verlange ich Gewißheit, daß meine Aufträge auch von deiner Schwester nicht mißverstanden wurden. Du erinnerst dich der Bank, auf der wir so froh beieinander saßen. Du nahmst Blumen und schobst deren Stengel in die Ritze zwischen den beiden das Heiligenbild tragenden Blöcken."

„Es geschah nicht in böser Absicht," lispelte das Kind besorgt, und durch die Seele schnitt es Humber, daß in der wachsenden Ängstlichkeit der Kleinen selbst ihm gegenüber sich die Wirkung des herzlosen Empfanges von seiten der Sammelschen Familie kundgab.

„Du hast nichts getan," tröstete er freundlich, „was einer Entschuldigung bedürfte, nein, Evchen; aber ich muß wissen, wie deine Schwester das von mir im Namen meiner Eltern an sie gestellte Ansinnen aufnimmt. Bitte sie daher, auf ein Zettelchen, ohne Angabe von Namen, ihre Willensäußerung niederzuschreiben. Du wirst dann das Briefchen in jene Steinfuge schieben, tief genug, um nicht leicht bemerkt zu werden. Magst auch einige Blumen hinzufügen — ja, Kind, tue das. Morgen im Laufe des Nachmittags komme ich wieder vorüber, und dann finde ich die Nachricht —"

„Uns besuchen Sie nicht?" fragte Evchen traurig.

„Nein; deinetwegen und nicht minder aus Rücksicht auf deine Schwester bleibe ich fern. Aber ich hoffe auf ein Wiedersehen unter günstigeren Verhältnissen. Und nun lebe wohl, Evchen — da sind die beiden Hunde — Castor und Pollux hörte ich sie nennen — sieh, wie zutraulich; sie werden dich

begleiten; fürchte dich also nicht vor ihnen, es möchte auf dem Balkon mißfallen, und wenn du kannst, so blicke recht heiter und antworte auf alle Fragen, wie es sich für ein kindliches gutes Gewissen geziemt. Und nun gehe; ich werde hier stehen bleiben und dir nachschauen, bis du drüben bist."

Krampfhaft drückte Evchen die ihr gereichte Hand. „Leben Sie recht, recht wohl," flüsterte sie, mit aller Macht gegen Tränen ankämpfend, dann kehrte sie um. „Castor — Pollux," ermannte sie sich, zaghaft auszusprechen, um Humber ihren guten Willen zu beweisen. Und Castor und Pollux wedelten mit den zottigen Schweifen, der eine trat auf ihre rechte Seite, der andere auf die linke Seite, daß eben nur noch das Lockenhaupt und die Schultern über sie hinausragten. Und als Evchen erst inne wurde, daß die biederen Gesellen gleichen Schritt mit ihr hielten, sie dabei hin und wieder mit ihren braunen Augen treuherzig anschauten, da legte sie eine Hand auf den Rücken Castors, die andere auf Pollux, daß die Tiere ihr förmlich zulachten. Dann verschwand sie im Innern des Hauses, worauf auch Wilhelm den Rückweg einschlug. — —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Feldhüter.

Gott segne Sie für die tröstliche Zusicherung. Wohl mag ich in die Lage geraten, für eine Waise fremdes Wohlwollen in Anspruch nehmen zu müssen."

So lauteten die Worte auf dem Papierstreifchen, das Humber folgenden Tages kurz vor Abend aus der Fuge zwischen den beiden, das wunderbare Muttergottesbild tragenden Trachytblöcken hervorzog. Eine Butterblume zwischen zwei Tausendschönchen bezeichnete die Stelle, auf der kleine Hände die Botschaft sicher verborgen hatten.

Wieder und immer wieder las Wilhelm die offenbar mit unsicherer Hand geschriebenen Worte. Er nahm auf der Bank Platz und spähte nach der Landstraße hinüber. In jeder neuen

Minute meinte er das Schwesternpaar in seinen Gesichtskreis treten zu sehen. Die Zeit verrann; die Sonne neigte sich den Höhen auf der anderen Seite des Stromes zu. Zarter Nebeldust lagerte sich, die Annäherung des Abends verkündend, vor Berg und Wald; allein von denjenigen, die er, wenn auch nur flüchtig aus der Ferne wiederzusehen hoffte, entdeckte er keine Spur. Nicht einmal heitere Kinderstimmen drangen aus dem Park zu ihm herüber. Die Villa wie deren liebliche Umgebung waren wie ausgestorben. Und doch saßen der Besitzer und seine Familie auf dem Balkon, sich der verlockenden ländlichen Ruhe und eines ihren Verhältnissen entsprechenden üppigen Mahls erfreuend, während Antonia und Eva, die nach Beendigung des Mahls in den Garten hinabgestiegen waren, begleitet von den beiden Hunden, in den nächsten Laubengängen still lustwandelten. Die vier Fräuleins, die bisher zum Zweck der englischen Konversation an solchen Spaziergängen sich beteiligen mußten, blieben an dem heutigen Abend bei den Eltern zurück. Nach dem Eintreffen der kleinen Miß und der geheimnisvollen Begegnung des jungen Humber mit Antonia sollten die jungen Damen nur dann der letzteren anvertraut werden, wenn die Mutter selbst Muße fand, den Verkehr ihrer Töchter mit den beiden Engländerinnen zu überwachen. Der eigentliche Urheber dieser Maßregel war natürlich der junge Sammel. —

In seinem Grübeln wurde Wilhelm plötzlich durch die Stimme des alten Kilian gestört. Er erschrak fast, als er den greisen Feldhüter so unerwartet vor sich stehen sah, die kurze Maserpfeife im Munde, die langschirmige Mütze höflich in der Hand. Wilhelm erhob sich, um in seiner Gesellschaft nach Königswinter zurückzukehren, ein Entschluß, der von jenem mit sichtbarer Freude willkommen geheißen wurde. „Denn", meinte er:

„das Alter ist geschwätzig, und wer den ganzen Tag einsam zwischen Gärten, Feldern und Weinbergen umherstreift, dem ist eine gute Unterhaltung eine rechte Herzensfreude."

„Sie kommen aus der Villa des Herrn Sammel?" fragte Wilhelm gespannt, indem er an Kilians Seite den Weg stromabwärts einschlug.

„Von dorther," bestätigte der alte Mann, „der Herbst ist vor der Tür, der Vogelfang hat begonnen, und wenn ich ein paar Dutzend Weinvögel und Zippdrosseln aus den Schlingen gelöst habe, so finde ich im Landhause gute Abnehmer für meine Ware. Es geht nichts über reiche Leute — schade, daß sie nach der Weinlese wieder in die Hauptstadt ziehen — wer möchte sich sonst die Mühe geben, das kleine Vogelwild zu rupfen und herzurichten, des Fanges nicht zu gedenken — die armen Dinger — aber sie bringen's groschenweise; und wer seine siebzig Jahre auf den Schultern hat, ist mit Rücksicht auf eine Pfeife Tabak und ein Gläschen Branntwein schon etwas wählerisch geworden." Er lachte gutmütig spottend.

„So sind die Sammels gute Menschen?"

„Nun, Herr, jemandem ins Herz zu sehen, gebraucht's gescheitere Leute, als zu sein ich mich rühmen darf. Was ich von ihnen habe, da sind sie gut genug. Sie lohnen meine Arbeit nach Gebühr; freilich, sie wissen auch, daß ich zuverlässig bin. So erhielt ich auch heute wieder einige Briefe — kaum eine Mühe, sie im Vorbeigehen auf der Post abzugeben, und doch fällt immer eine Kleinigkeit für mich ab," und zum Beweise der Wahrheit zog er aus seiner Jagdtasche zwei Briefe, sie während des Gehens Wilhelm zeigend.

Sorglos und mehr um dem Alten gefällig zu sein, las dieser die Aufschriften. Der eine war an die Firma Brunnert adressiert ihm ein nur zu wohlbekannter Name. Der andere, kleiner und zierlicher, war unverkennbar von derselben Hand mit der Adresse versehen worden, die die Botschaft für ihn auf den Papierstreifen niedergeschrieben hatte. Mit Spannung las er daher die Aufschrift: „An die Herren Schark und Kompagnie zu X", nebst Angabe der Straße und Hausnummer.

„Eine Damenhand," bemerkte er, wie beiläufig auf die Schrift weisend.

„Richtig, Herr," antwortete Kilian, der keine Veranlassung hatte, Schweigen darüber zu beobachten, „Fräulein King hat ihn geschrieben — eine liebe, freundliche Dame, der schwerlich in der Wiege vorgesungen worden war, daß sie noch einmal in die Lage geraten werde, unter fremden Menschen ihr Brot zu essen."

Von Schmerz überwältigt zog Antonia das teure Haupt an sich. (S. 306.)

„Ihre Stellung im Hause Sammels ist wohl eine schwierige?“ forschte Humber klopfenden Herzens.

„Fremde Leute bleiben fremde Leute,“ erklärte der Alte teilnahmvoll, „wär's anders, so möchten ihre Augen wohl lachen, wie's einem jungen Blut geziemt, und nicht so leidvoll dareinschauen, daß einem selber die Augen übergehen möchten. Das Eintreffen des Kindes aber hat böses Blut in der Familie gemacht. Sagte gestern schon, daß es der Kleinen in die Blüten regnen würde, und die Menschen sind ja wie die Weinstöcke. Und was sie dem armen Mädchen anhängen, ich meine der älteren Schwester! Denn unter die Leute ist's getragen worden, sie sei die Mutter des Kindes, und Sie selber wüßten mehr darum, als zu offenbaren Sie für gut befänden.“

„Ahnt sie, daß so unerhört schmachvoll über sie geurteilt wird?“ fragte Humber mit einer Empfindung, als ob eine tödliche Waffe ihn getroffen habe.

„Wer möcht's dem armen Wesen verraten?“ meinte der Feldhüter kopfschüttelnd. „Und dennoch, wenn sie's wüßte, wär's vielleicht besser. Sie ginge, bevor die Menschen mit Fingern auf sie weisen und man ihr den Laufpaß gibt. Himmelschreiend ist's, den Ruf eines ehrlichen Mädchens so in den Staub zu ziehen, zumal ihm die Mittel fehlen, sich zu verteidigen.“

Eine Strecke gingen sie neben einander, als hätte einer den anderen vergessen gehabt.

„Ihr seid der jungen Engländerin zugetan?“ nahm Wilhelm endlich wieder das Wort.

„Sehr — sehr — zugetan,“ bestätigte der alte Mann, wie zum Beweise der Wahrheit jedes Wort mit einer schweren, nach Weichselholz duftenden Rauchwolke aus seiner Pfeife begleitend, „sehr zugetan, Herr, und nicht einen Kramtsvogel löse ich aus der Schlinge, dem ich nicht wünsche, daß er ihr schmecken möge. Und noch soll der erste Laut der Klage über ihre Lippen kommen, oder der Unzufriedenheit mit ihrer Lage. Ein Stolz liegt in ihr, daß sie sterben könnte ohne eine Bitte um ihr Leben, oder jemand ihr Herzeleid und ihren Gram zu verraten.“

„Sie wohnen im Städtchen?" fragte Wilhelm nach längerer Pause schmerzlichen Sinnens.

„Wenigstens nicht weit davon," antwortete der greise Feldhüter, „ich sitze da in einem Häuschen, wie auf einer Art Altenteil. Für Feurung sorge ich selber, und zur Beköstigung habe ich mit einem Nachbar einen Vertrag auf Lebenszeit geschlossen."

„Wäre ich an Ihrer Stelle, ich wüßte, was geschähe."

„An meiner Stelle Herr?"

„Ich meine mit Rücksicht auf die beiden englischen Schwestern. Ich würde Fräulein Antonia zu verstehen geben, daß sie in meiner Hütte eine sichere Zuflucht fände, wenn plötzlich einmal die Not geböte, ihre jetzige Heimstätte aufzugeben. Sie sind ein geachteter, gewissenhafter alter Mann, und dürfen dergleichen kühnlich wagen, und mehr noch: das Bewußtsein, auf alle Fälle in Ihnen einen Rückhalt zu besitzen, raubt der Armsten jenes drückende Gefühl gänzlicher Verlassenheit und erleichtert ihr, Widerwärtigkeiten mit ruhigem Gleichmute zu begegnen."

Ein Weilchen grübelte Kilian über den Vorschlag nach, dann sprach er bedenklich. „Ein guter Rat, und ich will nicht säumen, ihn auszuführen. Doch sie wird nie darauf eingehen."

Unter solchen Gesprächen hatte Dämmerung sich allmählich auf die Erde gesenkt. Stern auf Stern gesellte sich der schmalen Mondsichel bei, die schon in den Nachmittagsstunden über den östlichen Bergen am blauen Himmel hingeschlichen war. Tiefere Schatten lagerten auf den Abhängen; aber im Westen glühte noch immer milde das scheidende Abendrot. Lichter tauchten in allen Richtungen auf, wo Menschen familienweise um den Tisch zusammenrückten, hier ein rußiges Tranlämpchen, dort Kandelaber und Kronleuchter ihren Schein auf Szenen häuslichen Friedens, Sorgens und Genießens warfen.

„Hier liegt meine Heimstätte," brach der Feldhüter nach einer längeren Pause wieder das Schweigen, indem er seitwärts in einen Fahrweg hineinwies, „sollten der Herr mich jemals zu sprechen wünschen: drei-, vierhundert Schritte, und Sie stoßen an ein Büdnergehöft, und hundert Schritte weiter in einem Eschenhain steht meine Hütte und mein Schloß. Da habe ich mit meiner Familie gewohnt, seitdem ich den Militär-

dienst quittierte, also gegen zwanzig Jahre, und jetzt bin ich allein. Die Jungen sind ausgeflogen, Muttern haben wir zu Grabe getragen und ich heiße Kilian. Aber ich wiederhole: sollten der Herr meine Gesellschaft einmal wünschen — vielleicht zum Spaziergange — kenne ich doch alle schönen Aussichtspunkte so genau, wie meine eigenen vier Pfähle, so sind Sie mir an meinem Herde herzlich willkommen."

Der Seitenweg lag bereits hinter ihnen.

„Wohl mag ich bald in die Lage geraten, mich Ihrer zu erinnern," antwortete Wilhelm träumerisch.

„So bleiben Sie noch einige Zeit in dieser Gegend?"

„Ursprünglich war es meine Absicht, allein seit einer Stunde bin ich anderen Sinnes geworden. Schon morgen setze ich meine Reise stromaufwärts fort. Werden sie Fräulein King in den nächsten Tagen sehen?"

„Vielleicht schon morgen," antwortete Kilian zögernd.

„Gut; so überbringen Sie ihr und dem Kinde meine herzlichsten Grüße. Sie selbst aber werden nicht nachteilig darüber denken, wenn ich Ihnen eine Botschaft anvertraue, die in den Händen anderer sicher eine neue Waffe gegen die Ärmste würde. Sprechen sie in meinem Namen Fräulein Antonia Mut zu, und ich ließe dringend raten, sie möchte ihre Schwester nicht länger bei sich behalten, als sie glaubte, es ohne Nachteil für sie beide tun zu dürfen. Sollte hingegen unvorhergesehenes Mißgeschick über sie hereinbrechen, so möchte sie nicht säumen, eine vorläufige Unterkunft bei Ihnen zu suchen, und das weitere dem Kapitän des Dampfers überlassen, der ihre Schwester brachte. Wiederholen sie ausdrücklich," und seine Stimme erhielt, ihm unbewußt, einen wärmeren Klang, „es gäbe eine Grenze, über die hinaus die Langmut und Geduld eines Menschen nicht reichen dürften. Sie möge nicht vergessen, daß sie aufrichtige Freunde besäße, Freunde, die freudig jede Gelegenheit begrüßen würden, ihr mit Rat und Tat zur Seite zu stehen."

„Ich will's bestellen, ja, ich will Ihren Auftrag ausrichten, und Ihr guter Wille wird gewiß anerkannt werden," erwiderte Kilian. „Dagegen auf Ihren Vorschlag eingehen? Nein, nimmermehr geschieht das. Ich bin zwar wenig vertraut mit den

Sitten vornehmer Leute, allein wenn die gute Dame schon zu stolz ist, mich ihre Tränen sehen zu lassen, so weiß ich, was ich davon zu denken habe. Ja, ja, Ihren Gruß will ich ausrichten, und geschähe es dennoch, daß die beiden Schwestern Zuflucht bei mir suchten, so will ich sehen, ob in einem goldenen Schloß ihnen ein herzlicheres Willkommen geboten werden könnte, als unter meinem Strohdach. Ja, ja, ich will es ausrichten."

Sie hatten die Stadt erreicht. Eine kurze Strecke blieben sie noch zusammen. Vor der nächsten Querstraße trennten sie sich wie langjährige Freunde voneinander.

Am nächsten Tage zog Wilhelm von dannen, stromaufwärts, wie er es dem befreundeten Kapitän angekündigt hatte. Stromaufwärts zog er von Ort zu Ort, bald zu Fuß, bald auf dem bekannten Dampfer, je nachdem er sich hier oder dort durch die Naturumgebung gefesselt fühlte, oder er mit Menschen zusammentraf, an deren Gesellschaft er Gefallen fand. Er zog stromaufwärts, aber nicht mehr sorglos und nach lustigen Abenteuern haschend, wie in früheren Tagen, sondern ernst und sinnend, als ob er mit seinem Besuche des Siebengebirges eine schwere Verantwortlichkeit auf seine Schultern geladen hätte. Und anders erschien ihm jetzt der Strom mit seinen rebengeschmückten Ufern. Wenn früher seine Blicke mit ungetrübtem Jugendfrohsinn gedankenlos über alles hinweggeglitten waren, was sein Auge begrüßte, so glaubte er jetzt überall geheimnisvolle Mahnungen zum träumerischen Nachdenken zu entdecken. Es sprachen zu ihm die Sterne, es sprach zu ihm der Mond in den stillen, herbstlich feuchten Nächten. Wunderbare Mären von ewiger Liebe und Treue erzählten ihm die zerfallenen Burgen, die farbenreichen Waldungen und die starren, kühn emporstrebenden Felsen. Liebliche Bilder glaubte er in dem Spiegel des wirbelreichen Stromes zu erkennen, aus seiner Tiefe bezaubernden Gesang zu vernehmen, und sanftes Kosen aus dem Murmeln, mit dem die spielenden Wellen um Riffe und die Schutzbauten der Ufer herumschlüpften.

So verrann Tag auf Tag. Was dem planlosen Wanderer sonst am nächsten lag: die traute Heimat mit allen teuren Angehörigen, es schien in unerreichbare Ferne gerückt, vergessen

zu sein. Warum auch sollte er bangen und sorgen um Verhältnisse, die auf unerschütterlichen Grundfesten sicher aufgebaut waren? Wo im patriarchalischen Wirken und Schaffen die Tage friedlich und sorglos sich abspannen?

Und doch hatte im Hause des alten Heron die Sorge ihren Einzug gehalten, war die sonstige zuversichtliche Ruhe, mit der die Familie in die Zukunft zu schauen pflegte, erschüttert worden. Ein Brief von Brunnert war eingetroffen. Er enthielt die Anzeige, daß von dem Hause Hirsch Sammel alle auf die Zuckerfabrik eingetragenen Summen gekündigt worden waren, die Firma Heron also andere Hilfsmittel zum Betriebe der ohnehin schon mäßig arbeitenden Fabrik heranziehen müsse, wenn ihr Guthaben bei Brunnert und Kompagnie nicht ernstlich gefährdet werden solle. — — —

Wilhelm Humber war bis nach Mainz hinauf gekommen, wo er sich seit zwei Tagen befand, als sein alter Freund, der Kapitän, ihn im Gasthofe aufsuchte und ihm einen, ihm selbst durch den greisen Kilian übermittelten Brief einhändigte. Wilhelm erkannte die Handschrift und las folgende Worte:

„Namenlose Seelenangst zwingt mich zu diesem Schritt. Ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Soll ein zartes Röslein nicht welken und sterben, soll ein Giftwurm nicht sein armes Herz zernagen, so muß es schleunigst in anderen Boden verpflanzt werden."

Die letzten Worte schienen vor seinen Augen ineinander zu zerfließen, in so hohem Grade erregte ihn die Aussicht, wiederum in nahen Verkehr mit derjenigen zu treten, deren Bild sein ganzes Inneres mit einem geheimnisvollen Zauber umfing. Wieder und immer wieder las er die wenigen Zeilen, die von tiefster Bekümmernis und herbsten Seelenkämpfen Kunde gaben. Und doch herrschte in ihm die Empfindung der Freude vor, daß er durch die Tat beweisen konnte, wie ernst er es gemeint hatte, als er Antonia seinen Beistand anbot.

In einer solchen Stimmung verkündete er dem Kapitän, daß er schon folgenden Morgens in seiner Gesellschaft die Reise stromabwärts antreten würde.

Als er sein Ziel erreicht hatte, suchte er vor allem den alten

Kilian auf, der nicht nur daheim, sondern auch vertraut mit allen Verhältnissen war, die Antonia dazu bewogen hatten, sich Rat suchend an ihn zu wenden. Ohne Säumen hing Kilian die rostige Vogelflinte über die Schulter. Er wußte, daß Sammel und seine Familie sich auf einem Ausfluge befanden, daher nichts ihn hinderte, noch selbigen Abends Evchen aus der Villa zu entführen. Gern hätte Wilhelm ihn begleitet; allein er mußte befürchten, daß sein Erscheinen in dem Landhause zu neuen Anfeindungen ausgebeutet wurde. Dann verrannen wohl anderthalb Stunden, die er vor der Tür der beschatteten Hütte verbrachte, als er endlich in dem den Fuß des Berges umkränzenden Waldstreifen die Stimme des alten Mannes unterschied, wie dieser freundlich aufmunternd sprach. Bald darauf vernahm er die schweren Schritte des sich Nähernden, und als er um die Hütte herumtrat, erblickte er den alten Mann, Evchens bekannte Reisetasche tragend, und Antonia, die ihre Schwester führte. Antonia hatte das Haupt geneigt. Der Ausdruck des Schmerzes auf ihrem lieblichen Antlitz trat noch schärfer hervor durch die bleiche Farbe, die in ihrem Kontrast zu dem schwarzen Kleide und dem dunklen Haar an die Reinheit des edelsten Marmors erinnerte.

Sie waren bis auf wenige Schritte herangekommen. Wie des Feldhüters Nacken unter der Zahl der Jahre, so beugte Antonia sich unter der Last der Sorgen und des Schmerzes um die Trennung von der Schwester. Keiner hatte den neben dem Hofzaun Stehenden bemerkt. Plötzlich aber jubelte Evchen laut auf, und sich von Antonias Hand befreiend, eilte sie mit ausgebreiteten Armen auf Humber zu. Dieser hob die Kleine empor, die alsbald ihren Arm um seinen Hals schlang und ihn küßte.

„Nun wird alles gut," sprach sie mit rührender Freude, „Antonia wird wieder am großen Tisch essen und nicht länger brauche ich mich zu ängstigen. Oh, in dem Landhause ist es schrecklich," flüsterte sie, und fester schmiegte sie sich an ihren Beschützer, „man verspottete mich wegen meines schwarzen Kleides und weil mein Haar so hell und so wenig zur Trauer geeignet seien. Und meiner Schwester sagten sie viele böse

Dinge in deutscher Sprache, daß sie sich hätte zu Tode weinen mögen."

„Sie trägt in ihrem Eifer die Farben etwas grell auf," versetzte Antonia, und indem Wilhelm Evchen zur Erde gleiten ließ, reichte sie ihm mit trübem Lächeln die Hand, „allein ich fürchtete, daß die fremden Sitten und Gewohnheiten ihren Frohsinn brechen würden, und darum wagte ich, um Ihren Schutz für sie zu bitten. Nur auf einige Zeit," fügte sie mit wachsender Befangenheit hinzu, „nur auf solange, bis — bis meine eigene Lage eine günstige Wandlung erfuhr — ist es doch herzzerreißend, ein Kind im zartesten Jugendalter den — den Anfeindungen —"

„Sie haben nur eine Bitte erfüllt, die ich selber an Sie zu richten wagte," nahm Wilhelm das Wort, als Antonia abbrach, „hätte ich doch an jenem ersten Tage die Kleine am liebsten sogleich wieder mit fortgenommen. Aber noch ist es nicht zu spät dazu. Du mein liebes Evchen," und schmeichelnd strich er die blonden Locken, „du wirst mit mir reisen zu meinen Eltern, zu meinen Schwestern und zu meinem Großvater, und ich weiß, alle öffnen dir ihre Arme."

„Und Antonia?" fragte Evchen ängstlich, „ich habe sie so viel gebeten —"

„Nein, Kind," fiel Antonia hastig ein, „ich darf meine jetzige Stellung nicht aufgeben. Bin ich doch gut aufgehoben in der Familie des Herrn Sammel; hatte ich in jüngster Zeit wirklich mit Schwierigkeiten zu kämpfen, so wird sich das jetzt ändern. Sprich also nicht mehr davon mein Herzens-Evchen. Wohin du gehst, da bedarfst du nicht meines Schutzes; aber im Geiste bin ich bei dir Tag und Nacht, und in deinen Träumen besuche ich dich und kose ich mit dir, wie in jenen glücklichen Zeiten, da wir noch nicht die Blicke fremder Menschen zu scheuen brauchten, Vater und Mutter —"

Wie ein Hauch erstarb ihre Stimme; sie konnte nicht weiter. Nur unter Aufbietung ihrer äußersten Kraft gelang es ihr, äußerlich ihre Ruhe zu bewahren.

„Sammels billigten die Trennung von der Schwester?" lenkte Humber das Gespräch in ruhigere Bahnen, während sie,

von dem Feldhüter geführt, einer einfachen, mit dem Erdboden mittels Pfählen vereinigten Bretterbank zuschritten und im Schatten eines weit verzweigten Apfelbaumes Platz nahmen.

„Meine Vorstellungen fanden bereitwilliges Entgegenkommen," antwortete Antonia gefaßt.

Humber sah vor sich nieder. Ernste Gedanken beschäftigten ihn. Es wurde ihm offenbar schwer, auszusprechen, was er augenblicklich empfand, denn nur zögernd kam über seine Lippen: „Aus dieser Zustimmung, die keine freundliche Deutung gestattet, schöpfe ich den Mut zu einer anderen Bitte. Fräulein Antonia, wenn Ihnen bange wird in einer feindlichen Umgebung wenn Sie sich vereinsamt fühlen und sich sehnen, Ihr Herz Freunden zu öffnen, o, Miß Antonia, dann seien Sie eingedenk, daß ich eine Mutter besitze, daß ich Schwestern besitze, die sich glücklich schätzen würden, im elterlichen Hause —"

Bleicher und bleicher war Antonia bei Humbers Worten geworden. Dann aber mit sichtbarer Anstrengung sich emporraffend, fiel sie flehentlich ein: Halten Sie ein — ich muß bleiben, wo ich zur Zeit weile. Und dann, unsere Übersiedlung nach der Hauptstadt ist bevorstehend, es beginnen die geräuschvollen Tage des Winters, durch die mir erleichtert wird, in erhöhter Stille und Zurückgezogenheit ein meinen Neigungen entsprechendes Leben zu führen."

„Aber du wirst uns besuchen," bat Evchen mit dem ganzen Zauber holder Kindlichkeit, „du wirst uns besuchen, wie du versprachst —"

„Ich komme, ja, ich komme," gab Antonia nunmehr zu, und leise bebte ihre Stimme, „doch nun beruhige dich — du weißt, daß ich gewohnt bin, meine Zusagen pünktlich zu erfüllen. Nur über das Wann vermag ich nicht zu entscheiden. Ich bin abhängig von andern, und nach ihren Anforderungen habe ich meine Zeit einzuteilen. Aber hören sollst du oft von mir. Ich werde an dich schreiben, und wo deine Kenntnisse nicht ausreichen, zu einem Briefwechsel, da findest du unter deinen freundlichen Hausgenossen gewiß jemand, der dir ratend zur Seite steht —"

„Meine Mutter, meine Schwestern," suchte Wilhelm beruhigend auf Antonia einzuwirken, „große Freude wird es ihnen gewähren, zwischen ihnen und dem Kinde zu vermitteln — und Frauen haben ja ihre eigene, sanfte, vertrauenerweckende Art; von diesem Briefwechsel aber erhoffe ich zuversichtlich, um was ich selbst vergeblich bitten würde. Nein, Miß Antonia, rauben Sie Evchen die freundliche Hoffnung nicht," schaltete er dringlich ein, als er in ihrem Antlitz wiederum den starren Ausdruck einer Weigerung zu entdecken meinte, „sagen Sie nicht zu, lehnen Sie nicht ab, sondern machen Sie Ihre Entschlüsse von der Zeit und den Verhältnissen abhängig."

„So sei es," versetzte Antonia leise, und schmeichelnd strich sie die seidenweichen Locken Evas, dann, von Schmerz überwältigt, zog sie das teure Haupt an sich, zärtlich die großen blauen Augen und die frischen Rosenlippen küssend. Auch Evchen weinte und schmiegte sich an sie an, wie um nie mehr von ihr zu lassen.

Der alte Mann, welcher die in der fremden Sprache geführte Unterhaltung nicht verstand, hatte sich abgekehrt. Auf die lange Vogelflinte gestützt, blickte er in die ihrem Untergange nahe Sonne hinein. Sie schien ihn zu blenden, so röteten sich seine Augen. Endlich erhob Antonia sich.

„Hier nehmen Sie meinen Liebling," sprach sie mit einem unsäglich herben Lächeln, indem sie das Kind Humber zuführte; „wir haben zusammen geweint und gelacht, und vertrauensvoll blicken wir jetzt in die Zukunft. Was Sie und die Ihrigen aber an dem Kinde tun: eine Mutter wird in ihrem Grabe Sie dafür segnen" — sie brach ab; die Fassung drohte sie wieder zu verlassen.

„Innerhalb dreier Tage haben Sie Nachricht," versetzte Humber, die ihm gereichte schmale Hand in der seinigen haltend, „Evchen selber soll schreiben, und bis zu Ihrer Übersiedlung nach der Stadt wird unser alter Freund hier den brieflichen Verkehr vermitteln. Und nun, Evchen," wandte er sich an diese, ein heiteres, sorgloses Wesen erzwingend, „ein weiter Weg liegt vor deiner Schwester, und der Abend sinkt."

Aus Antonias schwermütigen Augen sprach Erschöpfung.

„Kein allzuweiter Weg," wandte sie ein, „doch ist es wohl angemessen, daß ich nicht zu spät im Landhause eintreffe." Dann wieder zu dem Kinde: „So laß uns denn scheiden," und ihre Lippen bebten, „scheiden, als ob unsere Trennung nur wenige Tage dauerte, ich meine mit heiterem Antlitz und hoffnungsvollem Blick."

Sie küßte das Kind noch einmal, und noch einmal reichte sie dem jungen Manne die Hand.

„Leben Sie wohl," sprach sie gefaßter, „den Dank, den ich Ihnen darbringen möchte, Sie finden ihn in sich selbst."

Humber verneigte sich und küßte ihre Hand. Ihm fehlten die Worte. Er meinte, ein Lebewohl auf ewig vernommen zu haben.

„Wir werden wohl mehr voneinander hören," bemerkte er darauf zu dem greisen Feldhüter.

Mit einer hastigen Bewegung ergriff er die Reisetasche, und Evchen sanft neben sich hinziehend, entfernte er sich mit ihr auf dem Wege, den er gekommen war.

Antonia blickte ihnen nach, bleich und starr war ihr Antlitz. Erst als ein in den Pfad hineinragendes Gebüsch die Scheidenden verbarg, belebte ihre Gestalt sich wieder. Schwere Tränen rannen über ihre Wangen und zögernden Schrittes bog sie in den Waldpfad ein, auf dem der greise Feldhüter ihr zur Seite blieb.

Der Abend war unterdessen hereingebrochen. Bald aus dieser, bald aus jener Richtung ertönten Lieder. Gesungen von Leuten, denen das Herz frei und leicht in der Brust schlug, galten sie dem rebenbegrenzten Strome, der Liebe und dem Wein.

Wie schallte es so lustig herüber, und dann wieder so melancholisch:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eines Patriarchen Weihnachtsfreude.

Wochen waren dahingegangen. Die heiteren Herbsttage hatten ihr Ende erreicht und mit diesen die fröhliche Weinlese. Unwirsch streifte der Regensturm die durch Nachtfröste getöteten Blätter von den Bäumen und rüttelte an den Jalousien der nunmehr vereinsamten Villa Sammel.

Wochen, sogar Monate waren dahingegangen, und Eva fühlte sich in dem Familienkreise, dessen Mitglieder förmlich miteinander wetteiferten, sich das Vertrauen des lieblichen Kindes zu erwerben, überglücklich. Wie ein freundlicher Genius belebte sie dafür bald Humbers Häuslichkeit und bald das Arbeitszimmer Herons, und wo nur immer der blonde Lockenkopf auftauchte, da war Freude und Lust, als ob die kleine Waise die Zauberkraft besessen hätte, jeden, mit dem sie in Verkehr trat, wieder in ein Kind zu verwandeln.

Wiederum waren Wochen hingegangen, der Winter war in seine Rechte eingetreten. Ein rechtes Weihnachtswetter war es, und weihnachtlich polterte das Feuer zwischen dem grob gespaltenen Holz im Ofen des alten Heron. Es war der Tag, dessen Abend im strahlenden Lichterglanz und beim Duft harzreicher Tannenbäume begangen werden sollte. Mit banger Erwartung hatte der alte Herr unter den vor ihm liegenden Briefen denjenigen zuerst gewählt, der das Postzeichen „New-York" trug.

„Mag die Kunde mir eine rechte Weihnachtsfreude bereiten," flüsterte er vor sich hin, indem er mit zitternder Hand das Siegel löste, „deren Eintreffen am heutigen Tage soll mir wenigstens als eine gute Vorbedeutung gelten."

Dann las er:

„Mit inniger Freude begrüße ich in Ihnen den verschollenen William Heron, den einzigen Überlebenden jener drei Brüder, der Söhne des vor hundert Jahren aus einem Schiffbruch geretteten Heron. Ihre jüngste Zuschrift hat die letzten Zweifel verscheucht. Nachrichten von der größten

Wichtigkeit harren Ihrer. Über deren Charakter mich näher auszusprechen, verbieten mir besondere, wohlüberlegte Rücksichten und die Möglichkeit, daß der Zufall meinen Brief in unbefugte Hände führen könnte. Nur so viel: Nicht allein Sie tragen das Zeichen des Reihers. Möge ein gütiges Geschick in Ihrem hohen Alter Ihnen die Kräfte erhalten haben, die zu einer Reise hierher erforderlich. Ich zittere bei dem Gedanken, daß meine Hoffnungen sich vielleicht als trügerische ausweisen. In einem solchen Falle bevollmächtigen Sie einen Ihrer, durch das Bild des Reihers beglaubigten Nachkommen. Vorläufig darf ich nur in Rätseln sprechen. Eine heilige Pflicht zwingt mich, vorsichtig im Erwecken von Hoffnungen zu sein. Es gibt Täuschungen, die bitterer sind, als ein langes Leben der Sorge und des Grames. Noch einmal bitte ich dringend: Wenn Ihr körperlicher Zustand und sonstige Verhältnisse es gestatten, so kommen Sie selbst. Als Paßwort für mein Anliegen diene der Name Mary Heron. Hilger."

Nachdem Heron diesen Brief zu Ende gelesen hatte, lehnte er sich, von Schwäche übermannt, zurück.

„Mary Heron! o, wie beim Rückblick auf jene Tage sich alles neu belebt! Mary Heron, bei der Erinnerung an sie werde ich beschworen! Doch warum dieses Geheimnis, wenn keine Zweifel mehr walten? Aber Angehörige sind es, die mich rufen, Kinder meiner Brüder, und wer weiß, in welcher Not sie schweben! O, mein Gott, wenn meine eigene Tochter und deren Kinder hilflos in der Welt umherirrten, ihr Ruf um Beistand ungehört verhallte! Auch sie stammen von dem verwegenen Bill Heron und seiner mutigen Mary. Ja, ja, ich will den Bedrängten zu Hilfe eilen. Für sie will ich tun, was andere vielleicht für die Meinigen tun würden. Ich will annehmen, daß mein Fleiß nicht allein für mich, sondern auch für sie gesegnet wurde."

Er sann eine Weile nach; aber nicht schmerzlich. Leichter schien der Atem sich seiner Brust zu entwinden.

„Und gerade heute," folgten seine Gedanken aufeinander, „heute, am Tage der Freude muß ich den Entschluß zur Reise

fassen! Überraschend wird es alle treffen, daß ich an meinem späten Lebensabend noch einmal hinausziehe in die Welt — und doch kann es nicht umgangen werden."

Neues Grübeln, neues Erwägen.

Plötzlich richtete er sich straff empor. In seinen freundlichen blauen Augen glühte erwachender Jugendmut.

Er verschloß den Brief; zog Papier zu sich heran, und die Feder ergreifend, entstand unter seiner Hand:

„In umgehender Beantwortung Ihres Schreibens, teile ich Ihnen mit, daß ich selbst komme. Sobald die Witterung gestattet, begebe ich mich auf den Weg. In Ihrem, wenn auch geheimnisvoll verschleierten Verfahren offenbart sich innige Teilnahme für die Reiher. Diese warme Teilnahme rufe ich jetzt an. Wo ein Reiher in Not schwebt, da sorgen Sie dafür, daß Mangel gemildert werde. Der Name meiner Firma sagt Ihnen, wie weit Sie ohne Besorgnis gehen können. So geschrieben am Tage des Weihnachtsabends. Um mich her rüstet sich alles zur Freude und zur Lust. Mein Herz schlägt ruhiger, seitdem ich hoffen darf, mit dieser Anordnung anderen meines Stammes, wenn auch erst nachträglich, eine Weihnachtsfreude bereitet zu haben.

„Herrn Hilger, New-York, poste restante," schrieb er auf den Umschlag des Briefes. Dann steckte er ihn zu sich, um ihn selbst zur Post zu tragen. — —

Gleichsam unter den Händen entschlüpfte der Tag. Die Begrüßung und Bescherung des Fabrikpersonals fand nach alter Sitte am ersten Festmorgen statt. Wie bei jedem einzelnen Arbeiter, so wurde auch bei dem Fabrikherrn selber der heilige Abend im Kreise der Familie und den dazu gehörenden Hausgenossen gefeiert. Eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit begannen die Fenster des hochgelegenen Erdgeschosses des Herrenhauses sich zu erhellen. Eine einsame Gestalt war bis dahin auf der vorüberführenden Chaussee langsam auf- und abgewandelt. Dicht verhüllt, zeugte nur das leise Knirschen des gefrorenen Schnees dafür, daß schmale Füße eine leichte Last über ihn hinwegtrugen. Während des Gehens hafteten ihre Blicke mit ängstlicher Spannung an dem Hause. Sobald

sie entdeckte, daß drei nebeneinanderliegende, bisher matt erhellte Fenster einen erhöhten Glanz erhielten, schritt sie nach der Gartenpforte hinüber, wo sie stehen blieb. Ein Weilchen säumte sie noch. Erst als der Ton einer lebhaft geschwungenen Glocke zu ihr hinüberdrang, trat sie in den Garten ein, und dem von Schnee gesäuberten Wege folgend, gelangte sie vor die Haustür. Als wäre sie seit Jahren mit der Örtlichkeit vertraut gewesen, schritt sie nach dem mittelsten der drei hellen Fenster hin. Dort stieg sie auf die Bank, wodurch ihr Antlitz in gleiche Höhe mit den untersten Scheiben trat. Eisfreie Doppelfenster hinderten, daß sie von innen bemerkt werden konnte; außerdem hielt sie sich so weit zurück, wie die Breite der Bank gestattete. Das erste Läuten hatte dazu gedient, alle Hausbewohner in dem Vorzimmer zusammenzurufen. Nicht gestört durch ab- und zugehende Menschen vermochte sie daher, das geräumige Gemach zu überblicken. Ein einzelner Mann befand sich darin: eine ehrwürdige Erscheinung mit weißem, aber noch vollem Haar und im einfachen schwarzen Anzuge. Bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinüberschreitend, prüfte er aufmerksam das unter seinen Händen entstandene Werk. Eine breite Tafel reichte beinahe durch die ganze Länge des Zimmers. Bedeckt mit einem weißen Tuch, trug sie eine Unzahl der verschiedenartigsten Gegenstände, berechnet für jedes Alter und Geschlecht. Nur die großen Schüsseln, die den Mittelpunkt je einer Gruppe bildeten, zeigten denselben hochgetürmten, farbenreichen Inhalt. Ein gewaltiger Tannenbaum stand mitten auf der Tafel und streckte seine Zweige wie segnend darüber hin. Wo nur immer tunlich, waren Lichter auf den Zweigen befestigt worden; in dem bunten und glitzernden Schmuck zwischen den dunkelgrünen Nadeln brachen sich hundertfach die Strahlen der ruhigen Flammen. Eine brennende Kristallkrone und Armleuchter erhöhten die Helligkeit. Große Wandspiegel dienten als Reflektoren und sandten den Glanz hinüber und herüber. Die einsame Lauscherin auf der Steinbank schien geblendet zu werden; denn mehrfach fuhr sie mit einem Tuch über ihre von der Kälte geröteten Wangen, auf die immer wieder die großen, schwermütigen Augen heiße Tropfen hinabsandten. Dann ver-

folgte sie wieder mit angehaltenem Atem die Bewegungen des so milde dareinschauenden Greises, wie er zwischen den Geschenken ordnete, auch wohl ein Namenszettelchen gerade rückte und endlich mittels eines an langem Stabe befestigten Wachsstockes ein übersehenes Licht anzündete.

Die geheimnisvolle Gestalt vor dem Fenster hatte sich so sehr in das Anschauen der freundlichen Szene vertieft, daß sie erschreckt zusammenfuhr, als der alte Herr nach der vor ihm stehenden Klingel griff. Sie erriet seine Absicht, und mit angstvoller Spannung heftete sie ihre Blicke auf die Tür, durch die die Hausbewohner ihren Einzug halten sollten.

Die Glocke ertönte und durch die weit geöffnete Tür drängten sich, eine gewisse herkömmliche Ordnung beobachtend, alle, an die das Greisenherz sich mit ungeteilter Liebe umklammerte.

Vorauf Humber und dessen Gattin, das Urbild eines im regen Schaffen und Streben gereiften Ehepaars. Ihnen folgten die vier Töchter, holde Erscheinungen von zwölf bis siebzehn Jahren, Elise und ihr Bruder Wilhelm. Erstere auf ihren Antlitz nur einen Ausdruck holder Glückseligkeit; Wilhelm dagegen mit dem Gepräge sinnenden Ernstes auf seinen Zügen. Seine Hauptaufmerksamkeit hatte er Evchen zugewendet, die von ihm und seiner ältesten Schwester geführt, ein Bild überschwänglicher Freude zwischen ihnen einherschritt. An diese schlossen der Prokurist des Hauses, der alte Galitz, seine muntere, aber etwas verlegen dareinschauende Ehehälfte und deren Sohn sich an. Dann erschien das übrige Kontorpersonal und endlich die Dienerschaft des Hauses. Und jedes Antlitz blickte glücklich und zufrieden, mit zutraulich ehrerbietigem Gruß trat jeder an dem alten Herrn vorbei.

Unwillkürlich, wie dem Einfluß einer höheren Gewalt gehorchend, hatte die geheimnisvolle Lauscherin sich dem Fenster näher zugeneigt. Ihr letztes Leben schien sich in ihre dunklen Augen zusammenzudrängen. Dann verhielt sie sich so still und regungslos, daß ein großer Teil der in dem Zimmer gewechselten Worte und Bemerkungen verständlich zu ihr herausdrangen. Unempfindlich gegen die Kälte stand sie ruhig auf der Steinbank, gab sie gleichzeitig ihr zartes Antlitz dem eisigen um die Hausecke

herumstreifenden Luftzuge preis. Was gegen Frost schützte, ach, die Glut ihres Inneren war ausgiebiger, als sie durch Stoffe und Pelzwerk hätte erzeugt werden können! Und als sie endlich den blonden Lockenkopf gewahrte, da entstürzten Tränen ihren Augen; laut aufjauchzen hätte sie mögen vor wehmütiger Freude. Dann wurde sie wieder ruhiger; ihre Blicke hingen an des Kindes Begleiter, folgten aufmerksam allen seinen Bewegungen, bewachten ängstlich den wechselnden Ausdruck seines Gesichtes. Bis auf diese beiden waren ihr alle fremd, und doch meinte sie, nur in vertraute Züge zu schauen, nur vertraute Stimmen zu vernehmen, indem Ausrufe der Freude und der Überraschung zu ihr herausdrangen und einer nach dem andern zu dem freundlichen Greise hintrat, ihn zärtlich küssend oder ehrerbietig seine Hände drückend. Nur der blonde Lockenkopf blieb zurück, die zierliche Elfe. Sie stand vor ihren Schätzen; trotz Elisens und Wilhelms Ermutigungen wagte sie nicht, etwas anzurühren. Sprachlos vor Erstaunen schweiften ihre Blicke zwischen dem strahlenden Baum und den Geschenken hin und her. Sie konnte nicht glauben, daß alles für sie bestimmt sei. Da näherte sich ihr der patriarchalische alte Mann, und indem er sich ihr zuneigte, trat ringsum ehrerbietiges Schweigen ein, so daß die Fremde vor dem Fenster seine Worte deutlich verstand.

„Dies alles ist dein Eigentum, mein teures Evchen," begann er, sich der englischen Sprache bedienend, und sanft legte er die Hand auf das liebliche Haupt „mit diesen Geschenken baue ich dir meine herzliche Liebe auf; denn dir danke ich, daß der Weihnachtstisch mit Gegenständen geschmückt werden konnte, die mich an vergangene Zeiten erinnern, an Zeiten, in denen diejenigen, die jetzt um mich herumstehen, gleich dir, kaum über den Tisch zu blicken vermochten. Nimm alles hin, mein liebes Evchen, mein kleiner lustiger Hausgeist, und denke, du hast alles reichlich verdient." Er küßte das überglückliche Kind und wies auf Wilhelm, der einen Brief zwischen den Geschenken hervorgezogen hatte und sich zum Vorlesen anschickte.

Die Stirn der Fremden vor dem Fenster berührte fast die Scheiben, wie um sich keine Silbe entgehen zu lassen. Und doch

hatte sie den Brief vor einigen Tagen selbst geschrieben, ihn mit heiteren Gedanken und Bildern durchflochten, während heiße Tränen ihre Augen blendeten. Und dennoch — nein — nicht alles hatte sie geschrieben, was der junge Humber daraus herauslas; denn wie fremd klang ihr: „und damit mein Evchen sieht, wie ich ihrer gedenke, schicke ich ihr einen vollständigen neuen Anzug", während Wilhelm diese Worte aussprach, hob seine Mutter bald diesen, bald jenen Gegenstand empor, alles von dunkler Farbe und manches verbrämt mit weichem Pelzwerk. Was dann noch folgte, die geheimnisvolle Fremde sah es nicht, hörte es nicht. Leise war sie von der Bank gestiegen, und sich darauf niedersetzend, barg sie ihr Antlitz zwischen den Falten des Mantels, um ihr Schluchzen nicht in die eisige Nacht hinausdringen zu lassen. Als aber heftiges Fröstеln ihre Gestalt erschütterte, stand sie mit mutiger Entschlossenheit auf.

„Evchen, ich habe mein Wort eingelöst," sprach sie leise, „ich habe dich gesehen, von deiner glücklichen Lage mich überzeugt. Es könnte dir nicht besser ergehen. Ach — sie, das hilflose Kind darf Wohltaten entgegennehmen, sich eindrängen in die Herzen freundlicher Menschen — aber ich" — im Hause schlug eine Uhr. Mechanisch zählte sie die Schläge. Erschreckt erhob sie sich. Die Zeit war unmerklich entflohen. Sie einzuholen entfernte sie sich flüchtigen Schrittes.

Leise öffnete sich die Gartenpforte, und ebenso leise wurde sie wieder geschlossen. Ein letzter Blick schweifte nach der Haustür hinüber, ein schmerzlicher Seufzer, und ihre Bewegungen beschleunigend, eilte die jugendliche Fremde der Stadt zu. Eine Viertelstunde betrat sie den Bahnhof. Ein Wagenzug stand reisefertig da. Auf kurze Zeit verschwand sie in dem Wartesaal; als sie wieder im Freien erschien, begleitete sie ein Wärter, welcher eine Reisetasche und eine wollene Decke trug. Ihr sonstiges Gepäck hatte sie dem betreffenden Beamten übergeben. Nur vereinzelte Personen stiegen ein. Wer nicht zum Reisen gezwungen war, der weilte heute daheim, gleichviel ob in Dürftigkeit oder im Überfluß. Was die junge Reisende am meisten wünschte, geschah: sie erhielt ein Kupee für sich allein. Die Tür wurde hinter ihr zugeschlagen. Fröstelnd hüllte sie sich

in ihre Decke. Die Dampfpfeife gellte; knirschend setzte sich die Wagenreihe in Bewegung; langsam zuerst, dann schneller und schneller in die kalte Winternacht hinaus.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Im Stellenvermittelungs-Kontor.

Manche Geschäftsleute kennen weder Sonntag noch Feiertag. Sogar Weihnachten geht spurlos an ihnen vorüber. Bei vielen beschränkt auch die Arbeit sich auf eine so geringe Mühe, daß sie kühnlich jeden Tag Sonntag nennen dürfen. So bei der Firma Schark und Kompagnie in einer großen deutschen Hauptstadt. Seine Sprechzeit fällt in die Vormittagsstunden und seine Arbeit besteht darin, daß er gegen entsprechendes Honorar Auskunft erteilt, auch wohl in seinen Büchern nachschlägt, Empfehlungsbriefe flüchtig durchsieht, dagegen in manchen Fällen, in denen diese oder jene Kraft dringend gewünscht wird, ohne andere Empfehlungen, als die eines angenehmen Äußern, eine Person fest dingt, ihr sogar Reisegeld oder vielmehr eine von ihm selbst berichtigte Marschroute einhändigt. Verheiratet war Schark nicht; trotz seines vielfachen Geschäftsverkehrs mit jungen Mädchen und reiferen Damen aus allen Kreisen hatte er sich nie dazu entschließen können, von den Rosenketten der Liebe sich umschlingen zu lassen. Er selbst meinte zweifelnd, daß ihm zu einem Familienleben die Zeit fehle, außerdem aber ihm gerade das von einem wetterwendischen Geschick versagt worden wäre, was geeignet sei, ein edles Frauengemüt zu fesseln. In letzterem hatte er nicht ganz unrecht. Seinem biederen, vertrauenerweckenden Wesen entsprach sein Äußeres durchaus nicht. Das dichte, rötlich blonde Haar mit einer gelinden Hinneigung zur Negerwolle, und der bescheidene rote Vollbart hätten manches Gesicht vielleicht gut gekleidet, allein dem seinigen verliehen solche Vorzüge, bei dessen gelblicher, sommersprossiger Bläße einen krankhaften

Ausdruck. Dazu gesellte sich der mißliche Umstand, daß zwischen seinen grauen Augen keine rechte Übereinstimmung herrschte, so daß beim Hineinschauen in sein Antlitz niemand recht wußte, welchem er trauen durfte. Manche wollten behaupten, daß eins davon ein Glasauge wäre, nur wußte man nicht recht genau, welches.

Schark und Kompagnie saß also am zweiten Weihnachtsmorgen gegen elf Uhr in seinem Kontor vor einem mit Briefschaften und Zeitungen bedeckten Sofatisch und feierte das heilige Christfest auf die ihm am meisten zusagende Weise. Er hatte gut geschlafen, noch besser gefrühstückt und war im Begriff, durch eine Flasche Wein sich für einzelne, bereits abgewickelte Geschäfte zu lohnen, für andere, noch selbigen Tages in Aussicht stehende zu stärken. Da wurde bescheiden an die Tür geklopft.

Auf ein höfliches „Herein" erschien eine schlanke schwarz gekleidete Dame, die offenbar schwankte, ob sie nicht im letzten Augenblick noch umkehren solle.

„Treffe ich den Herrn Schark zu Hause?" fragte sie, als dieser ihr mit dem gut nachgeahmten Anstande eines gebildeten Mannes entgegentrat und zuvorkommend nach ihrem Begehr fragte.

„Ich erlaubte mir schon vor Monaten betreffs einer Stelle in Briefwechsel mit Ihnen zu treten," tönte es befangen unter dem schwarzen Schleier hervor, „ich bin Engländerin —"

„Ah, ohne Zweifel Miß King," fiel Schark sich tief verneigend ein, „aber wenn ich bitten darf, nicht hier," und er wies höflich auf die Tür des Nebenzimmers, „ich kann nicht anders; in meinem Geschäft, in dem nur alle denkbaren Elemente zusammenströmen, muß ich Unterschiede walten lassen — aber der Wechsel der Temperatur, mein gnädiges Fräulein; es ist heiß hier, — wenn Sie geneigtest ablegen wollten."

An Scharks Seite in das Nebenzimmer tretend, folgte Antonia seiner einladenden Bewegung und nahm auf dem Sofa Platz, während er selber in ehrerbietiger Entfernung von ihr sich auf einen Stuhl niederließ.

Sie öffnete den Mantel und schlug mit einer leichten Handbewegung den Schleier zurück. Dann zu dem Zweck ihres

Besuches übergehend: „Ich fürchte, daß meine Wünsche anmaßend erscheinen, allein gern möchte ich in Deutschland bleiben, höchstens nach Frankreich oder England."

Solange Antonia mit sichtbarem Zagen sprach, hatte Schark ihr sein Gesicht voll zugekehrt. Seine Haltung war vollkommen tadellos, nichtsdestoweniger empfand Antonia eine gewisse Beängstigung, als er, wie seine Aufmerksamkeit einem hinter ihr Stehenden zuwendend, mit dem einen Auge nach links, mit dem andern rechts an ihr vorbei zu sehen schien. Und doch betrachtete er sie so genau, daß keine Regung auf dem zarten, von Kälte und heimlicher Unruhe geröteten Antlitz ihm entging. Je länger aber Antonia sprach und unbewußt in Haltung und Wesen immer neue Reize offenbarte, um so verständlicher wurde in Scharks gelblichen Zügen der Ausdruck innerer Befriedigung und der Bereitwilligkeit, den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen.

„Anmaßend nennen Sie Ihr gerechtfertigtes Verlangen?" fragte er auf Antonias Bemerkung wohlwollend zurück. „was wäre natürlicher, als die Neigung, nicht zu weit von der Stätte getrennt zu werden, auf der wir unsere glückliche Kindheit verlebten? Solchen Neigungen aber Rechnung zu tragen, ist jedes rechtlich denkenden Menschen Pflicht. Und so habe auch ich nach Ihrem gefälligen Schreiben es mir dringend angelegen sein lassen, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben."

Er eilte in das Kontor und kehrte mit einem aufgeschlagenen Kontobuch zurück, es so auf den Tisch legend, daß Antonia mit ihm zugleich hineinzuschauen vermochte, worauf er in den Rubriken eifrig zu suchen begann.

„Ein ziemlicher Vorrat von Gesuchen um junge, gebildete Damen," sprach er geschäftig.

Besorgnisvoll beobachtete Antonia den Agenten. So oft er zu ihr aufsah, erschrak sie. Obwohl seine höfliche Zuvorkommenheit geeignet war, Vertrauen zu erwecken, vergaß sie doch nicht, daß es sich um ein Geschäft handelte, bei dem sie selbst die Ware bildete. Etwas unendliches Peinliches lag für sie in diesem Bewußtsein. Zugleich überschlug sie mit heimlichem Beben ihre kleine Barschaft, die ebensowenig zu einer

größeren Reise wie zu einem längeren Aufenthalt in einem Gasthofe ausreichte.

„Hier, zum Beispiel," hob Schark nach einer kurzen Pause an, und sein Finger ruhte auf einem mit Rotstift besonders bezeichneten Namen, „eine pariser Dame wendet sich an mich, ihr eine französisch und deutsch sprechende Engländerin zur Führung ihrer Wirtschaft zu senden, allein ich rate davon ab. Die Fassung des Schreibens sowohl, als auch die Höhe des Honorars lassen keinen Zweifel darüber, daß es sich um die untergeordnete Stellung einer Haushälterin handelt, wohl gar in einer Restauration."

„Bei meinem ernsten Willen, mich in alle Verhältnisse zu fügen, dürften zu einer derartigen Stellung mir doch die entsprechenden Eigenschaften und Fähigkeiten fehlen," entgegnete Antonia zaghaft.

„Gewiß, gewiß," gab Schark bereitwillig zu, „unmöglich kann man erwarten, daß eine ästhetisch gebildete Dame sich zugleich Fertigkeit in Küche und Hühnerstall aneignete. Nein, für solche Stellungen muß ich in anderen Schichten suchen. Aber hier: Manchester. Repräsentantin bei einem einzelnen Herrn," und ein prüfender Blitz zuckte verstohlen aus seinen Augen über Antonias kummervolles Antlitz, und vollkommen im klaren über alles, was er zu wissen wünschte, fuhr er fort: „nein, nein, wieder nichts — ältere Personen dürfte ich vielleicht hier in Vorschlag bringen, allein eine junge Dame — oh — verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit. Hier sehen Sie mehrere Stellungen, bei denen die Hauptbedingung Gewandtheit in der italienischen Sprache —"

„Ich bedaure, gerade diese Bedingung nicht erfüllen zu können," versetzte Antonia fast tonlos, und tiefer sank ihr Mut

„Die Herrschaften mögen lange suchen," tröstete Schark und Kompagnie, „denn wo ist gleich eine jüngere Dame zu finden, die Gelegenheit hatte, sich Fertigkeit in vier verschiedenen Sprachen anzueignen? Aber hier, mein verehrtes Fräulein," und teilnahmvoll klang seine Stimme, indem die grauen Augen zu beiden Seiten des lieblichen Hauptes vorbeisahen, „eine geeignete Stellung, sowohl mit Rücksicht auf äußere Annehmlich-

keiten, wie auf die Höhe des Honorars — allein ich wage kaum, das Ansinnen —"

„Ich bin bereit, alles zu hören," versetzte Antonia, nach den bisherigen Mitteilungen nur noch zaghafter geworden und von dem einzigen Gedanken beseelt, das Kontor nicht unverrichteter Sache zu verlassen.

„Eine angenehme Stellung ist es jedenfalls," nahm Schark und Kompagnie alsbald wieder das Wort, „sogar sehr angenehm: Eine ältere Frau, Vorsteherin eines Instituts für junge Damen, sucht eine Gehilfin, am liebsten eine Engländerin, die der deutschen und französischen Sprache mächtig ist, um ihr als Feld ihrer Tätigkeit die Konversation mit ihren Pflegebefohlenen zu übertragen. Honorar fünfhundert Dollars bei freier Station."

„Bei meinen geringen Ansprüchen ans Leben würde mich das in den Stand setzen, zu sparen," versetzte Antonia, und freudige Spannung prägte sich auf ihrem Antlitz aus.

„Sicher, mein verehrtes Fräulein. Ich hätte mir erlaubt, diese bevorzugte Stellung Ihnen sogleich vorzuschlagen, wären durch Ihre vorausgeschickten Andeutungen nicht Bedenken in mir wachgerufen worden. Die Vorsteherin wohnt nämlich in Amerika, in New-York."

Antonia erbleichte und sah vor sich nieder. Diese Ankündigung schien sie zurückzuschrecken. So verrann wohl eine Minute, während bald das eine, bald das andere graue Auge sich auf ihr zartes Antlitz heftete, um die dahinter wogenden Gedanken zu lesen.

Endlich richtete sie sich wieder empor, und kaum verständlich waren ihre Worte, als sie leise anhob: „Ich fürchte, auch diese Gelegenheit zum Broterwerb ist mir nicht bestimmt. Die weite Reise —"

„Fassen Sie Vertrauen," ermutigte Schark, „ich habe hier schon so viele Schilderungen bitteren Grames und herber Not vernommen, daß es mich nicht unvorbereitet findet, auch von Ihnen keine freudigen Verhältnisse angedeutet zu hören. Ich errate, mein geehrtes Fräulein — die zur Reise erforderlichen Mittel —" rücksichtsvoll brach er ab.

In Antonias Augen perlten Tränen, indem sie anhob: „Ich leugne es nicht; eine Reise nach London oder Paris würde meine Kräfte nicht überstiegen haben — allein nach Amerika —" und wiederum senkte sie die Blicke traurig.

Ein Blitz des Triumphes leuchtete in Scharks Zügen auf.

„Sollte das ein Hindernis sein?" fragte er ermutigend; „nein sicher nicht. Als Sie mit Ihrer ersten Zuschrift mich beehrten, faßte ich sogleich jene Stelle für Sie ins Auge — Ihre Bedenken ahnte ich damals ja nicht — und ohne Säumen schickte ich Ihren Brief nebst Photographie nach New-York. Darauf erhielt ich die Antwort, im Falle die Bedingungen Ihren Beifall finden sollten, einen Vertrag mit Ihnen abzuschließen. Auch bin ich beauftragt, Vorschuß zu leisten, oder vielmehr ihre Reisekosten bis New-York im voraus zu berichtigen. Dagegen soll ich die Bedingung stellen, daß mindestens ein Jahr als Konversationslehrerin auszuharren Sie sich verpflichten —"

„Mit Freuden gehe ich auf eine Bedingung ein, deren es im Grunde nicht bedurft hätte," unterbrach ihn Antonia. Neu erwachende Lebenshoffnungen färbten ihr Antlitz tiefer und verliehen ihm einen unbeschreiblichen Liebreiz. „Mit dem redlichsten Willen beginne ich meine Tätigkeit, und werde bemüht sein, keine Veranlassung zur Unzufriedenheit mit meinen Leistungen zu geben."

„Gewiß," beteuerte Schark aus vollem Herzen, während seine Augen wieder den hinter Antonia stehenden Unsichtbaren suchten; „wie ich selbst überzeugt bin, werden auch drüben meine Empfehlungen bewirken, daß Ihnen unbedingt geglaubt wird. Sie wohnen augenblicklich hier in der Stadt?"

„Heute früh traf ich ein," antwortete Antonia, „und nahm bis zur endgültigen Entscheidung Wohnung in einem Gasthofe."

„Vortrefflich. Nun, die Entscheidung liegt bei uns. Die letzten Förmlichkeiten sind bis morgen geordnet. Nachdem sie ihre Billigung gefunden haben, unterzeichnen Sie zwei gleichlautende Kontrakte. Das eine Exemplar schicke ich sofort nach New-York, das andere bleibt in Ihren Händen und dient ge-

wissermaßen als Reisepaß. Ich setze voraus, daß es Ihren Wünschen entspricht, so bald wie möglich aufzubrechen?"

„So bald wie möglich," bestätigte Antonia ruhiger, als bisher.

„So werden Sie ihren Weg über Ostende und Liverpool nehmen müssen, an welchen Orten meine Agenten ihnen jeglichen Beistand leisten. Ob Sie in Liverpool einen Postdampfer oder die billigere Fahrt in einem Segelschiff wählen, bleibt Ihnen anheimgestellt; hier wie dort wird Ihre Überfahrt berichtigt. Ihr Gehalt läuft selbstverständlich von dem Augenblick der Unterzeichnung der Kontrakte an, und wird eine kurze Zögerung durchaus nicht ungünstig gedeutet, im Falle Sie die billigere Fahrt in einem Segelschiff vorziehen sollten. Wünschen Sie etwa, vorher noch Ihre Verwandten in England zu besuchen?"

„Ich besitze keine," antwortete Antonia fast tonlos, „ich stehe allein in der Welt."

„Traurig, sehr traurig," paßte Schark seine Worte Antonia's Stimmung an, doch neigte er kaum merklich sein Haupt billigend, „um so wohler und heimischer werden sie sich in einem Hause fühlen, in dem alle Angestellten — soviel ich aus zuverlässiger Quelle weiß — als mit zur Familie gehörig betrachtet werden."

Antonia erhob sich und trat, von Schark höflich begleitet, auf den Flur hinaus.

„Also morgen um dieselbe Stunde," sprach er, als Antonia sich empfahl.

Diese verneigte sich zustimmend.

Schark begab sich in seine Wohnung zurück. Zunächst stärkte er sich durch ein Glas Wein. Dann trat er mit geschäftsmäßiger Ruhe an sein Schreibpult, und Papier vor sich hinziehend, entstond unter der flüchtig einhereilenden Feder:

„Den Herren Schark und Kompagnie in Liverpool. In den nächsten Tagen wird Miß Antonia King sich vorstellen, eine Dame, die mit großer Rücksicht behandelt werden muß. Sie ist mittellos. Ich bitte daher, das Passagegeld für sie bis nach New-York zu entrichten. Berechnet drei Pfund Sterling mehr als Honorar für die Vermittelung. Die Rechnung sendet per Dampfer an Mrs. Failure. Selbstverständlich ein Segel-

schiff. Sorgt für eine Gelegenheit, bei der sie als einziger Passagier mitgenommen wird. Die Reise auf einem Postdampfer ist unzulässig. Die Person hat ein zu gewinnendes Wesen, um sie mit anderen Passagieren zusammenbringen zu dürfen. Adressen und Verfahren wie gewöhnlich. Ich bin usw."

Einen anderen Papierbogen ordnend, schrieb er mit derselben geschäftsmäßigen Ruhe:

„An Mrs. Failure. New-York. Eben engagierte ich Miß Antonia King, deren Photographie bereits in Euren Händen ist. Eine reizvolle Erscheinung, von der die Photographie nur einen schwachen Begriff liefert. Sie gewinnt beim Sprechen wie bei jeder kleinsten Bewegung; aber fast zu zartfühlend. Jedenfalls wäre es ratsam, sie ein Weilchen als Lehrerin zu beschäftigen. Von Liverpool aus wird Euch der Name des Schiffes mitgeteilt werden, in dem sie eintrifft. Es liegt dann in Eurer Hand, als Mrs. Softly an Bord zu kommen und sie abzuholen. Benutzt die Photographie als Legitimationskarte. Sie ist mittellos, wird also verschuldet bei Euch einziehen. Beiliegend der wohlverklausulierte Kontrakt. Noch einmal empfehle ich die größte Vorsicht. Es steckt ein Kapital in dem Mädchen; denn ohne Geld und ohne Angehörige, was wollt Ihr mehr? Ich bin usw."

Beide Briefe wurden dann zusammengefaltet und mit ihren Adressen versehen, doch nur der erstere geschlossen. Der andere harrte des Kontraktes als Einlage. Dann machte Schark und Kompagnie Feierabend. Auf seinem Gesicht stand geschrieben, daß er an einem Feiertage in dem kurzen Zeitraum einer Stunde ein Geschäft eingeleitet hatte, das ihm reicheren Gewinn versprach, als mancher gediegene Krämer im Laufe einer ganzen Woche vor sich brachte. —

Und Antonia? Weinend verhüllte der Engel der Barmherzigkeit sein Antlitz. Er mußte dem finstersten aller Höllengeister weichen, die nur ein schutzloses Opfer zu wittern brauchen, um sich an seine Fersen zu heften, auf sorgfältig ebenen, gleißnerisch geschmückten Wegen es in Verderben und Tod hinein zu hetzen. Je bevorzugter von der Natur, um so höher der Preis; je widerstandsfähiger der in einer reinen Brust glühende

göttliche Funke, um so durchdachter die Mittel, ihn zu ertöten, um so heller der teuflische Triumph auf der zurückgebliebenen ausgebrannten Asche. Je schutzloser holde Unschuld und argloses Vertrauen, um so eifriger, unermüdlicher die entsetzliche wilde Jagd!

Dreißigstes Kapitel.

Regina academica.

Für die Firma Heron war das neue Jahr wenig glückverheißend angebrochen. Die denkbar ungünstigsten Konjunkturen traten ein, erhebliche Summen wurden gekündigt, andere, noch erheblichere Außenstände konnten nicht eingezogen werden, weil sie vielfach in Konkursmassen lagen oder neue Fallimente zur Folge gehabt hätten, und da unter allen Bedingungen die Fabrik im Betriebe erhalten werden und zu solchen Zwecken jedes nur denkbare Opfer gebracht werden mußte, so hatte Heron den Schmerz, den Seinigen einräumen zu müssen, daß einige Monate genügten, den Erwerb vieler Jahre auf das bescheidenste Maß zurückzuführen.

Doch wenn, solange das Glück ihm lächelte, Hochmut und Überhebung dem alten Herrn fremd geblieben war, so fand das Mißgeschick ihn nicht weniger stark und gefaßt. Nichts lag ihm ferner, als Zagen und Hoffnungslosigkeit; wo er Niedergeschlagenheit entdeckte, da war er bereit mit freundlichem Trost, munterte er auf durch das eigene Beispiel. Einzig erbitternd wirkte auf ihn die Überzeugung, daß sein Kredit auf hinterlistige Weise von einem versteckten Feinde untergraben würde.

Die Hoffnung der Seinigen jedoch, daß die obwaltenden Verhältnisse ihn veranlassen würden, seine amerikanische Reise aufzugeben, erwies sich als eine verfrühte. Er berief sich darauf, daß er ebensowohl ein heiliges Versprechen zu erfüllen habe, wie die Möglichkeit nahe liege, durch Anknüpfen überseeischer Beziehungen zu Gunsten seine von ernsten Gefahren bedrohten Firma zu wirken. Nur sollte die Reise vom Beginn der milderen

Jahreszeit abhängig gemacht werden. Zur Beruhigung diente allen, daß er sich dafür entschieden hatte, Wilhelm Humber als Begleiter mit hinüber zu nehmen.

So waren mehrere Wochen verstrichen und wenn hin und wieder Besorgnisse die Gemüter beschwerten, und den Blick trübten, so herrschte in dem zahlreichen Familienkreise doch jene heitere Ruhe, die, begründet auf gegenseitige Anhänglichkeit am meisten dazu beiträgt, zuversichtlich der kommenden Tage zu gedenken.

Evchen hatte sich in der neuen Heimat vollständig eingebürgert. Der Liebling aller, teilte jeder ihre Freude, jeder ihren Kummer. Und kummervoll war sie, weil seit jenem zauberhaften Weihnachtsabend Antonia keine Nachricht mehr von sich gegeben hatte. Doch wenn ihr kindlicher Schmerz den Wellen ähnlich war, die an stillen Sommertagen der über einen glatten Seespiegel hinhauchende Luftstrom erzeugt, so beschäftigte dieser befremdende Umstand ihre Freunde in erhöhtem Grade. Namentlich Wilhelm vermochte einer heimlichen Unruhe sich nicht zu erwehren, und was ihm zunächst lag, geschah: Er schrieb selbst an Antonia, sie nach der Ursache ihres Schweigens fragend. Zugleich flocht er ein, daß alle im Hause für ihr Wohlbefinden fürchteten, und man kaum noch wisse, die kleine Eva zu beschwichtigen.

Am dritten Tage erhielt er den ungeöffneten Brief zurück. Er lag in einem Schreiben von Sammel, in dem er mit dürren Worten anzeigte, daß Miß King hinter den an sie gestellten Anforderungen zurückgeblieben sei und man sich daher bewogen gefühlt habe, nach vorhergegangener gesetzlicher Kündigung sich von ihr zu trennen. Schon einen Tag vor Weihnachten habe sie sich ohne Angabe ihres Zieles entfernt.

Wilhelm war infolge dieser Kunde so vernichtet, daß er sich scheute, einem andern, am wenigsten Evchen darüber Mitteilung zu machen. Aber als sei plötzlich die Gabe des Hellsehens über ihn gekommen, wurde ihm klar, daß hinter Antonias früheren brieflichen Beteurungen ihres Wohlergehens nur Jammer und Not sich verbargen, hinter den Ausdrücken innerer Zufriedenheit ein armes gefoltertes Herz vor tiefem Weh hätte brechen mögen. Und warum war sie gegangen,

ohne ihren Freunden Kunde von ihrem Entschluß zu geben? Warum war sie gegangen, ohne das ihrer Schwester verpfändete Wort einzulösen, ohne sie noch einmal wiedergesehen, ihr Lebewohl gesagt, sich den Rat wohlwollender Freunde eingeholt zu haben?

Indem er sich der Erinnerung an sein erstes Zusammentreffen mit ihr hingab, entsann er sich der Briefe, die er in den Händen des alten Feldhüters gesehen hatte.

„Herren Schark und Kompagnie" lautete die Adresse des von Antonias Hand geschriebenen. Wer war jener Schark und welche Beziehungen konnte zwischen jenem Hause und ihr bestehen? Der Name war ihm nicht fremd; er hatte ihn gelesen, sogar oft gelesen in neuerer Zeit, er meinte in Tageblättern, aber seine Blicke waren achtlos über den betreffenden Artikel hinweggeglitten. Nur des Namens entsann er sich, des Namens in großen augenfälligen Buchstaben: „Schark und Kompagnie." Er grübelte weiter; andere Worte tauchten in seiner Erinnerung auf: „Stellenvermittelungs-Kontor von Schark und Kompagnie" — seine Gedanken stockten.

Also schon damals, vor Monaten, hatte sie sich mit der Absicht getragen, ihre Beziehungen zu den Sammels abzubrechen: schon damals, als er ihr seine Hilfe anbot, als sie vor allen Dingen ihre Schwester in Sicherheit zu bringen wünschte und seine freundliche Teilnahme für die gewiß als einen Wink vom Himmel begrüßte.

Bei Schark und Kompagnie persönlich Nachforschungen nach der Entschwundenen anzustellen, erschien ihm als seine nächste Aufgabe. Willkommen hieß er daher, daß er in seiner Eigenschaft als Reisender der Firma Heron schon in den nächsten Tagen geschäftlich in der Hauptstadt zu tun hatte. Selbstverständlich erhielt er von Evchen wie von seinen Angehörigen den Auftrag, im Hause Sammels sich von dem Ergehen Antonias und der Ursache ihres befremdenden Schweigens zu überzeugen. Nach seiner Rückkehr mußte dann der Schleier fallen, doch lebte in ihm die Hoffnung, die nicht zu umgehende Kunde mit freundlicheren Nachrichten begleiten zu können.

In der Hauptstadt Scharks Wohnung auszukundschaften,

kostete ihm kaum Mühe. Schwieriger war es dagegen, den Chef der Firma, gegen den er instinktartig unbesiegbares Mißtrauen hegte, heimlich zu beobachten und durch wenig auffällige Erkundigungen sich Kenntnis von seinem Charakter und der Art seiner Tätigkeit zu verschaffen. Stand doch zu befürchten, daß Antonia die Spuren hinter sich zu vernichten wünschte, Schark selber aber Gründe hatte, über seinen Verkehr mit ihr Schweigen zu beobachten.

Mit der Haltung eines Müßiggängers war er am zweiten Tage seiner Anwesenheit in der Stadt während der Geschäftsstunden vor dem Stellenvermittelungs-Kontor auf- und abgewandelt. Dann hatte er sich in eine schräg gegenüberliegende Gaststube begeben, um die bei Schark und Kompagnie aus- und eingehenden Menschen zu beobachten. Mit einer Zeitung in der Hand am Fenster sitzend, rief er selbst den Eindruck eines Stellesuchenden hervor. So dachte auch der gelangweilt dareinschauende Kellner, den er fragte, wer in jenem Hause wohne, in dem so viele Menschen beschäftigt seien.

Als Antwort wies der Kellner mit seiner Serviette graziös auf das Schild oberhalb der Haustür, indem er laut vorlas: „Stellenvermittelungs-Kontor von Schark und Kompagnie."

„Ganz recht," erwiderte Humber mit einem Anflug von Ungeduld, „ich sehe das Schild und lesen lernte ich ebenfalls; allein ich meine, in welchem Rufe das Geschäft stehe. Es scheint zu blühen und seinen Mann zu ernähren."

„Vortrefflicher Ruf," beteuerte der Kellner, durch eine anmutige Handschwenkung die Serviette unter seinen linken Arm werfend, worauf er die rechte Hand auf die Hüfte stützte und die Füße auswärts stellte, „und ob es blüht! Es gibt Tage, an denen man sich um die Ehre schlägt, zuerst bei Herrn Schark und Kompagnie vorgelassen zu werden. Honorar mäßig, Bedienung reell. Hatte selbst die Ehre, durch Vermittelung von Schark und Kompagnie in meine jetzige äußerst bequeme Stellung berufen zu werden. Mancher arme Teufel, der heute nicht mit uns beiden tauscht, holte sich da drüben seine Empfehlungen," und das eine Auge zukneifend, fixierte er mit dem andern verstohlen seinen Gast.

Mit dieser Erklärung vorläufig zufrieden, war Humber auf die Straße hinausgetreten, um, wie einen Freund erwartend, wieder auf- und abzuwandeln. Dabei sah er die verschiedensten Menschen in das Haus eintreten: Männer mit heruntergekommenem Äußern und weibliche Wesen, denen die Not auf dem bleichen Gesicht geschrieben stand. Martialisch gedrehte Schnurrbärte und Schminke, abgetragene Röcke und verschossene Seidenroben; schief getretene Stiefel, zerknitterte Samthüte, baumwollene Regenschirme und fettig glänzende Handschuhe. Dazwischen wieder ehrbare Arbeitsamkeit im sauberen Anzuge und sittige Haltung im Schmuck freundlicher Jugendreize. Aber auch breite Kärrnerschultern beobachtete er, grobe Kittel und schwielige Fäuste; munter einhertrippelnde kleine Füße und anmutige Bewegungen, Kutscher, Gärtner, Kandidaten, Köchinnen und lustige Mädchen, gewohnt, die Nadel zu schwingen oder in Konfektionsgeschäften als Probiermamsell zu dienen. Und alles suchte Stellen! aber keiner war darunter, den Humber hätte um Auskunft ansprechen mögen.

Endlich — die Geschäftsstunden hatten beinahe ihr Ende erreicht, ebenso Humbers Geduld — erregte eine Erscheinung seine Aufmerksamkeit sowohl durch die selbstbewußte Haltung, als auch durch ihre auffallende Schönheit. Eine Dame war's von hohem Wuchs und tadelloser junonischer Fülle, dabei geschmückt mit allen Reizen der reiferen Jugend. Er begegnete ihr eine kurze Strecke vor dem Kontor, und als sie ihn mit ihren großen hellblauen Augen frei anschaute, bei seiner Annäherung sogar, wie im Bewußtsein des auf ihn ausgeübten Eindrucks, im spöttischen Lächeln die vollen Lippen leicht von ihren weißen Zähnen zurücktraten, dachte er an nichts weniger, als daß auch sie auf dem Wege sei, die Dienste Scharks und Kompagnie für sich in Anspruch zu nehmen.

Mit einer gewissen heiteren Bewunderung blickte Humber der seltsamen Unbekannten nach, die mit einer Sorglosigkeit einherschritt, als hätten Brokat und Edelsteine keinen höheren Wert für sie besessen, als ein ihr übergestreiftes härenes Büßerhemde, wenn es nur sauber ausgebürstet war und nach den Regeln der Kunst sich an ihre Gestalt schmiegte.

Vor der Haustür des Stellenvermittelungs-Kontors stampfte sie einige Male mit ihren kleinen Füßen auf, um die Sohlen der hochhackigen, jedoch festen Schuhe zu säubern, und gleichmütig den Weg schauend, den sie gekommen war, begegneten ihre Blicke denen Humbers. Spöttisch warf sie die Lippen empor; wiederum das übermütige Lächeln, dann schlüpfte sie mit dem Anstande einer über die Bühne schwebenden Tänzerin auf den Zehenspitzen in das Haus hinein. Dabei prägte sich auf ihrem Antlitz, trotz der kalten Manieren, doch so viel Gutmütigkeit aus, gepaart mit burschikoser heiterer Laune, so daß Humber sich leicht entschloß, ihr Heraustreten auf die Straße abzuwarten und sie anzureden.

Geduldig nahm er seinen Spaziergang wieder auf, und kaum eine Viertelstunde war verronnen, als die Fremde wieder in der Tür erschien. Unentschlossen spähte sie die Straße aufwärts und abwärts; sobald sie aber den sie beobachtenden jungen Mann gewahrte, trat sie von der Schwelle und schlug die Richtung ein, die sie ihm entgegenführte.

Humber regte wohl die Absicht, sie anzureden; jetzt aber, da sie sich näherte und die lustigen Blicke nicht von ihm abwendete, scheute er sich. Die Fremde dagegen, augenscheinlich seine Gedanken erratend, trat gerade vor ihn hin.

„Möchte ich doch wetten," hob sie mit wohlklingendem Organ lachend an, ohne sich um die Neugierde der Vorübergehenden zu kümmern, „wetten um jeden Preis, daß Sie keinen andern erwarten, als meine bescheidene Person."

Anfänglich verwirrt und nicht abgeneigt, eine zurückweisende Antwort zu erteilen, gestand Humber sich, daß im Grunde er selber die erste Veranlassung zu dieser mutwilligen Anrede gegeben habe. Außerdem fühlte er sich bestochen durch den sorglos gutmütigen Ausdruck des schönen Antlitzes, zu dem ein scharfer Leidenszug um den lieblich geformten Mund traurig kontrastierte. Sogar in den lachenden Augen ruhte versteckte Bitterkeit, die nur eines Hauches bedurfte, um im leidenschaftlichen Trotz emporzulodern.

„Und wenn ich mir erlaubt hätte, Sie zu erwarten," hob er daher in fast mitleidigem Ton an, „um einige kurze Erkundi-

Ein so heftiger Schlag von Reginas Hand traf ihn ins Gesicht, daß er taumelnd zurückprallte. (S. 342.)

gungen einzuziehen, würden Sie die Güte haben, mir die gewünschte Auskunft zu erteilen?"

Die Fremde richtete die großen blauen Augen noch fester auf Humber. Je länger sie aber auf ihn hinsah, um so freundlicher wurde sie, bis sie endlich, wie seine sichtbare Verlegenheit bedauernd, lachend anhob: Nun, mein Herr, Sie sind nicht der Mann, eine Unbekannte zum Ziel Ihres Spottes zu wählen. Aber was wünschen Sie von mir zu erfahren?"

„Sie kommen von Schark?" legte Wilhelm Humber sein Anliegen in diese Frage.

„Aha," versetzte die Fremde, „in dem Namen Schark ist eine ganze Welt vertreten — aber ich seh's Ihnen an, die Blicke der Vorübergehenden sind ihnen peinlich. Gehen wir weiter — so — und nun — doch nein, nicht hier auf der Straße; es sei denn, Ihre Wünsche ließen sich in zwei Worte zusammenfassen. Treten wir lieber in eine Restauration — oh, erschrecken Sie nicht: in Weinstuben ist es nichts Ungewöhnliches, wenn ein nicht zusammengehörendes Paar — wie wir beide — in einem Winkel seine Gespräche mit dem Inhalt einer guten Flasche würzt. Sie scheinen hier fremd zu sein? Nun, dann dürfen Sie sich rühmen, an der Seite einer so ehrlichen Abenteurerin einherzuschreiten, wie nur je eine von der blindgeborenen Madame Fortuna zum Spielball ihrer mürrischsten Laune auserkoren wurde."

So krankhaft heiter plaudernd, begleitete sie den jungen Mann die Straße hinunter, trotz ihres lebhaften Wesens sich in anstandsvoller Entfernung von ihm haltend.

Nach einigen Minuten blieb sie vor einem düster dareinschauenden Hause stehen.

„Nach dem Äußern zu schließen," hob sie an, und sie wies auf ein verwittertes Schild oberhalb des Einganges, „wäre hier nicht viel zu erwarten; aber mit den Schänken ist's, wie mit den Menschen: hinter dem unscheinbarsten Äußern ist oft das reinste Gold verborgen. Wahrscheinlich finden wir gerade hier eine Flasche Bordeaux, wie sie schwerlich unverfälschter hinter großen Spiegelscheiben feilgeboten wird. Und beiläufig bemerkt: nach einem mehrstündigen Umherlaufen wäre ein Glas Wein mir

willkommener, als die längste Moralpredigt, die jemals auf einem Katheder unter schweren Nöten das Licht der Welt erblickte."

Humber, der nicht wußte, was er aus seiner wunderlichen Begleiterin machen sollte, gab ein zustimmendes Zeichen, und ohne Säumen erstiegen sie die nach der Haustür hinaufführrenden Stufen.

„Nennen Sie mich Regina, wenn Sie in die Lage kommen sollten, mich anreden zu müssen," raunte die Fremde ihm auf dem Flurgange zu, „ich selbst gebe Ihnen den ersten besten Namen — meinetwegen: Marc Aurel oder Plinius der Jüngere — pah, was bedeuten Namen bei Menschen, die gemeinschaftlich eine Flasche leeren und dann mit dem Bewußtsein des Nimmerwiedersehens auseinandergehen!"

Sie traten in die Schänkräume ein, Regina in stolzer Haltung voraus, Humber ihr auf dem Fuße folgend, schüchtern und befangen, als hätte er dem freien Auftreten seiner Führerin gegenüber die letzte Selbständigkeit verloren gehabt.

Die Schänkräume bestanden aus vier oder fünf aneinander stoßenden Gemächern mit Tischen und Stühlen in jedem für vier Gesellschaften. Die meisten Tische waren besetzt. Nur das abgelegenste Zimmer hatte noch keinen Liebhaber gefunden.

„Hier sitzen wir ungestört," kehrte Regina sich jetzt Wilhelm zu und länger als ein halbes Stündchen werden wir nicht zu warten brauchen, bis die Mutter ihre Kommissionen beendigte. Doch hier ist der Kellner — hm — ein Gläschen Rotwein würde ich nicht ausschlagen."

„Eine Flasche Bordeaux!" rief Humber dem Kellner zu; dann wieder zu Regina: „Wünschen Sie die Speisekarte?"

Regina errötete und blickte flüchtig zur Seite.

„Die Speisekarte nicht," bemerkte sie erzwungen gleichmütig, „vor einer Stunde frühstückte ich mit meiner Mutter — doch vielleicht ein kleines Butterbrot."

Der Kellner verschwand, und indem Regina sich dem nächsten Tische zubewegte, sprach sie gedämpft: „Ich danke Ihnen für so viel Güte. Ich besitze weder eine Mutter, noch hatte ich Gelegenheit, mich zu erquicken. Sie sind ein Ehrenmann — auf

Ihrem Gesicht steht's geschrieben," und als Humber erschrocken einen Schritt zurücktrat, fügte sie mit einem sorglosen Lachen hinzu: „kein Wort mehr davon. Sagen Sie lieber, womit Ihre gehorsame Dienerin Ihnen gefällig sein kann," und eine lustige Melodie vor sich hinsummend, warf sie sich auf einen Stuhl, durch eine Handbewegung Humber auffordernd, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Humber folgte mechanisch. Dabei spähte er fortgesetzt in das schöne Antlitz, als hätte er nicht fassen können, dasselbe schöne Antlitz nach dem traurigen Geständnis sorglos lachen zu sehen.

„Das ist unglaublich!" sprach er wie zu sich selbst.

„Unglaublich?" fragte Regina, ihren Hut nachlässig neben sich auf einen Stuhl werfend, worauf sie mit einem Bürstchen ihr Scheitelhaar zu glätten begann, „Sie meinen wegen des Plunders, den ich auf meinem Körper trage. Nun, ich habe bessere Tage gesehen, und so Gott will, kehren sie wieder über kurz oder lang. Der erste Schritt ist getan, und ich pariere, bei der Stellung, die ich Schark und Kompagnie verdanke, handelt es sich mehr um äußeren Anstand, als um tiefe Gelehrsamkeit."

„Schark und Kompagnie?" fragte Humber lebhaft, als Regina zum Zeichen des Schweigens den Finger auf ihre Lippen legte.

Der Kellner war eingetreten. Eine Flasche Wein, Gläser und einen Teller mit dem Butterbrot stellte er auf den Tisch, worauf er sich sofort wieder entfernte.

Humber füllte die Gläser.

„Was kümmert fremde Menschen, worüber wir uns unterhalten?" begann Regina alsbald wieder, „Sie möchten näheres über Schark und Kompagnie erfahren, wie ich vermute, und ich — nun, ich schätze mich glücklich, ein Stündchen am warmen Ort und in der Gesellschaft jemandes verbringen, von dem ich nicht zu befürchten brauche, daß er meinen moralischen Wert nach dem Maßstabe meines tollen Wesens beurteilt — oh, ich bin wohl eine Abenteurerin, aber ich lernte als solche Menschen kennen — bitte — keine Sentimentalitäten," fügte sie lachend hinzu, denn sie erriet Humbers Gedanken, und schnell das Glas

an die Lippen führend, leerte sie es auf einen Zug, worauf sie, wie spielend, von dem Brot zu essen begann, „nein, keine Sentimentalitäten! Ich lese in Ihren Blicken ein ganzes Pandektenheft voll Fragen, die zu beantworten wenig meinen Neigungen entspricht. Nur so viel: In der schlechtesten Gesellschaft befinden Sie sich nicht, und damit sie einen einigermaßen befriedigenden Begriff von meiner Glaubwürdigkeit erhalten, bin ich bereit, Ihnen einen kurzen Abriß meines Lebens vorzulegen, vorausgesetzt, sie leiten daraus keinen Anruf an Ihr Mitleid ab — aber warum soll ich mir nicht selber den langentbehrten Genuß bereiten, in vertraulicher Unterhaltung meine Vergangenheit noch einmal in meiner Phantasie zu beleben?

„Hörten Sie jemals von der goldhaarigen Lorelei, alias: Regina academica?" fragte sie lustig, und indem Wilhelm scharf in ihr Antlitz sah, entdeckte er deutlicher die Spuren ertragener Leiden.

Er gab ein verneinendes Zeichen, und Regina fuhr fort: „Wo sollten Sie sie auch kennen gelernt haben, da Sie ein Fremder hier am Ort sind? Außerdem müßten Sie zu den hiesigen Musensöhnen und obenein zu den bemoosten Häuptern zählen."

Sie trank ein Schlückchen, aß einige Bissen und nahm ihre Mitteilungen wieder auf: „Wer im Jugendalter als Waise hinausgestoßen wird, hat keinen Anspruch an die Barmherzigkeit der Menschen und so erging es mir. Als unbemittelte Tochter eines kläglich besoldeten Beamten mochte ich denjenigen, denen nach dem Tode meiner Eltern die Sorge um mich zufiel, eine rechte Last sein, denn gierig griffen sie nach der ersten Gelegenheit, sich meiner dadurch zu entledigen, daß sie mich in einem für die weibliche Jugend gerade nicht sehr empfehlenswerten Geschäft unterbrachten. Mit fünfzehn Jahren wurde ich Schänkmädchen in einem Bierhause, um, wie mir später klar wurde, durch meine Schönheit und kindlich frohe Laune wie durch meine tollen Einfälle die Leute zu entzücken und zum Trinken anzuregen."

„Unsere Hauptgäste waren Studenten, lebenslustige junge Leute, die dort ihre Kommerse feierten. Zu solchen Zwecken

waren ihnen besondere Räumlichkeiten eingerichtet worden, und mir fiel es zu, sie zu bedienen. Gern tat ich das. Selbst kaum den Kinderschuhen entwachsen, fand ich Gefallen an dem lustigen Treiben der jugendlich übermütigen Gesellen, und wohl habe ich Ursache, anzunehmen, daß meine Anwesenheit nicht wenig dazu beitrug, ihre tolle Laune zu erhöhen, ihrem Frohsinn die Zügel zu lockern, dann aber wieder in Schranken zu halten. Am besten fuhr dabei der Wirt, und da ich gewissenhaft meinen Dienst versah, so führte ich in dem akademischen Viertel, wie sie die hinteren Räume des Hauses nannten, das Szepter allein. Daher mein Name Regina academica. Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht überraschen, daß ich allmählich mit dem ganzen Komment vertraut wurde und nicht nur Bierhahn und Kreide handhabte, sondern auch zum allgemeinen Ergötzen mitsang, selbst vor dem Fürst von Thoren nicht zurückschreckte und schließlich, allerdings geschützt durch Kappe und Fechthandschuh, bald mit diesem, bald mit jenem scherzweise auf die Mensur trat. Hatten wir doch auch dazu in unseren Räumlichkeiten eine passende Gelegenheit, und mancher junge Assessor und Doktor erinnert sich heute gewiß noch der goldhaarigen Lorelei, die ihn als Fuchs einpaukte."

„Ja, das war ein lustiges Leben," nahm Regina ihre Erzählung wieder auf, nachdem sie eine Weile schwermütig in ihr Glas hinabgeschaut und dann mit krankhafter Hast den darin befindlichen Rest ausgetrunken hatte, „lustige Zeiten, zumal ich mir stets eine gewisse Unantastbarkeit bewahrte; denn nie wagte einer meiner Freunde, mich zu belästigen, obwohl kein einziger dort aus- und einging, der mir nicht hundert Mal seine Liebe zugeschworen hätte. Nur einen jungen Mann lernte ich kennen, den ich unbewußt bevorzugte und dessen Erklärung, daß er nicht von mir lassen könne, ich nicht spöttelnd zurückwies."

„Wir liebten uns so treulich
In alle Ewigkeit —"

sang sie leise vor sich hin, und in das Glas, das Humber wieder gefüllt hatte, rollte aus ihren träumerisch gesenkten Augen eine Träne hinab. Sie schien deren Lauf mit Bedacht gelenkt zu haben. Eine zweite Träne fiel neben das Glas auf den Tisch.

„Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus —"

verfiel sie in eine andere Tonart. Dann lachte sie herbe, und den Zeigefinger auf den Tropfen stellend, zeichnete sie ein Herz auf die Tischplatte. Wiederum das unterdrückte seltsame Lachen. „Ja, wir liebten uns treulich, obwohl ich mir sagte, daß an eine schließliche Verheiratung des Schänkmädchens mit dem zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten jungen Manne nicht zu denken sei. Was aber kümmerte mich das damals? Ich war glücklich, wenn ich ihn sah, wenn ich in unbewachten Augenblicken fast erstickte unter seiner Küsse Glut, und was über diese Grenze hinauslag — wer hätte danach fragen, Wermut in den Freudenbecher des Lebens träufeln mögen!

„So ging ein Semester hin und noch eins, als — er — warum soll ich seinen Namen nennen? — von dannen zog. Unter heißen Schwüren ewiger Liebe und Treue trennten wir uns voneinander. Einige Briefe erhielt ich wohl noch, ohne daß es mir vergönnt gewesen wäre, sie zu beantworten; dann hörte ich nie wieder von ihm, wenigstens nichts Zuverlässiges. Einige behaupteten, er sei im Duell gefallen; andere, er habe die Tonsur genommen; und ich? Nun, ich hatte keine Berechtigung, Nachforschungen nach ihm anzustellen. Ich mußte zufrieden sein mit den glücklichen Stunden, die ich ihm verdankte, zufrieden, daß ich auf meiner schlüpfrigen Bahn jemand gefunden hatte, unter dessen Schutz ich mir, mich vor späterem Dahinsinken bewahrende Erfahrungen sammelte. Wo er auch weilen mag, ob in der Erde, ob in glänzenden Kreisen: ich wünsche ihm im ersten Falle einen milden Richter, im anderen reichen Segen auf jedem Felde.

„Auf dein Wohl, mein Liebchen mit braunem Haar —"

sang sie gedämpft und feuchten Auges, indem sie mit ihrem Glase so heftig gegen das Humbers stieß, daß es zersprang und der Inhalt sich über den Tisch ergoß.

Sie erschrak und entfärbte sich leicht.

„Verzeihung für mein Ungestüm," bat sie leise.

„Ein anderes Glas," wandte Humber sich dem herbeieilenden Kellner zu, „es zerbrach in meiner Hand."

Der Kellner säuberte den Tisch, stellte ein neues Glas hin und entfernte sich.

„Träfe uns im Leben kein schwereres Mißgeschick!“ kehrte Humber sich Regina aufmunternd zu.

„Glück und Glas,“ fiel diese beschämt ein. Sie schüttelte sich leicht, wie um alle schwermütigen Betrachtungen von sich abzuwehren, dann wieder lachend: „Es gibt Erinnerungen, die den Gräbern gleichen. Man tritt vor sie hin, um sich zu martern — fort, fort damit!

„Jahre entflohen. Es wäre vielleicht meine Pflicht gewesen, mich endlich nach einer anderen Brotstelle umzutun; allein ich hatte mich allmählich so gänzlich in die Verhältnisse eingelebt, daß schon der bloße Gedanke an einen Wechsel mich verdroß. Nach wie vor bediente ich die jungen Musensöhne; ich scherzte mit ihnen, sang mit ihnen und trank ihnen Schmollis und Fiducit zu. Die Regina academica war und blieb ich, nur mit dem Unterschiede, daß ich selbst alterte, während meine mutwilligen Freunde jung blieben. Wo ein bemooftes Haupt aus ihrer Mitte schied, da traten Füchse wieder ein, wurde neue Lust, neuer Scherz laut.

„Ja, ich alterte,“ fuhr Regina fort. „Solange meine Freunde mir an Jahren überlegen waren, kostete es mich keine Mühe, meiner herkömmlichen Rolle treu zu bleiben. Als ich ihnen aber in Alter wie Erfahrungen vorauseilte, da erschienen sie mir wie Kinder. Etwas unendlich Trauriges lag für mich darin, den steten Wechsel in meiner Umgebung zu beobachten und dabei selbst zu dem ewigen Einerlei verdammt zu sein, gleichsam handwerksmäßig die von überschwänglichen Hoffnungen getragene Jugendheiterkeit zu schüren. Ja, schwerer und schwerer wurde es mir, auf die launigen Einfälle meiner jungen Freunde einzugehen, denn es kam mir nicht vom Herzen. Dadurch aber verlor ich meine Anziehungskraft, und das nächste war, daß der Wirt mich durch eine jüngere Kraft bei den Studenten ersetzte — mich dagegen zum Aufwarten der Philister degradierte. Obwohl ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren über solche Kindereien längst hätte hinaus sein sollen, fühlte ich durch dieses Verfahren mich doch in einem Grade verletzt, daß ich das Haus verließ, um mir anderweitig mein Brot zu erwerben.

Mancherlei versuchte ich, ohne an irgend etwas Gefallen finden zu können. Überall waren die mir von der Natur verliehenen jämmerlichen, weil dem Verwittern ausgesetzten äußeren Reize mein erbittertster Feind. Bald war ich hier, bald dort, vielfach brotlos und in einer elenden Schlafstelle, bis mir endlich einfiel, mein Glück bei Schark und Kompagnie zu versuchem. Und die höchste Zeit war's, das soll Gott wissen —" sie lachte rauh, griff nach ihrem Glase und hob es mit einer neckischen Bewegung empor.

„Sie kennen mich jetzt," sprach sie in ihrer gewohnten sorglosen Weise, „was Sie heute von mir sehen, ist nur noch eine Ruine der einst Witz sprudelnden Regina, die den Burschen aller Farben die Köpfe verrückte. Freilich, ganz bin ich mit meinen sechsundzwanzig Jahren noch nicht verblüht — das sagen mir oft genug die Blicke der mir Begegnenden — allein ich wiederhole, es ist die höchste Zeit, an die Zukunft zu denken. Und jetzt lassen Sie mich noch einmal den lustigen Klang der Gläser hören: Auf eine glückliche Zukunft!"

„Eine glückliche Zukunft!" wiederholte Humber mit aufrichtiger Teilnahme, und sein Glas traf das ihm entgegengehaltene, „mögen die Hoffnungen, die Sie aus ihrem Verkehr mit Schark und Kompagnie schöpften, sich verwirklichen, ein freundliches Los ihr Teil sein nach den trüben Tagen."

Sie tranken ihre Gläser leer.

Als Humber entdeckte, daß nur noch ein kleiner Rest in der Flasche, wollte er eine zweite bestellen, doch Regina wehrte ihm.

„Teilen wir die paar Tropfen," sprach sie ruhig; „es gab Zeiten, in denen ein Glas mehr oder weniger mir keine Gewissensbisse verursachte, allein die liegen weit hinter mir. Meine jetzige Aufgabe muß sein, auf meinen neuen Beruf mich vorzubereiten."

„Welcher Art ist dieser Beruf?" fragte Humber, und gespannt blickte er in die strahlenden blauen Augen.

Gegen einen lauten Ausbruch ihrer Heiterkeit ankämpfend, antwortete Regina: „Was aus einem Schänkmädchen werden kann! Doch Schark ist ein erfahrener Rechenmeister. Meint er,

daß die Sache geht, so bin ich dessen zufrieden. An meinem guten Willen soll's nicht fehlen, den von mir gehegten Erwartungen zu entsprechen. Oh, Sie erraten es nicht; fast klingt es wie Hohn: ein ausgeprägtes Talent zu einer Erzieherin oder Gouvernante soll in mir schlummern!" und wiederum lachte sie herzlich.

Humber erschrak, ohne eigentlich einen Grund dafür zu wissen. „Erzieherin? Gouvernante?" fragte er erstaunt.

„Ich wiederhole: es klingt wie Spott," bestätigte Regina, „doch ich will ausführlicher sein; vielleicht trägt das dazu bei, Sie über das aufzuklären, was Sie zu wissen wünschen."

„Sechs Wochen mögen es her sein, als ich meinen Namen von Schark und Kompagnie in die Listen eintragen ließ und ihm zugleich meine Photographie einhändigte. Diese stammte zwar aus meiner Glanzperiode, wich indessen nicht sonderlich von dem Original ab. Nach sechs Wochen sollte ich wieder kommen, hieß es damals, und als ich heute meine Aufwartung mache, wünscht Schark und Kompagnie mir Glück zu einer vorzüglichen Anstellung. Man hätte sich von New-York aus an ihn gewendet, um durch seine Vermittelung eine gebildete Deutsche als Konversationslehrerin in ihrer Muttersprache zu gewinnen. Kenntnis der englischen Sprache ist nicht Bedingung, doch weiß ich aus meinen Schuljahren noch genug, um mich durchzuschlagen, und das Weitere bewirkt Übung. Bei der unerwarteten Kunde einer so günstigen Wandlung in meinen Aussichten empfand ich zunächst helle Freude, dann aber einen leisen Schreck. Wußte ich doch nicht, wie es mir gelingen sollte, mit meinen Mitteln, die gleich plus minus, eine Fahrt über den Ozean anzutreten. Auch meiner Garderobe fehlte viel, um mit der Würde einer Lehrerin auftreten zu können. Doch für jedes wußte Schark und Kompagnie Rat. Ich sollte mich nur schleunigst reisefertig machen, meinte er — für mich kein Kunststück, indem ich nur meinen Hut aufzusetzen brauche — und das Übrige sei seine Sorge. Mein Gehalt beträgt vierhundert Dollars jährlich, und beginnt mit dem heutigen Tage, an dem ich den vorgelegten Kontrakt unterzeichnete. Ein Duplikat erhalte ich bei meiner Abreise, so daß auch ich

im Besitz einer Sicherheit bin. Nun, bei mir bedarf's keiner Bürgschaft, denn derjenige, auf dessen Kosten ich die Reise zurücklege, wird sich wohl an meine Person zu halten wissen. Denn nicht genug, daß Schark meine Reisekosten nach Liverpool bestreitet und dort ein Agent die Weiterbeförderung nach New-York übernimmt — Geld scheint man mir nicht anvertrauen zu wollen — ist der liverpooler Agent auch ermächtigt, mich wenigstens einigermaßen mit einer entsprechenden Garderobe auszurüsten. Ich gerate dadurch wohl in Schulden, doch was bedeuten hundertundfünfzig Dollars gegenüber einem fast dreifach so hohen Jahresgehalt? Genug, ich habe alle Ursache, zufrieden zu sein. Selbst die Verpflichtung, vor Ablauf eines Jahres meine Stelle nicht zu verlassen, gereicht mir selbst mehr zum Vorteil, als meiner Brotherrin."

„Brotherrin?" fragte Humber befremdet, der so lange nachdenklich vor sich auf den Tisch geschaut hatte.

„Mrs. Softly," antwortete Regina sorglos, „Witwe und Vorsteherin eines Institutes für junge Damen."

Humber entsann sich, daß in dem Briefe Antonias an Schark ebenfalls eine Karte, ohne Zweifel eine Photographie, enthalten gewesen war. Eine Ahnung stieg in ihm auf, daß mit ihr ein ähnliches Übereinkommen getroffen worden sei.

„Meine Aussichten finden nicht Ihren Beifall?" fragte Regina nach einer längeren Pause.

Humber antwortete zögernd: „Ich mag einer Täuschung unterworfen sein, allein die Art erscheint mir mindestens ungewöhnlich, sogar beunruhigend."

„Was schadet's, wenn mir dadurch die Wege zu einem geregelten Leben angebahnt werden?"

„Sie sind überzeugt, daß solches geschieht?"

In Reginas Antlitz gelangten Zweifel zum Ausdruck.

„So fest, wie es auf Grund bindender Kontrakte möglich ist," entgegnete sie ernst.

„Hörten sie je von Leuten, die ein Gewerbe daraus machen, junge Mädchen nach überseeischen Ländern zu verkaufen?"

„Sie halten Schark für einen solchen Ehrenmann?" fragte Regina lebhaft.

„Ich äußerte nur, daß in seinem Verfahren manches mich befremdet. Zur Anklage fehlen mir die Beweise. Mein Wunsch, daß Ihre besten Hoffnungen sich erfüllen mögen, wird durch den Argwohn nicht beeinträchtigt."

Regina sann eine Weile nach.

„Einzelnes mag verdächtig erscheinen," bemerkte sie darauf überlegend, „allein in meiner augenblicklichen Lage darf ich dadurch nicht zurückgeschreckt werden. Erstens gehe ich nicht von dannen ohne den Kontrakt, und außerdem — nun, ich bin alt und gewitzt genug, um auf den ersten Blick zu erraten, ob die Absicht vorliegt, mich zum Spielball fremder Launen zu machen."

„So sind Sie entschlossen, die Stelle anzunehmen?"

„Ich entdecke keinen Grund, zurückzutreten. Im Gegenteil; Ihre Bedenken verleihen der Sache einen gewissen abenteuerlichen Reiz. Doch eine Gegenfrage: Was veranlaßt Sie, sich überhaupt an mich zu wenden?"

„Zunächst wünschte ich Aufschluß über den Charakter und die Geschäftstätigkeit Scharks zu erlangen," erwiderte Humber.

„Meine Mitteilungen haben Sie befriedigt?"

„Sie erlauben mir wenigstens, Schlüsse zu ziehen."

„Aber wenn Sie dem Agenten mißtrauen, was hindert Sie, Ihrem Schützling den Verkehr mit ihm zu wehren?"

„Es ist zu spät. Beruhen meine Befürchtungen nicht auf einer Täuschung, so befindet sie sich zur Zeit schon drüben. Tatsache ist, daß sie vor einigen Wochen spurlos verschwand."

„Sie hegen den Verdacht, daß Schark um ihren Verbleib weiß?"

„Einen Verdacht, den ich nicht zu besiegen vermag."

„Warum gehen Sie nicht zu Schark selber?"

„Würde er, im Falle mein Verdacht begründet ist, mir Auskunft erteilen?"

„Schwerlich," antwortete Regina, und die Stirn runzelnd, biß sie auf ihre Unterlippe. Dann nach einer Pause: „Wozu sollen meine Offenbarungen dienen?"

„Um Ihre Lage mit der jener Person zu vergleichen, und indem ich das tue, steigert mein Argwohn sich fast bis zur Überzeugung."

„So würde ich möglichenfalls mit ihr zusammentreffen?"

Humber fuhr empor. Diese Möglichkeit ins Auge fassend, wußte er nicht, ob die in Aussicht stehende Gemeinschaft Antonias mit der vor ihm sitzenden Abenteurerin ihn mit Bedauern oder mit Freude erfüllen sollte.

„Urteilen Sie selber," hob er an. „Jene Dame ist Engländerin, Waise und im Alter von neunzehn bis zwanzig Jahrem. Sie suchte eine Stellung und hat sich zweifellos deswegen an Schark gewandt. Nun entscheiden Sie selber: ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß Miß Antonia King — so heißt die junge Dame — an dieselbe Quelle gewiesen wurde, auf die Sie Ihre Hoffnungen bauen?"

„Wenn hinterlistige Zwecke walten, nicht," versetzte Regina sinnend.

„Nun gut denn, dies angenommen," entgegnete Humber; „und angenommen, daß meine schwärzesten Befürchtungen sich bewahrheiten, so ist nicht unmöglich, daß Sie wirklich mit Antonia King zusammentreffen. Dann aber rechne ich auf Ihre Güte, auf Ihr warmes Herz. Sie werden sie trösten und ermutigen, und ihr sagen, daß ich voraussichtlich nach sechs bis acht Wochen, vielleicht früher, ebenfalls in New-York eintreffen werde. Auf dieser Karte steht mein voller Name und der meines Großvaters, des Chefs unseres Hauses. Übergeben sie diese Miß Antonia mit der dringenden Bitte, mir unter der Adresse New-York poste restante, einige Worte der Beruhigung zukommen zu lassen. Meine Aufgabe soll dagegen sein, gleich nach meiner Ankunft Mrs. Softly aufzusuchen und mich nach den näheren Verhältnissen zu erkundigen, unter denen Sie, vielleicht auch Miß King, daselbst aufgenommen wurden. Wie Sie aber heute mir ihren Beistand zusagen, so sollen Sie nicht vergeblich sich an mich wenden, wenn ich in irgendeiner Weise zur Erleichterung Ihrer Lage, gleichviel welcher Art sie sei, beitragen kann."

„Ein großmütiges Anerbieten," sprach Regina vor sich hin, und die letzte Spur ihrer sorglosen Heiterkeit schien plötzlich verflogen zu sein. „Ich dagegen müßte ja schlechter sein, als die Leute mich ungerechtfertigter Weise halten, stellte ich zu solchen Zwecken mich nicht gern zu ihrer Verfügung."

Frei blickte sie in Humbers Augen. Ihr Antlitz wurde verjüngt und verschönt durch das Gepräge weiblicher Milde. In ihrem Lächeln offenbarte sich ungeheuchelte Wehmut, als Humber ihr über den Tisch die Hand reichte.

„So wären wir denn fertig und können gehen," sprach sie mit einem Ausdrucke, der Humber tief ergriff.

Sie hatte sich erhoben und nach ihrem Hute gegriffen, wie auch Humber in den Winkel des Zimmers ging, wo sein Überzieher hing. In demselben Augenblick trat ein Herr über die Schwelle, in dem Humber sofort den jungen Sammel erkannte. In der Hoffnung, nicht gesehen zu werden, blieb er im Schatten der Zimmerecke stehen, während der andere auf Regina zutrat. Ihm, dem passionierten Mädchenjäger war die stadtbekannte Schönheit selbstverständlich nicht fremd, das bewies sofort seine Anrede:

„Ei, meine schöne Sünderin, welch ein glücklicher Zufall! Aber so allein — — da haben auch Sie Grund, diesen Zufall zu preisen. Zu Zweien schmeckt es besser, der Wein und was dazu gehört — — Und dann, und dann bereden wir, was ich neulich im Vorübergehen Ihnen schon zuraunte: ich habe ein Zimmer für Sie bereit, so ein rechtes, echtes Liebesnest — — —"

Dabei verschlang er sie mit seinen Blicken, in denen das Funkeln einer gierigen Bestie lag. Regina stand hoch aufgerichtet, reglos, mit bleichem Gesicht vor ihm. Als er dann aber so dicht an sie herantrat, daß sie den heißen Atem aus seinen lechzend geöffneten Lippen spürte, traf ihn ein so heftiger Schlag von ihrer Hand ins Gesicht, daß er taumelnd zurückprallte und dabei gegen Humber stieß, der jetzt, wo es galt, Regina gegen die Wut des Rasenden zu schützen, hervorgetreten war.

„Mir scheint, Herr Sammel," sprach er dabei ruhig, „ich treffe stets zur rechten Zeit ein, um Ihren Übergriffen ein Ende zu machen."

„Und mir scheint, mein verehrter Herr," fiel Sammel giftig ein, „daß sie der schönen Antonia ziemlich früh überdrüssig geworden sind. Freilich Regina academica ist tausendmal schöner noch — — —"

Er verstummte vor dem drohenden Blick, mit dem Humber jetzt dicht an ihn herantrat.

„Noch ein Wort, und ich züchtige Sie, wie dem Hund gebührt, der Sie sind."

Während Sammel vor diesem Ausbruch maßlosen Zornes feige zurückbebte, gab Humber Regina einen Wink, und beide verließen das Zimmer. — — —

Einunddreißigstes Kapitel.

Das rote Haus.

Auf dem Broadway, der Hauptverkehrsader New-Yorks, gelangt man binnen kurzer Frist nach dem romantisch gelegenen Städtchen Harlem, berühmt durch den gleichsam in der Luft schwebenden Aquädukt, der die langgestreckte Weltstadt mit dem schönen Wasser des Krotonflusses versorgt. Von New-York bis nach Harlem und weit über diesen Ort hinaus ist die Landschaft förmlich besät mit ebenso lieblich gelegenen wie kostbaren Landsitzen solcher Leute, die, in den günstigsten Verhältnissen lebend, die in der Stadt befindlichen Geschäftsräume nur als Arbeitsfeld betrachten. Schlägt die Feierstunde, dann schütteln Millionär wie Prokurist und Buchhalter den Kontorstaub von ihren Füßen, und hinaus geht's, so schnell Pferde und Lokomotiven nur zu befördern vermögen; hinaus ins Freie, wo die Atmosphäre rein von Kohlenstaub und Rußatomen ist, und das Auge lachende Gefilde, nutzbringende Gärten, prächtige Parkanlagen und stolze Villen freundlich grüßen.

Auch bescheidene Landhäuser erheben sich hier und dort, weniger begüterten Familien ermöglichend, mietweise sich ähnlichen ländlichen Genüssen hinzugeben, wie der mit Millionen spielende Kaufmann und Fabrikbesitzer.

Zu dieser Art Landhäuser hätte auch ein rotes Ziegelsteingebäude gezählt werden können, das auf einem Hügelabhange

malerisch zwischen hundertjährigen Waldbäumen hervorlugte. Gegen eine solche Annahme sprach indessen die weite Ausdehnung des Parkes, dessen jeder einzelne Morgen schon allein ein namhaftes Kapital repräsentierte. Alt, wie die Bäume, war auch das zweistöckige, in behaglicher Breite und Geräumigkeit aufgeführte Herrenhaus oder „Rote Haus", unter dem es in der Nachbarschaft bekannt war. „Rotes Haus" genannt nach der Farbe des Anstriches, der unter dem Einfluß von mehr als hundert Wintern allmählich in ein tiefes Braunrot übergegangen war.

Wie Farbe und Ausbau verrieten, stammte das rote Haus von einer alten holländischen Familie her, die schon vor dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege sich im Staate New-York niedergelassen hatte, also zu einer Zeit, als trotz guter Pferde noch ein ganzer Tag gebraucht wurde, um Mais, Weizen, Gartenfrüchte, Eier und Federvieh von der „Rote-Haus-Farm" auf den Markt nach der schwerfällig wachsenden Stadt New-York zu schaffen. Der erste Besitzer, der mit so viel Schwierigkeiten die Erzeugnisse seiner Farm verwertete, hieß Vanderprot. Vanderprot hieß auch der jetzige Besitzer. In gerader Linie von jenem ersten abstammend, hatte er jetzt den Vorzug für sich, den Weg zwischen dem roten Hause und seinem ausgedehnten Export- und Importgeschäft nahe am Hafen bequem in anderthalb Stunden zurücklegen zu können. —

Über der Halbinsel New-York wölbte sich ein trüber Märzhimmel. Feucht war die Atmosphäre. Bäume und Sträucher hatten ihre Frühlingsröcklein noch nicht angezogen. Grau und düster nahmen sich die Fluren aus; kurz, man hätte keinen geeigneteren Tag wählen können, um zu sterben und begraben zu werden. Ähnlich mochte auch der Besitzer des roten Hauses und Chef der berühmten Firma Vanderprot und Kompagnie gedacht haben, als er sich mit seinem letzten Stündlein so einrichtete, daß er gerade an dem heutigen trüben Tage beerdigt werden konnte.

Ja, der alte Vanderprot war begraben worden mit allem Pomp, wie er einem vielfachen Millionär gebührt, und mit allen Ehren, die gern einem Dahingeschiedenen gezollt werden,

der während eines langen, reich gesegneten Lebens sich der größten Achtung seiner Mitbürger erfreute. Er war beerdigt worden gegen zwölf Uhr mittags auf seinem eigenen Grund und Boden, und zwar auf einer von immergrünen Bäumen ernst beschatteten Stätte, wo seit länger als hundertunddreißig Jahren schon mancher müde Vanderprot und manche müde Vanderbrotin sich schlafen gelegt hatte.

Das Grab hatte sich geschlossen und Freunde und Verwandte auf Eisenbahnen und in stattlichen Kutschen sich heimwärts begeben.

Nur zwei Personen des Trauergefolges waren, nachdem sie angemessen für die dem Verstorbenen erwiesene Ehre in ihrem und seinem Namen gedankt hatten, zurückgeblieben, nämlich die beiden Söhne und jetzigen gemeinschaftlichen Besitzer des roten Hauses, des Parks, der Villa, eines halben Dutzends Häuser in der Stadt, der Firma, der gewaltigen Warenlager und einer Anzahl auf allen Meeren kreuzender Schiffe. Gereifte Männer waren es im Alter von achtunddierzig und fünfzig Jahren; Kinder derselben Eltern und doch so verschieden voneinander. Wer sie beobachtet hätte, wie sie von der Grenzvilla aus nach Verabschiedung von ihren heimwärts fahrenden Frauen, Kindern und sonstigen nahen Verwandten durch den Park dem roten Hause zuschritten, der würde, ohne sie genauer zu kennen, schwerlich auf den Gedanken geraten sein, zwei Brüder vor sich zu sehen. Hoch und schlank gewachsen, von ernsten, fast verschlossenen, jedoch wohlwollenden Zügen war Fenimore, der ältere, und damit erster Chef des Hauses. Mit der dunklen Farbe seines wohlgebildeten, glattrasierten Antlitzes standen das schwarze, bereits grau gemischte Haar und die klugen, dunkelbraunen Augen im Einklange. Er war das Muster eines echten selbstbewußten Amerikaners, wogegen sein Bruder Sidney in Figur und Physiognomie mehr an einen lichtblonden, breitschulterigen, jedoch keineswegs unschönen Irländer erinnerte. Seine Gestalt war das Bild physischer Kraft, während seine hellgrauen, etwas unsteten Augen hohen Scharfsinn, in ihrem gelegentlichen Blinzeln sogar einen gewissen Grad von Verschmitztheit verrieten. Wie der verstorbene Vater, so ge-

nossen auch sie die allgemeine Achtung; doch wollten manche behaupten, daß Sidneys Jugendjahre nicht so tadelfrei gewesen seien, wie sein Vater es hätte wünschen mögen. Auch die in früheren Zeiten zwischen den Brüdern ausbrechenden Zwistigkeiten mußten ihm stets zur Last gelegt werden. Sie erreichten indessen gänzlich ihr Ende, nachdem beide mit in das Geschäft eingetreten waren.

„Sechsundsiebzig Jahre bleibt immer ein schönes Alter," eröffnete Fenimore das Gespräch, indem sie den nächsten Weg nach dem roten Hause einschlugen, „und doch ist es ein drückendes Gefühl, nunmehr alle Lasten, alle Verantwortlichkeiten auf die eigenen Schultern nehmen zu müssen, weil die beiden treuesten und wachsamsten Augen sich geschlossen haben."

„Ein natürliches Gefühl," pflichtete Sidney ernst bei, „überall wird der Vater uns fehlen, obwohl du selbst schon seit länger als zehn Jahren die Firma vertrateſt —"

„Und mit deiner Hilfe das weitverzweigte Geschäft leitete," fiel Fenimore mit Herzlichkeit ein, „aber glaube mir, oft, sehr oft, wenn es den Anschein hatte, als wäre ich den eigenen Eingebungen gefolgt, handelte ich nur nach dem ausdrücklichen Wunsch und Rat des Vaters."

Dann nach einer kurzen Pause: „Nähern wir uns dereinst dem letzten Abschluß, so werden wir mit weniger Zuversicht in die Zukunft schauen, als er in seinen letzten Lebensjahren. Er wußte, daß zwei treu verbundene Brüder für das Fortbestehen der alten Firma ihr Äußerstes aufbieten würden. Nach unserem Tode hingegen werden nur Geschwisterkinder ihre Rechte geltend machen. Unter ihnen Einigkeit zu erhalten, dürfte eine Aufgabe sein, zu der unsere beiderseitigen letztwilligen Verfügungen kaum ausreichen. Sind sie auch gut erzogene Kinder, so bleiben sie doch immer Menschen."

„Gelingt es, unsere beiden ältesten Söhne zu Nachfolgern heranzubilden und endlich als gleichberechtigte Chefs einzuführen, so ist der Hauptschritt getan," meinte Sidney nachdenklich.

„Unser langgehegter Plan," pflichtete Fenimore bei, „und dennoch, was sind solche Pläne? Die Maßnahmen der früheren

Chefs werden uns nach wie vor als Richtschnur dienen; und das Weitere — nun, wir müssen es einer höheren Gewalt anheimgeben."

„Über die Änderung der Firma sprach der Vater nie zu dir?" fragte Sidney zögernd.

„Eine Änderung?" fragte Fenimore befremdet zurück.

„Eine eigentliche Änderung nicht; allein meines Erachtens wäre gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt, das Kompagnie zu streichen und dafür eintragen zu lassen: Vanderprot und Bruder.

„Ich finde keinen Grund dafür," versetzte Fenimore vorwurfsvoll; „oder hältst du dich nicht für gleichberechtigt?"

„Meine Berechtigung, überhaupt meine Person, lag der Frage nicht zu Grunde; wohl aber der Umstand, daß unser Vorfahr, der Gründer der Firma, nie Ursache hatte, seinem Namen das Kompagnie beizufügen, also nur einer augenblicklichen Laune Raum gegeben haben kann, wogegen heute wirklich zwei Brüder an der Spitze stehen. Ist doch leicht nachweisbar, daß unser Großvater, der nie einen Teilhaber besaß, sich erst im hohen Alter für diesen Zusatz entschied."

„Das bestreite ich nicht; allein wir dürfen nicht vergessen, daß unter der Ägide dieses geheimnisvollen Kompagnie wir Millionäre geworden sind, nachdem unser Vorfahr als schlichter holländischer Ackerbauer und Handelsmann seine Laufbahn auf dieser Seite des Ozeans begann. Ich bin nicht abergläubisch, und doch habe ich die Empfindung, als wiesen wir mit der Streichung des Kompagnie jenes Glück wieder von uns.

„Ich bestehe nicht auf meinem Vorschlag," entgegnete Sidney persönlich, „und es würde mir schwerlich helfen," fügte er mit leichtem Spott hinzu; „aber geheimnisvoll bleibt dieser Umstand immerhin."

„Vielleicht erhalten wir heute noch Aufschluß darüber," versetzte Fenimore ruhig; „waltet überhaupt ein Geheimnis, so war es eine weise Einrichtung unseres biederen Ahnherrn, daß laut seiner testamentarischen Bestimmungen eben nur der Chef oder die Chefs des Hauses sich am Tage der Beerdigung ihres Vorgängers mit ihnen vertraut machen dürfen. Mag hinter dem Schleier verborgen sein, was da wolle: die strenge

Bedingung trägt nicht wenig dazu bei, dem jedesmaligen Chef seinen Verwandten gegenüber einen gewissen Nimbus zu verleihen, der zugunsten des Hauses seine Autorität erhöht."

„Eine wunderbare Bedingung," bemerkte Sidney wie beiläufig; „doch wir werden ja Ursache und Zweck kennen lernen."

Als die beiden Brüder sich den Eingange näherten, wurden die Türen nach innen gezogen, und ihren Blicken zeigten sich zwei greise Neger in schwarzen Leibröcken und weißen Halsbinden, jeder ehrerbietig seinen Flügel bewachend.

„Wir wollen ungestört bleiben," bemerkte Fenimore, indem er auf dem dichten persischen Teppich unhörbar zwischen ihnen hindurchschritt.

Die schwarzen Diener verneigten sich höflich und schlossen die Tür wieder, worauf sie sich in ein neben dem Eingange gelegenes Seitenzimmerchen zurückzogen. Die beiden Herren hatten indes eine bequeme, mit schwer geschnitztem Geländer versehene Treppe erstiegen. Wie im Äußeren, war auch im Innern des Hauses mit unverkennbarer Pietät Bedacht darauf genommen worden, den Charakter des Altertümlichen nicht zu stören. Das Anbringen von Skulpturen und freundlichen Verzierungen war stets in einer Weise geschehen, daß die Neuerung die Grenze des Nebensächlichen nicht überschritt. Und doch war überall in den verhältnismäßig niedrigen Räumlichkeiten der Eindruck des Reichtums und des weise und behaglich geordneten Überflusses zu spüren. Kein Winkelchen der Treppe oder des Fußbodens, das nicht mit kostbaren Teppichen belegt gewesen wäre. An den Wänden Gemälde von höchstem Werte. Vasen, Statuetten und Kunstwerke aus fernen östlichen Erdteilen auf den Kaminesimsen und Rokoko-Etageren. Schwere Damastvorhänge vor Fenstern und Türen. Jedes Stück Möbel, gleichviel ob Stuhl, Tisch, Kommode oder Pult, war zugleich ein Kunstwerk, sowohl mit Rücksicht auf Formen, wie auf die mit Perlmutter, Elfenbein, Silber und Gold eingelegte äußere Bekleidung. Und alles stand an seinem Ort und nirgend fehlte etwas.

Die beiden Brüder hatten die Treppe erstiegen. Durch eine Vorhalle von mäßigem Umfange tretend, in der die schönen

Farben gemalter Fensterscheiben wunderbar zu sorgfältig geordneten Gruppen breitblätteriger Topfgewächse und üppiger Farnkräuter kontrastierten, gelangten sie in ein dreifensteriges, nach dem Vorplatz hinausliegendes Zimmer. Noch reicher als alle übrigen Räume des Hauses ausgestattet, entbehrte es doch nicht den Charakter verlockender, anheimelnder Behaglichkeit. Es glich einem Museum, so vielfältig waren kleine und große Kunstwerke und Erzeugnisse ferner Völker und Länder, die als besonders bevorzugte Schätze in der unmittelbaren Umgebung des jedesmaligen Besitzers ihren Platz angewiesen erhalten hatten.

Mitten in dem Zimmer standen, laubenartig geordnet, frische Topfgewächse. Sie schlossen auf drei Seiten ein längliches Viereck ein, die Stelle, auf der vor einer Stunde noch der tote Chef des Hauses in seinem Sarge ruhte.

Sinnend betrachtete Fenimore die zurückgebliebenen Palmenwedel und mehrere vergessene Kränze. Er mochte der Zeit gedenken, in der er selber von hier aus seinen letzten Auszug halten würde. Dann kehrte er sich Sidney zu, beide Hände auf seine Schultern legend.

„Sidney," hob Fenimore an, und männlich ruhige Entschlossenheit prägte sich in seinen Zügen aus, „die Stunde ist gekommen, eine feierliche Stunde, in der wir mit den hundertjährigen letztwilligen Verfügungen bekannt gemacht werden sollen. Statt des Blitzes der Vergänglichkeit, mahnen uns die Liebeszeichen der um den teuren Dahingeschiedenen Trauernden —" und er wies auf die Blumengruppen — „so ist es vor hundert Jahren angeordnet worden, so prägte der Vater es uns in seiner letzten Stunde ein. In dieser feierlichen Stunde verspreche ich dir — ebenso nehme ich dein Versprechen entgegen —, alles, was in dem alten Testament uns aufgegeben wird, treu zu halten. Ich verspreche es heilig, ohne jene Bestimmungen zu kennen. Wie ich sie heute in Empfang nehme, so will ich sie dereinst unsern Nachfolgern übergeben: unangetastet, durch nichts entweiht. Ebenso ruhig, ebenso frei von Selbstvorwürfen, wie unser Vater, will ich dereinst zur letzten Rast eingehen."

Fest drückte er seines Bruders Hand. Dieser erwiderte wohl den Druck, sprach jedoch kein Wort dabei. Fenimore schien keine Gegenäußerung zu erwarten; denn er schritt in aufrechter Haltung nach dem schwergearbeiteten Schreibtisch hinüber, ihn zum erstenmal als Herr und Gebieter öffnend. Sein Bruder stand neben ihm und beobachtete mit sichtbarer Spannung, wie er ein eisenbeschlagenes Türchen aufschloß, ein reich ziseliertes Kistchen hervorzog und vor sich auf die Tischplatte stellte. Dann setzten beide sich nieder. Fenimore zog einen wunderbar geformten Schlüssel aus seiner Geldbörse. Eine Weile arbeitete re damit in dem Schloß der Kassette, und langsam schlug er den Deckel zurück.

Ein dickes Pergament, in Briefform zusammengefaltet, lag in dem kostbaren Behälter. Fenimore öffnete die Hülle, und hielt in seinen Händen ein vergilbtes, mit großer deutlicher Schrift bedecktes, aus mehreren Bogen bestehendes Dokument.

Jetzt erst zitterten seine Hände leicht; doch schon nach einigen Sekunden war er wieder Herr seiner selbst. Mit prüfendem Blick überflog er das alte Schriftstück, wie um sich mit der äußeren Form desselben vertraut zu machen.

Tiefe Stille herrschte in dem Hause und dessen Umgebung; feierliche Stille in dem Tuskulum der längst heimgegangenen Vanderprots. Es war, als hätten deren Geister sich eingefunden, um die gewissenhafte Ausführung der alten Bestimmungen zu überwachen.

Fenimore hielt das Dokument so, daß sein Bruder mit ihm zugleich hineinzublicken vermochte, dann las er laut:

„Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes, Amen.

„In meinem hohen Alter, aber unbefangenen Geistes und klaren Blickes schreibe ich dies nieder, auf daß meine Kinder und Kindeskinder gemahnt werden, zu wandeln auf Gottes Wegen; auf daß ihr Wahlspruch bleibe fort und fort: Gib jedem das Seine. Auf ihren Händen wird dann des Himmels Segen ruhen, wie der Herr mich segnete mehr, als ich verdiente! —

„Im Jahre 1743 verließ ich Holland mit Weib und Kind, um in der Grafschaft New-York mir eine neue Heimat zu

gründen. Ursprünglich Kaufmann, aber dem Landleben zugetan, kaufte ich mit meinem kleinen Kapital dreihundert Morgen Land und richtete mir eine Farm ein. Zehn Jahre beschäftigte ich mich ausschließlich mit Ackerbau und Viehzucht. Mein Fleiß trug reiche Früchte, so daß ich schon im dritten Jahre ein schönes, massives Haus bauen konnte. Dann aber, da mein Vermögen sich noch immer mehrte, geriet ich auf den Gedanken, meine Ersparnisse, um ihrer sicher zu sein, in der Stadt in Grundbesitz anzulegen. Ich wurde Hauseigentümer, und nunmehr regte sich in mir die Lust, zu meinem ursprünglichen Berufe, dem Kaufmannsstande, zurückzukehren. Meine Farm verpachtete ich, mir nur eine Sommerwohnung in dem roten Hause ausbedingend. Dann zog ich nach der Stadt, wo ich ein Import-Geschäft gründete. Trotz der von der britischen Regierung ausgeübten Bedrückungen führte ich es zwanzig Jahre hindurch mit erträglichem Erfolg, so daß ich es von Jahr zu Jahr zu vergrößern vermochte. Da brachen die politischen Wirren, die Vorläufer der späteren Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Neben den Opfern, die jeder einzelne Bürger mit Freuden brachte, um die Tyrannei der Briten abzuschütteln, wirkte nachteilig auf mein Geschäft ein, da ich im engsten kaufmännischen Verkehr mit England stand. Ich geriet in die Lage, meine Gläubiger nicht befriedigen zu können. Hilfe sah ich nirgend. Jeder hatte zuviel mit sich selbst zu tun, um an andere denken zu können. Mit Schmerz sah ich die Stunde herannahen, in der die Firma Vanderprot als erloschen betrachtet werden mußte.

„Da sandte der Himmel mir Rettung. Am zwanzigsten März 1773 war es, als unter französischer Flagge ein englisches Schiff einlief, das mir eine Ladung leicht verkäuflicher Ware, namentlich Wollenstoffe überbrachte, ohne daß ich solche erwartet oder bestellt gehabt hätte; nicht einmal die entsprechenden Briefschaften begleiteten sie. Nur darüber waltete kein Zweifel, daß sie an mich adressiert waren. Außerdem brachte der Kapitän die Nachricht, daß der Besitzer, wenn nicht schon eingetroffen, keinesfalls lange auf sich warten lassen würde, um sich mit mir um den aus dem Verkauf zu erzielenden Gewinn zu

einigen. Dagegen kannte er nicht einmal den Namen des Absenders. Dieser hatte ihm wohl seine Absicht verkünden lassen, noch vor seiner Abreise ihn an Bord zu besuchen, allein Zeit und Wetter drängten, so daß er gezwungen war, Anker zu lichten, ohne ihn persönlich kennen gelernt zu haben. Jedenfalls war er kein Mann von Fach; er würde sonst schwerlich alle streng bedingten Formen so gänzlich vernachlässigt haben. Er selbst hatte die Waren zusammengekauft und einem Agenten zur Verladung übergeben; ebenso leistete er überall pünktliche Zahlung, so daß niemand Veranlassung fand, sich genauer mit seiner Persönlichkeit zu beschäftigen.

„Bei mir riefen nach reiflichem Überlegen diese Umstände den Eindruck hervor, als hätte er aus irgendeinem geheimnisvollen Grunde sich gescheut, mit seinem Namen in die Öffentlichkeit zu treten.

„Nach meiner Berechnung betrug der Wert der empfangenen Güter an ihrer Einkaufsstelle gegen zwanzigtausend Dollars, und da der Eigentümer nicht erschien, so benutzte ich die günstige Konjunktur, alles zu verkaufen, und zwar mit einem Gewinn von sechzehntausend Dollars. Der geheimnisvolle Absender hätte beim Einkauf keine glücklichere Wahl treffen können; durch den Verkauf aber konnte ich nur in seinem Sinne handeln. Es standen mir also sechsunddreißigtausend Dollars zur Verfügung, und wiederum glaubte ich der Billigung jenes Unbekannten sicher zu sein, wenn ich diese erhebliche Summe, anstatt sie tot liegen zu lassen, zu einem angemessenen Zinsfuß verwertete. Ich zog sie in mein Geschäft und wurde dadurch nicht nur aller Verlegenheit überhoben, sondern geriet auch in die Lage, meinen Wirkungskreis zu vergrößern und, an Stelle der alten abgebrochenen Verbindungen, neue anzuknüpfen.

„So ging ein Jahr dahin. Trotz der trüben Zeitverhältnisse blühte mein Geschäft mehr, denn je zuvor, zumal neben dem eigenen Vorteil ich auch die Wohlfahrt meines Adoptiv-Vaterlandes im Auge behielt und bedeutende Lieferungen an Kriegsmaterial auf meine eigene Gefahr glücklich ausführte. Hatte es doch den Anschein, als sei mit dem fremden Gelde das Glück bei mir eingezogen. Was ich unternehmen mochte, selten schlug

etwas fehl, so daß ich nach Ablauf zweier Jahre nicht nur mein eigenes Vermögen auf seinen alten Standpunkt zurückgebracht, sondern auch das meines unbekannten Gönners durch den Zinszuschlag und den ersten Reingewinn mehr, als verdoppelt hatte. Doch in demselben Maße, in dem mein Wohlstand wuchs, lastete schwerer auf meiner Seele, daß ich im Besitze fremden Gutes sei. Hatte mich in der ersten Zeit die Hoffnung getragen, meinen geheimnisvollen Wohltäter plötzlich einmal vor mich hintreten zu sehen, die Hoffnung, mit Stolz ihm sein rechtlich verwaltetes und vermehrtes Eigentum zurückzugeben, so verwandelte diese Hoffnung sich bald in banges Zweifeln und Grübeln. Der Argwohn stieg in mir auf, daß die Güter irrtümlich an mich versandt worden waren, und kein Mittel ließ ich unversucht, mir Kunde über den Besitzer zu verschaffen, allein alles vergeblich. Endlich neigte ich zu der Überzeugung hin, daß er sein Ende in einem scheiternden Schiffe gefunden habe, und meine Nachforschungen erstreckten sich nunmehr auch auf seine Verwandten und Hinterbliebenen. In fast allen Hafenstädten Englands, Deutschlands und Frankreichs erließ ich Aufrufe, jedoch ohne Erfolg. Da ich weder Namen noch Vaterland des Verschollenen kannte, so konnten diese nur unbestimmt gehalten werden, zumal ich befürchten mußte, dem Betruge eine Pforte zu öffnen. Möglich, daß der betreffenden Personen Blicke über diese oder jene Anzeige hinwegglitten, ohne deren Bedeutung zu ahnen.

„Fünf Jahre habe ich jetzt das Vermögen meines unbekannten Wohltäters, des Retters meiner Firma und meines Rufes, verwaltet. Fünf Jahre, und indem nach menschlicher Berechnung mein Ende nicht mehr fern ist, regt sich das Bedürfnis, meinen Nachfolgern, und zwar dem jedesmaligen Chef des Hauses, solche Bestimmungen zu hinterlassen, wie sie meinen Begriffen von Recht und Ehre entsprechen: Sollte jemals ein rechtmäßiger Erbe Ansprüche an jene geheimnisvolle Geldsumme erheben, so soll sie ihm zusammen mit meinem innigsten, über das Grab hinausreichenden Dank übermittelt werden. Jene Summe, heute beinahe verdreifacht, ist zu groß, um sie fernerhin als Darlehen betrachten zu dürfen. Ich verleibe sie

daher meinem Geschäft als Anteil eines gleichberechtigten Kompagnons ein, der hinfort, da sein Name mir fremd ist, als Kompagnon in meiner Firma seine Stelle einnehmen wird. Vanderprot und Kompagnie heißt von heute ab meine Firma; als Vanderprot und Kompagnie möge sie blühen und dauern über Jahrhunderte hinaus. Mein unbekannter Wohltäter oder dessen Nachkommem sollen solange, bis einer der letzteren eine andere Entscheidung trifft, sich hinfort in alle Vorteile und Nachteile redlich mit meinen eigenen Erben teilen, und zwar so, daß nicht für jede Partei besondere Bücher geführt werden, sondern, im Falle eine Trennung gewünscht werden sollte, jeder Partei die Hälfte aller Aktivas und Passivas unverkürzt zugeschrieben wird.

„Von der Teilung bleiben ausgeschlossen meine Farm mit dem roten Hause; ferner alle Gebäude, die ich nachweislich vor jenem geheimnisvollen Ereignis besaß. Ich habe dadurch angebahnt, daß fremdes Eigentum mit derselben Treue verwaltet wird, wie das eigene. Die näheren Umstände meiner Lage, die Verhältnisse, unter denen ich meine schwankende Firma wieder stützte und emporbrachte, sollen der Öffentlichkeit entzogen bleiben. Das Preisgeben meines Geheimnisses möchte dazu dienen, in ungünstigen Zeiten eine Handhabe zu Zweifeln an der Solvenz der Firma zu bieten, nicht minder aber diesen oder jenen Abenteurer veranlassen, ungerechtfertigte Ansprüche geltend zu machen und endlose, dem Rufe meines Hauses nicht zum Vorteil gereichende Prozesse herbeizuführen.

„Um eine solche Geheimhaltung zu ermöglichen, bestimme ich daher, daß diese Urkunde von dem jedesmaligen Chef des Hauses streng verschlossen gehalten werde und er nur seinen unmittelbaren Nachfolger beauftrage, am Tage der Beerdigung seines Vorgängers Kenntnis von deren Inhalt zu nehmen. Zugleich verpflichte ich heilig jeden an meine Stelle tretenden Nachfolger, wo nur immer er glaubt, eine Spur der unbekannten Erben zu entdecken, diese Spuren sorgfältig zu prüfen und zu verfolgen, und im Falle keine Zweifel walten, die betreffenden Personen ohne Hinzuziehung der Gerichte samt ihren Ansprüchen anzuerkennen.

„Schließlich fühle ich mich gedrungen, solchem Verfahren eine Grenze zu setzen. Obwohl eine Ahnung mir sagt, daß vor Ablauf des vierten Teiles der von mir ins Auge genommenen Frist die heute noch unbekannten Erben eine endgültige Regelung herbeiführen werden, behalten meine letztwilligen Verfügungen hundert Jahre lang volle Kraft. Ich wähle als Ausgangspunkt den zwanzigsten März 1773, nachmittags um vier Uhr. Es ist dies die Stunde, in der ich die erste Nachricht von dem Eintreffen der an mich adressierten Waren erhielt. Ist bis zum zwanzigsten März 1873, nachmittags vier Uhr, niemand erschienen, um seine Rechte geltend zu machen, so setze ich voraus, daß Erben nicht mehr vorhanden sind. Das Kompagnie hinter meinem Namen mag dann gelöscht werden, das ungeteilte herrenlose Vermögen aber als freies Eigentum allen Mitgliedern des Hauses Vanderprot zugute kommen. Blindlings vertraue ich der Ehrenhaftigkeit meiner Nachfolger; ich vermeide daher, die Gerichtsbarkeit hinzuzuziehen, oder bei ihr meine testamentarischen Verfügungen zu hinterlegen. Was sollten auch Gerichte in einer Angelegenheit, in der wirklich Übelwollende sich auf die Verjährungsfrist berufen könnten? Meine am späten Abend meines Lebens aus heiliger Überzeugung gefaßten Beschlüsse, sie werden heilig gehalten werden, das weiß ich; dann aber wird der Segen, der nach manchem herben Leid mich durch mein irdisches Dasein begleitete, auch nach meinem Tode dem Hause Vanderprot treu bleiben.

„Gib jedem das Seine; dieser Wahlspruch hat mich begleitet durch mein langes Leben. Möge er allen denjenigen, die sich zu meiner Familie rechnen, ein treuer Leitstern bleiben. Dann wird jeder von ihnen dereinst mit ruhigem Gewissen rückwärts schauen auf die durchlaufene Bahn, mit freudiger Hoffnung des Wiedersehens nach diesem Leben gedenken. Das walte Gott!

„So geschrieben im roten Hause am Jahrestage des zwanzigsten März 1778. Jeremias Vanderprot."

Eine kurze Reihe von Anmerkungen und Unterschriften folgten dem Testament, und Fenimore fuhr nach einer Pause fort:

„Mit Andacht gelesen. Mit einem heiligen Gelöbnis im Herzen wieder verschlossen am Tage der Beerdigung meines Vaters, am 16. Oktober 1792. Herbert Vanderprot."

„Die Anordnungen meines Großvaters gelesen und aufs neue bestätigt nach der Rückkehr von dem eben geschlossenen Grabe meines Vaters, am 4. Juli 1804. Jeremias Vanderprot."

„Die Bestimmungen meiner Vorväter sind mir das heiligste Vermächtnis. — Möge niemand wagen, sie zu entweihen. Ich bestätige sie auf's neue am 8. November 1836.

John Vanderprot."

„Das walte Gott," schrieb Fenimore darunter mit derselben Feder, mit der sein Vater seine letzte Korrespondenz geführt hatte, „rotes Haus am 5. März 1873. Fenimore Vanderprot."

Er reichte die Feder seinem Bruder.

„Dein Name genügt," sprach dieser, „du bist der eigentliche Chef des Hauses. Es wäre überflüssig, den meinigen beizufügen."

Fenimore blickte seinen Bruder fest an.

„War es der ausdrückliche Wille des Verstorbenen, das wir die Firma gemeinschaftlich vertreten sollten?" fragte er ruhig.

„Gewiß," antwortete Sidney, „allein, da nach Ablauf der hundert Jahre dieses Dokument voraussichtlich eine Familien-Reliquie bleiben wird, sollen wir da unsern Nachkommen das Schauspiel liefern, daß statt des einen Familienoberhauptes plötzlich zum erstenmal deren zwei unterzeichnen? Gilt dein Name nicht für beide und umgekehrt? Nein, Fenimore — betrachte meine Weigerung nur als eine Handlung der Pietät. Und dann — du übersiehst, daß in wenigen Tagen das Jahrhundert abläuft, womit auch unsere Verpflichtungen endigen."

„Ich würde die Kraft nicht besitzen, den an unsere Vorfahren uns gleichsam fesselnden Faden zu zerreißen," versetzte Fenimore ernst. „Mögen unsere Söhne es tun, wenn der Schlußtermin erst eine Reihe von Jahren hinter ihnen liegt. Jetzt dagegen eine Änderung zu bewirken, erscheint mir als eine Entweihung."

„So hältst du für möglich, daß nach diesen hundert Jahren noch Ansprüche erhoben werden?" fragte Sidney.

„Das nicht," erklärte Fenimore, und nach des Bruders entschiedener Erklärung nicht weiter in ihn dringend, legte er das Dokument in die Kassette zurück, „aber die hundert Jahre sind noch nicht abgelaufen. Wochen dauert es noch bis zum zwanzigsten März, und diese kurze Zeit hindurch will ich wenigstens noch die Empfindung haben, als ob ein zweites Jahrhundert, ähnlich wie das erste, sich der Ewigkeit zugesellte. Deine Ansichten weichen von den meinigen ab, ich lese es in deinen Blicken; aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß an dem bewußten Tage mit dem Schlage vier Uhr du mir durch einen einfachen Händedruck zu verstehen geben wirst, wie die Einheit des lenkenden Willens auch dir, als segenbringend für unser Haus, ins Bewußtsein übergegangen ist."

Er verschloß das Kästchen und erhob sich, seinem Bruder mit offenem Wesen die Hand reichend. Dieser ging auf die letzten Bemerkungen nicht ein, sondern sprang zu einem anderen Gegenstande über.

„Als der erste Vanderprot seinen letzten Willen niederschrieb," sprach er wie beiläufig, „gebot er vielleicht über hunderttausend Dollars, so daß jener unbekannte Fremde mit fünzigtausend Dollars abgefunden worden wäre. Anders steht es seit den jüngsten Jahren; eine schwere Erschütterung hätte es unfehlbar zur Folge gehabt, wäre unser Vater gezwungen gewesen, zwei Millionen in den Büchern zu streichen."

„Eine Erschütterung kaum," versetzte Fenimore, „dazu sind alle Verhältnisse zu wohl geordnet; auch hätte es der Jahre bedurft, um die Wandlung allmählich und ohne Nachteil für beide Teile zu vollziehen. Aber eine andere Frage: Wären jene Millionen auch ohne den Beistand des geheimnisvollen Kompagnons herangewachsen? Schwerlich. Ich wage sogar zu behaupten, daß ohne jene zwanzigtausend Dollars unsere Firma schon vor hundert Jahren ihr trauriges Ende erreichte. Sie wäre erloschen; ihr Gründer aber hätte kaum so viel aus dem Ruin gerettet, wie erforderlich war, um nach Abtrennung des größten Teiles des jetzigen Parks eine kleine Landwirtschaft oder Gemüsegärtnerei zu betreiben. Vergleiche nur die damaligen Zeiten mit den heutigen."

„Im Grunde pflichte ich dir bei," bemerkte Sidney, „und nebenbei, nachdem in hundert Jahren sich niemand meldete, werden auch die letzten wenigen Tage keine Umwälzung mehr bringen. Unsere ganze Meinungsverschiedenheit begründet sich eben darauf, daß ich die ganze Angelegenheit vom praktischen Standpunkt aus betrachte, während du mehr zu idealistischen Anschauungen hinneigst. So würde ich zum Beispiel die paar Tage nicht berücksichtigen und schon morgen das Kompagnie löschen und statt dessen Vanderprot und Bruder in das Handelsregister eintragen lassen. Kommen wir damit später, so ruft es unausbleiblich den Eindruck hervor, als sei der Vater in seinen Verfügungen nicht klar gewesen, oder als hätten wir, nach dem ersten Versuch, die alte Firma beizubehalten, schließlich für gut befunden, den Wünschen des Verstorbenen gerade entgegen zu handeln. Du magst anders denken. Ich aber stimme dafür, die Sache logisch zu ordnen und mit dem Abschluß des Jahrhunderts nicht eine Stunde länger zu säumen. Ja, wenn noch Jahre fehlten! Allein die paar Tage?"

Fenimore betrachtete seinen Bruder eine Weile forschend. In seinen Augen ruhte bitterer Vorwurf. Dann hob er an: „So schmerzlich mir ist, daß unsere Ansichten so weit auseinander gehen, muß ich doch in dieser Sache das Recht des Älteren in Anspruch nehmen. Ich erkläre hiermit feierlich, daß ich deinen Vorschlag, wurde er wirklich im Ernst gemacht, ablehne. Vor dem zwanzigsten März, nachmittags um vier Uhr, berühre ich die Angelegenheit mit keiner Silbe mehr, und auch dann nur auf deinen ausdrücklichen Wunsch, dem ich allerdings keine Weigerung entgegenstellen darf. Aber ich hoffe noch immer, daß gerade in diesem Falle du den Geschäftsmann etwas hinter meine idealistischen Anschauungen zurücktreten läßt," und seines Bruders Hand ergreifend, drückte er sie herzlich.

Sidney hatte Mühe, seinen Verdruß zu verbergen.

„In der Tat ein müßiges Gespräch," versetzte er, „ich denke ebensowenig daran, deine Autorität zu bestreiten, wie krampfhaft auf meinen Vorschlag zu bestehen. Und der zwanzigste März ist ja noch lange genug hin, um die Sache reiflich überlegen zu können. Du bleibst hier?"

„Auch darin beobachte ich die alte Sitte. Bevor ich, nach Kenntnisnahme des Testaments, als älterer Chef die Kontors besuche, will ich eine Nacht im roten Hause schlafen, gewissermaßen Besitz von ihm ergreifen."

Sidney klingelte. Einer der beiden ergrauten Neger erschien und nahm den Befehl in Empfang, den Wagen vorfahren zu lassen. — —

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Bildungsinstitut.

Der Abend war hereingebrochen. Auf den Straßen brannten die Laternen. Theater, Konditoreien und Trinkhäuser füllten sich; die vornehme Welt New-Yorks rüstete sich zu ihren Tees und Bällen. Auch der Notar Spanker, ein Mann in den reiferen Jahren, der sich durch seine Praxis zu Reichtum emporgeschwungen hatte, sehnte sich, den Abend in heiterer Gesellschaft zu verbringen. Doch er hatte dem jüngeren Vanderprot versprochen, ihn zu erwarten, und jemand, der über Millionen gebot, war eine Persönlichkeit, deren Gunst man nicht verscherzen durfte.

Er hatte eben wieder einen Rundgang durch das reich ausgestattete Zimmer beendigt und war im Begriff, sich mit dem Rücken vor das Kaminfeuer zu stellen, als es klopfte. Fast gleichzeitig öffnete sich die Tür und im nächsten Augenblick hieß er seinen verehrten Freund und Gönner, den Mr. Sidney Vanderprot, willkommen.

„Keine guten Nachrichten," fügte er seinem Gruße bei, indem er einen forschenden Blick in Vanderprots Augen senkte, worauf er ihn ehrerbietig nach dem Kamin hinbegleitete, vor dem sie auf zwei gepolsterten Wiegestühlen Platz nahmen — „in der Tat, keine guten Nachrichten; ich seh's Euch an —"

„So ungünstig, wie denkbar; auf der andern Seite wieder günstig genug," antwortete Vanderprot, sich der ihm dar-

gereichten Zigarre bedienend. „Wir nahmen Kenntnis von den testamentarischen Bestimmungen. Diese bestätigen die in unserer Familie lebenden sagenhaften Gerüchte, und es geht aus ihnen hervor, daß wir wirklich verpflichtet sind, die Hälfte des in dem Geschäfte steckenden Geldes — die Kleinigkeit von über zwei Millionen — herauszugeben. Das Günstige dagegen besteht darin, daß mit dem zwanzigsten März der entscheidende, verhängnisvolle Termin abläuft."

„Das wären zwei Wochen," versetzte Spanker ruhig, „und da unsere Gegner diesen Umstand nicht ahnen, so werden sie schwerlich sich beeilen, aus ihrem Dunkel hervorzutreten. Doch auf welchen Zeitraum lauten jene Verpflichtungen?"

„Auf hundert Jahre, die mit dem genannten Tage ablaufen."

„Dann beruhigt Euch," fügte er hinzu, „es gibt kein Gesetz, das nach Ablauf eines Jahrhunderts den Wünschen eines Verstorbenen noch rechtskräftige Gültigkeit zu verschaffen vermöchte"

„Aber eine andere Macht gibt es," versetzte Sidney leidenschaftlich, „eine Macht, gegen deren Wirkung Ihr mit allen Euren Hilfsmitteln ebenso ohnmächtig seid, wie ich selber. O, blickt immerhin, als ob Ihr Euren Ohren nicht trautet; mein eigener Bruder ist diese Macht; an seinem Willen scheitert alles, was wir unternehmen mögen. Rundweg schlug er mir ab, schon jetzt den Termin als abgelaufen zu betrachten. Gelingt es aber unseren Gegnern, noch vor dem Zwanzigsten mit ihm in Verkehr zu treten, so geht er sofort auf die Prüfung ihrer Ansprüche ein, und die zwei Millionen gibt er mit derselben Leichtigkeit fort, mit der ich die Asche von dieser Zigarre klopfe."

„Allerdings gefährlich," meinte der Notar, seine Brauen runzelnd, „und dennoch zweifelhaft, ob ihm das Recht zusteht, über seinen Bruder hinweg derartige Verfügungen zu treffen."

„Es steht ihm zu," bekräftigte Vanderprot hastig, „denn jene Bestimmungen gelten nicht mehr als hundertjährige, sondern sind jedesmal durch das nachfolgende Familienoberhaupt, und zuletzt heute von meinem Bruder einfach bestätigt worden. Nur auf Umwegen gelang es mir, ohne seinen Ver-

„Seht her," sprach er befangen, „ich trage den Reiher; wo ein Reiher sich zeigt, da stehe ich zu ihm." (S. 385.)

dacht zu erregen, mit meiner Unterschrift zurückzuhalten. Außerdem umfaßt diese Bestätigung die Verpflichtung, bei etwaigen Auseinandersetzungen jedes Gerichtsverfahren auszuschließen."

„Vielleicht hätte Mr. Fenimore anders gehandelt, wäre er mit der augenblicklichen Sachlage vertraut gewesen," bemerkte Spanker grübelnd.

„Nimmermehr," rief Vanderprot erregt aus, „im Gegenteil; ahnte er, daß mutmaßliche Erben in seiner Nähe weilen, keine Minute würde er säumen, sie aufzusuchen und ihnen das klar aufzutischen, wonach sie bisher mit wenig Erfolg forschten. Glücklicherweise ist, durch geschäftliche Rücksichten bedingt, alles bis auf jene dumpfen Gerüchte geheim gehalten worden. Entgegengesetztenfalls hätte es unseren Gegner kaum Mühe gekostet, vor die richtige Tür zu gehen, und schon mein Vater hätte unzweifelhaft die Angelegenheit auf seine eigene Art geordnet. Ein Glück, daß die Gegenpartei sich und ihr Tun ebenfalls in Geheimnis hüllt; denn ihr Zweck ist geeignet genug, Aufsehen zu erregen, und dann läge die Gefahr nahe, daß Gerüchte darüber zu den Ohren meines Bruders drängen. Ist der zwanzigste März vorüber, so schwindet die Gefahr. Ich werfe mein Veto in die Wagschale und waltet wirklich kein Zweifel über die Erben, so bin ich großmütig genug, sie mit den ursprünglichen zwanzigtausend Dollars abzufinden. Aber bis dahin — vergegenwärtigt Euch, wenn dieser Hilger — und der soll die Seele des ganzen Unternehmens sein — auf den unglückseligen Gedanken geriete, aus seiner Verborgenheit hervorzutreten und einen öffentlichen Aufruf zu erlassen; der Aufmerksamkeit meines Bruders würde er schwerlich entgehen."

„Was ist's mit den zwanzigtausend Dollars?"

„Davon später," antwortete Sidney kurz, „ich wiederhole nur: wir schweben in der Gefahr, durch die Seltsamkeit meines Bruders gute zwei Millionen zu verlieren, und diese Gefahr muß abgewendet werden, koste es, was es wolle."

„Ihr erschreckt mich," versetzte Spanker, bedächtig seinen kurzen Bart streichend, „nach Euren Andeutungen zu schließen, ist die Angelegenheit jetzt so verwickelt, daß ein klares Urteil

reifliche Überlegung erfordert. Nur so viel ist zweifellos: vor keinem Mittel dürfen wir zurückschrecken, jede Annäherung unserer Gegner an Euren Bruder zu verhindern. Nach dem entscheidenden Termin mögen sie beginnen, was ihnen beliebt — wenn ich Eure Worte richtig deute."

„Wer bürgt dafür, daß dieser Hilger sich nicht bereits auf der richtigen Fährte befindet?"

„Eine Bürgschaft dafür gibt es freilich nicht," versetzte Spanker, „denn alle von mir eingeleiteten Beobachtungen lieferten das Resultat, daß Hilger, ebenso umsichtig wie entschlossen, sein einmal gewähltes Ziel nicht leicht aus den Augen verliert."

„Wo weilt er zur Zeit?" fragte Vanderprot.

„Noch immer in dem Landhäuschen auf dem halben Wege nach Harlem, und bei ihm wohnen die mutmaßlichen Erben. Der Name Heron ist unter diesen mehrfach vertreten und spielt augenscheinlich die wichtigste Rolle. So erfuhr ich durch meinen Kundschafter, daß Hilger mehrere Wochen sich auf der Insel Nantucket aufhielt und dort die eifrigsten Nachforschungen nach einer Familie Heron anstellte. Mein Mann war nicht müßig; Hilgers Spuren folgend, brachte er in Erfahrung, daß vor mehr als siebenzig Jahren ein gewisser Heron sich dort verheiratete, dann aber samt seiner Familie verscholl. Auch nach einer messingbeschlagenen Kiste forschte Hilger, die aus einem Schiffbruch gerettet worden sein soll, aber wieder verschwand. Doch niemand wußte darüber Auskunft zu erteilen. Später bereiste er die Küste von Florida bis hinauf nach Boston, und in jeder älteren Hafenstadt studierte er die alten Chroniken und Schiffslisten, mit welchem Erfolg, ist schwer zu erraten."

„Wer sind seine Schutzbefohlenen?"

„Auch darüber erhielt ich nur unzuverlässige Auskunft. Ein Mädchen von wunderbarer Schönheit soll sich bei ihm aufhalten. Ferner ein junges Ehepaar, ein junger Indianer und ein brauner Mexikaner mit so finsterem Ausdruck, daß jeder sich unwillkürlich scheut, ihn anzureden. Trotz aller Schlauheit meines Kundschafters gelang es ihm nicht, sich in das Landhaus einzudrängen. Eifersüchtig wird nicht nur die Schwelle

bewacht, sondern auch die nähere Umgebung, und gerade das befremdet mich am meisten."

„Der Leutnant Constanz verkehrt noch immer mit Hilger?" fragte Vanderprot nachdenklich.

„Nach wie vor," antwortete Spanker, „und es sollte mich nicht wundern, wenn das junge Mädchen eine besondere Anziehungskraft für ihn besäße."

„Ihn auszuforschen erscheint nicht ratsam?"

„Nicht nur vergeblich wäre ein solcher Versuch, sondern auch höchst gefährlich. Dieser Constanz ist ein scharfsinniger Bursche; aus drei Fragen reimt er sich eine ganze Geschichte zusammen."

„Und doch ist er es, dem wir die erste Kunde über Hilger und dessen Pläne verdanken."

„Gewiß; aber wir dürfen nicht übersehen, daß dabei ein großer Zufall spielte. Ich kannte ihn noch nicht, als ich mit ihm in einer Abendgesellschaft zusammentraf — acht Monate mag's jetzt her sein — und durch die Schilderungen einzelner seiner Reiseerlebnisse aufmerksam auf ihn wurde. Ebenso zufällig sprach ich zu Euch davon, oder Ihr möchtet Euch heute noch in glücklicher Sicherheit wiegen. Später versuchte ich mehrfach, das Gespräch mit ihm wieder auf seine Bekanntschaft mit dem seltsamen Forscher hinzulenken, aber trotz meiner Vorsicht ging er nicht darauf ein. Er ist offenbar durch Hilger beeinflußt und bereut, früher in seinen Mitteilungen so freimütig gewesen zu sein. Doch eine Frage:

„Außer Euch, Eurem Bruder und mir weiß niemand um den verhängnisvollen Termin?" fragte der Notar gespannt.

„Niemand."

„Gut, so ist nicht zu erwarten, daß Hilger Kunde davon hat, und muß alles aufgeboten werden, dem Eintreten einer Katastrophe vor jenem Termin vorzubeugen."

„Wie wollt Ihr das bewirken?"

„Indem ich Hilgers Aufmerksamkeit auf ihm näher liegende Dinge hinlenke und so lange fessele, bis der zwanzigste März hinter uns liegt."

„Euren Zweck verstehe ich, dagegen errate ich nicht die Mittel."

„Setzen wir den Fall, das junge, schöne Mädchen verschwände

plötzlich; würde Hilger nicht alles andere stehen und liegen lassen, um sie wieder aufzufinden?"

Mit einer gewissen Bewunderung betrachtete Vanderprot den Notar.

„Klug erdacht, in der Tat; ob aber der Plan ausführbar, ist eine andere Frage."

„Wie weit würde ich als Notar gelangen, besäße ich nicht Beziehungen, die es mir ermöglichen, den unglaublichsten Dingen Recht zu verschaffen?" erklärte Spanker mit geringschätzigem Lachen; „ungern verbreite ich mich ausführlicher über das Wie," fügte er ernster hinzu, „wenn nur guter Erfolg das Werk krönt."

„Besitzt Ihr eine genaue Beschreibung der Kiste, deren Ihr erwähntet?" fragte Vanderprot zweifelnd.

„So genau, wie Hilger sie bei seinen Nachforschungen gab," antwortete Spanker; „aus festem Holz gearbeitet, soll sie ringsum durch schwere Messingbeschläge geschützt gewesen sein. Den Deckel zierte ein Reiher von demselben Metall, ein bemerkenswerter Umstand, der auf eine innige Verkettung mit dem Namen Heron hindeutet."

„Hilger muß für möglich halten, daß jener Behälter ein Jahrhundert überdauerte?"

„Warum sollte er nicht?" meinte Spanker, „es käme nur darauf an, wo er untergebracht wurde."

Vanderprot sann eine Weile nach; dann bemerkte er nachdenklich: „Wurde die Kiste aus einem Schiffbruch gerettet, so kann sie von den Strandwachen mit Beschlag belegt worden sein. Schon vor hundert Jahren herrschte unstreitig eine gewisse gesetzliche Ordnung, zumal die Briten wegen des Schmuggelhandels die Küsten scharf bewachten. Ich entsinne mich, vor Jahren das Magazin für gestrandete herrenlose Güter betreten zu haben. Es geschah, als ich nach dem Scheitern eines unserer Schiffe vor Kap May unter den geborgenen und hierher geschafften Gütern eine Revision vornehmen ließ, und ebenso genau entsinne ich mich, an Räumlichkeiten vorübergeschritten zu sein, die samt den darin angehäuften modernden formlosen Gegenständen den Charakter hundertjährigen Verfalls trugen."

Spanker erhob sich mit Heftigkeit.

„Und auf diesen Gedanken muß ich erst durch Euch gebracht werden!“ rief er aus, indem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug, „natürlich kenne ich das Magazin, wenn auch nur seine Lage —“

„Bedenkt, es sind hundert Jahre seitdem verstrichen,“ fiel Vanderprot ein, offenbar die leidenschaftliche Erregung Spankers für erheuchelt haltend, „und dasselbe Gebäude ist es schwerlich noch.“

„So wurde das alte Gerümpel zu seiner Zeit in das neue Haus gebracht,“ nahm Spanker wieder eifrig das Wort, „jedenfalls ist die Sache wichtig, und erlangen wir nur die Gewißheit, daß auch Hilger dort vergeblich suchen würde, so ist damit viel gewonnen. Nein, nein, schon in nächster Zeit begebe ich mich an Ort und Stelle. Vor nichts dürfen wir zurückschrecken, und wären wir gezwungen, Gräber zu öffnen und in dem Staube zerfallener Leichen zu wühlen.“

„Aber ich bleibe aus dem Spiel,“ bemerkte Vanderprot erregt.

„Fürchtet nichts,“ versetzte Spanker, seines Gönners Hand drückend, „niemand kann etwas Auffälliges darin finden, wenn ich in meiner Stellung als Notar mir Zutritt zu jenen vergessenen Räumlichkeiten verschaffe. Ist die Kiste überhaupt dorthin gekommen, so finde ich sie, und wäre weiter nichts von ihr übrig geblieben, als der Reiher mit der Kugel in der Klaue.“

Beide erhoben sich und schickten sich zum Gehen an. Schweigend begaben sie sich die Treppe hinunter. Jeder schien seinen Gedanken nachzuhängen. Vor der Haustür trennten sie sich mit einem Händedruck voneinander. Vanderprot folgte dem Broadway aufwärts, wogegen Spanker sich in entgegengesetzter Richtung entfernte. Eine Viertelstunde schritt er rüstig einher, bald durch enge Gassen, bald durch breitere Straßen, und der Verkehr begann schon dürftiger zu werden, als er endlich vor einem großen, ehrbar dareinschauenden Hause stehen blieb.

Zweimal ließ Spanker den Türklopfer auf den kleinen Amboß fallen. Von unsichtbaren Händen geöffnet, wich die

Tür um Handbreite nach innen. Spanker trat ein und wendete sich seitwärts, wo durch ein geöffnetes Fensterchen ein gerunzeltes, von einer weißen Haube überragtes Gesicht ihn mit starrer Ruhe betrachtete.

„Guten Abend, Simpson," redete Spanker den weiblichen Türhüter herablassend an; „ich hoffe, Ihr befindet Euch nach Wunsch?"

„Gut genug," hieß es mit einem verdrossenen Grinsen zurück, „was führt den Herrn so spät hierher? Hoffentlich keine unangenehmen Neuigkeiten?"

„Nichts weniger, als das," antwortete der Notar, „aber eine Geschäftssache, die keinen Aufschub duldet."

„Dacht ich's, indem der Herr sonst wohl den Weg über den Hof gewählt hätte."

„Ich wünsche nicht, mit Bekannten zusammenzutreffen," versetzte Spanker, einen Silberdollar auf das Fensterbrett legend, „ist Mrs. Failure zu sprechen?"

„Für Euch immer, Herr," antwortete das runzelige Gesicht, und das Geldstück verschwand unter dem flüchtigen Griff einer mageren Hand, „geht nur hinauf in das Empfangszimmer; es ist niemand drinnen. In einigen Minuten wird Mrs. Failure zu Euren Diensten sein."

Sie zog an einem neben dem Fenster angebrachten Knopf, der durch Luftdruck in weiter Ferne eine Glocke anschlug, dann schloß sie das Fenster.

Spanker schritt auf eine breite Treppe zu, die, wie der Flurgang, mit Teppichstoff belegt war. Wie unten, waren auch auf der Treppe geheimnisvoll leuchtende Gaslampen mit Kugeln von Milchglas angebracht worden; ebenso in dem ersten Stockwerk, wo ein breiter, bequemer Gang das Vorderhaus in seiner ganzen Länge durchschnitt. Auf ihn öffneten von beiden Seiten in bestimmten Zwischenräumen Türen, die den Eindruck klösterlicher Einrichtungen erzeugten. Unhörbar war Spanker die Treppe hinaufgestiegen. Nur auf dem Absatz, wo sie vor einer tiefen Fensternische eine Wendung beschrieb, blieb er ein Weilchen stehen. Ein Vorhang von dickem grünen Fries hing faltenreich vom obersten Rande der Nische bis auf die Erde nieder.

Er diente offenbar mehr dazu, jedes von außen hereindringende Geräusch zu dämpfen, als Zugluft und Kälte abzuhalten. Spanker schob den Vorhang zur Seite und blickte durch das Fenster auf den Hof hinaus. Schwarze Finsternis lag vor ihm; nur in einem gegenüber abgesondert liegenden Hintergebäude bemerkte er mehrere erhellte Fenster, die indessen durch Rollgardinen verhangen waren. Nach kurzem Ausblick setzte Spanker seinen Weg aufwärts fort. Auf der obersten Stufe der Treppe lag eine breite Tür vor ihm, und kein Schatten hätte geräuschloser von dem Korridor verschwinden können, als er durch jene Tür in den dahinterliegenden Raum. Er befand sich dort in einem luxuriös eingerichteten Zimmer, das von den Liebhabereien und dem nicht gerade vornehmen Geschmack einer in glücklichen äußeren Verhältnissen lebenden Frau und Tochter des Hauses zeugte.

Spanker nahm vor dem Kamin auf einem Wiegestuhl Platz. Mehrere Minuten verstrichen, während er sinnend vor sich in das Kohlenfeuer starrte, als er plötzlich hinter sich das Rauschen seidener Gewänder vernahm. Die Türen spielten so geräuschlos in ihren Angeln, und der Fußboden war mit so dicken Teppichen belegt, daß er niemand hatte eintreten hören. Überrascht hielt er mit dem unbewußten leichten Schaukeln inne und war im Begriff, sich zu erheben, als eine schlanke Dame in reiferen Jahren, auf ihrem Antlitz noch immer die Spuren der Schönheit, neben ihn hinglitt. Schwarz gekleidet und ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf und das starke braune Haar gebunden, hätte man sich keine ehrbarere Erscheinung denken können. Dabei war ihre Haltung matronenhaft würdevoll, wogegen aus ihren dunklen Augen neben versteckter Besorgnis eine gewisse männliche Entschlossenheit hervorlugte.

„Was verschafft mir noch so spät die Ehre?" fragte die Dame den Notar, ihm die wohlgepflegte weiße Hand reichend, während sie mit scharfem Blick in seinen Augen zu lesen suchte.

„O, fürchtet nichts, Mrs. Failure," versetzte Spanker im vertraulichsten Tone, „mein heutiger Besuch gilt allein der Vorsteherin des Bildungs-Instituts, deren unschätzbare Dienste ich für mich in Anspruch zu nehmen wünsche."

„Und die Vorsteherin des Bildungsinstituts empfiehlt sich Eurer gütigen Berücksichtigung," antwortete Mrs. Failure sichtbar erleichtert, und indem sie sich graziös verneigte, spielte ein bezeichnendes Lächeln um ihre blaßroten Lippen. Dann ließ sie sich neben dem Kamin auf einen Sessel nieder, ihr ehrbares Witwenantlitz Spanker voll zugekehrt.

„Es handelt sich um eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit," nahm dieser alsbald wieder ohne Umschweife das Wort, „daß Ihr dabei nicht leer ausgeht, versteht sich von selbst."

Mrs. Failure verneigte sich zustimmend, und Spanker fuhr fort: „Seid Ihr darauf eingerichtet, ein junges Mädchen auf einige Wochen bei Euch aufzunehmen, das heißt in einer Weise, daß ihr Verkehr mit der Außenwelt dadurch gänzlich abgeschnitten wird?"

„Es wäre nicht das erstemal, daß ich eine solche Aufgabe zu Eurer Zufriedenheit löste," meinte Mrs. Failure sanft.

„Nun ja, Ihr seid eine umsichtige Dame; aber gänzlich wie eine Gefangene darf mein Schützling nicht gehalten werden, und seid Ihr selbst nicht geneigt, ihr die gezwungene Lage persönlich zu erleichtern, so müßt Ihr für eine Gesellschaft sorgen, die die Gabe besitzt, Vertrauen einzuflößen. Beachtet wohl: die junge Dame darf keine Rückerinnerungen mit von hier fortnehmen, die uns später Verdrießlichkeiten bereiten könnten."

„Ihr wünscht eine Pension erster Klasse?"

„Zuverlässig."

„Und daher keine Gesellschaft aus dem Hinterhause?"

„Um Gotteswillen, was soll sie mit einer irländischen Köchin, einem deutschen Bauernmädchen oder mit einer französischen Putzmacherin?"

„Im Vorderhause habe ich keine große Auswahl. Nur eine Deutsche und eine Engländerin; allerdings reizvolle Erscheinungen. Allein vor einigen Wochen erst mit den Empfehlungen von Schark und Kompagnie eingetroffen, hatte ich noch keine rechte Muße, mich mit ihren Eigentümlichkeiten vertraut zu machen."

„Vor sechs Wochen war Euer Lager noch überfüllt, wenn ich nicht irre?"

„Ganz recht; aber beinah sechs Wochen ist es auch her, als ich Gelegenheit fand, gänzlich damit zu räumen. Nach Kalifornien versandte ich allein acht junge Damen, der Rest ging nach New-Orleans und Kuba zu einem guten Durchschnittspreise."

„Und die beiden neuen Ankömmlinge?"

„Ich wiederhole, noch bin ich nicht hinlänglich vertraut mit ihren Eigentümlichkeiten, um über sie verfügen und sie auf ihre Zukunft vorbereiten zu können. Zu meinem Verdruß engagierte Schark sie beide als Lehrerinnen, infolgedessen ich sie getrennt voneinander halten muß. Bringe ich sie zusammen, so kann's mit beiden verdorben werden. Kostet es mich doch jetzt schon Mühe, sie in der Überzeugung zu erhalten, daß ein neuer Kursus erst nach Ostern beginne. Bis dahin hoffe ich indessen, Verwendung für sie zu finden. Die Deutsche, eine Miß Regina, wäre ein Prachtexemplar für die lebenden Bilder in San Franzisco, wenn eine sichere Gelegenheit sich fände, sie hinzuschaffen —"

„Und die Engländerin?"

„Täglich erwarte ich Nachricht aus der Havanna, wohin ich ihre Photographie sandte."

„Welche würdet Ihr als Gesellschafterin für meinen Schützling vorschlagen?"

Mrs. Failure sann ein Weilchen nach. Dann hob sie an: „Bringt Ihr die junge Fremde, so ist vorauszusehen, daß ihre Stimmung keine heitere sein wird. In einem solchen Falle wäre die melancholische Engländerin keine Gefährtin für sie. Anders mit der Deutschen. Mit einem heiteren, sorglosen Wesen verbindet sie unermüdliche Dienstfertigkeit. Trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre blitzt in ihren prachtvollen Augen das Lachen eines Kindes; dabei scheint sie, was allerdings weniger empfehlenswert ist, einen in der Schule des Mißgeschicks geklärten Scharfsinn zu besitzen; ich entdecke wenigstens in meinem Verkehr mit ihr zuweilen Blicke, denen ich ungern begegne. Jedenfalls muß ich suchen, mich ihrer bald zu entledigen."

„Und doch empfehlt Ihr sie als Gesellschafterin für meinen mir selbst noch unbekannten Schützling?"

„Ohne Zweifel; denn alle bisher aufgezählten Mängel werden reichlich ausgeglichen durch ihre sehr mäßige Gewandtheit in der englischen Sprache. Vielleicht beliebt's Euch, selbst einen Blick auf beide zu werfen."

„Ein guter Gedanke," antwortete der Notar, indem er sich erhob und, an der Dame Seite tretend, mit ihr das Zimmer verließ, „vorausgesetzt, es kann heimlich geschehen."

„Die einzige Bedingung, unter der ich's wage," versetzte Mrs. Failure gedämpft, wodurch das Sanfte in ihrem Wesen noch gesteigert wurde; „doch wann darf ich Euren Schützling erwarten?"

„In zwei bis drei Tagen. Vielleicht noch später. Es ist von mancherlei Umständen abhängig."

Auf dem Korridor schritten sie an mehreren Türen vorüber, bis sie beinah dessen Ende erreichten. Dort kehrten sie sich der Hofseite zu. Behutsam tastete Mrs. Failure in gleicher Höhe mit ihrem Antlitz einige Sekunden auf der Wand umher, dann hob sich unter ihrer Hand ein Türchen, das etwa sechs Zoll im Quadrat halten mochte und genau in das Mauerwerk eingefügt war. Unterhalb des von einer Feder gehaltenen Falltürchens war die Wand trichterförmig durchbohrt, und zwar so, daß die Öffnung sich dem Innern des dahinterliegenden Gemaches zu erweiterte. Dort war die über ein weitmaschiges Drahtgitter gezogene Tapete in ihrer Musterung künstlich ausgeschnitten worden, so daß die Vorkehrung als zur Luftventilation dienend erscheinen mußte.

Nachdem Mrs. Failure flüchtig in die Öffnung hineingeschaut hatte, überließ sie Spanker ihren Platz. Ein Weilchen dauerte es, bis vor seinen Augen die einzelnen Gegenstände sich voneinander trennten. Dann aber umfingen seine Blicke mit Bewunderung Antonia's sittige Erscheinung. Sie saß ihm gerade gegenüber vor einem Tisch, eifrig in einem Buche lesend. Ihr liebliches Antlitz war bleich; scharf zeichneten sich in dem sie voll treffenden Lampenlicht die dunklen Brauen und die schwarzen Wimpern aus. Das Zimmer entbehrte nichts an Bequemlichkeiten; ebenso hatte sie keine Ursache zur Klage über die ihr von der vermeintlichen Mrs. Softly zuteil

werdende Behandlung. Wohl aber befremdete sie die stille Abgeschiedenheit, überhaupt das geheimnisvolle Tun um sie her.

Spanker spähte wie gebannt durch die kleinen Öffnungen.

„Sie ist in der Tat lieblich, wie ein an heimlichem Ort erschlossenes Veilchen," flüsterte er endlich, nachdem er das Türchen behutsam niedergelassen und in seine Fugen gepreßt hatte, „fast möchte ich behaupten, daß sie den Geist in zu hohem Grade fesselt —"

„Ich lade Euch zu einer Probe ein," versetzte Mrs. Failure ebenso leise, indem sie geräuschlos dem anderen Ende des Korridors zuschritten, „bestimmt nur den Tag, an dem Ihr in der Eigenschaft meines Bruders ein kleines Souper mit mir einzunehmen wünscht."

Sie bog in einen Seitengang ein, der von dem Korridor durch eine Gittertür abgeschieden wurde.

„Um die Gefahr zu beseitigen, daß die beiden Damen einander begegnen," erklärte Mrs. Failure diesen Umstand, „der Zufall spielt oft arge Streiche — die beiden Damen erfreuen sich derselben Empfehlungen —"

Sie war stehengeblieben und öffnete wiederum ein verborgenes Falltürchen. Kaum aber hatte sie hineingespäht, als sie sich abwehrend Spanker zukehrte.

„Kein Anblick für Euch," flüsterte sie geheimnisvoll und so leise, wie ein Hauch, doch wich sie, scheinbar mit Widerstreben, zur Seite, als der Notar sich vor sie hindrängte, „man ist im Begriff, sich der Nachtruhe hinzugeben."

Sie verstummte, denn Spanker hatte seine Augen bereits der Öffnung genähert und blickte atemlos vor Spannung in den dahinterliegenden Raum.

Ein ähnliches Zimmer, wie das von Antonia bewohnte. Aber Regina stand vor dem großen Spiegel. Vor ihr auf der Konsole stand eine ihrer Glocke entledigte Lampe, so daß Spanker unterstützt durch das Spiegelbild, sie von allen Seiten zugleich sah. Das Kleid hatte sie bereits abgelegt. Um so deutlicher traten in der weißen lichten Gewandung die schönen Formen hervor. Das Haar floß aufgelöst in dichten blonden

Wellen lang um sie nieder. Es für die Nacht zu ordnen, war sie vor den Spiegel getreten.

Wiederum betrachtete Mrs. Failure den Notar mit Spannung. Es ergötzte sie offen, seine Erregung zu beobachten, dann zog sie ihn behutsam zurück, mit der anderen Hand das Falltürchen schließend.

Triumphierend blickte sie in seine geröteten Augen, die der Sehkraft beraubt zu sein schienen.

„Dies ist also die Gesellschafterin für Eure Gefangene," sprach sie im leisesten Flüsterton.

„Eine Perle, ein kostbarer Edelstein," vermochte Spanker nur mühsam hervorzubringen, „eine blühende Rose, die das Veilchen weit überragt."

Mrs. Failure zog ihn fast mit Gewalt in den Korridor hinaus und der Treppe zu.

„Geschmackssache," bemerkte sie dabei, ähnlich einem Geschäftsmanne, der beim Anpreisen seiner Waren das eine nicht hinter das andere zurückdrängen möchte; „manche schwärmen für Rosen, manche für Veilchen, und ich selber — nun, mir ist am liebsten ein schöner voller Strauß."

Spanker, nicht mehr dem Zauber unterworfen, den Regina auf seine Sinne ausübte, hatte seine überlegende Ruhe zurückgewonnen. Er schämte sich, in Gegenwart der Geschäftsfreundin Schwäche verraten zu haben.

„Ihr seid eine sehr umsichtige Dame," bemerkte er spöttelnd, „und ich mag blindlings Euren Anordnungen meine Zustimmung erteilen. Versucht es also bei der Gefangenen mit der deutschen Rose — nun gute Nacht und auf Wiedersehen in einigen Tagen."

Er reichte Mrs. Failure die Hand. Diese nickte ihm vertraulich zu, und gleich darauf verließ er das Haus auf demselben Wege, auf welchem er gekommen war. — — —

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Das Asyl der Reiher.

Das Landhaus, dessen Spanker zu Sidney Vanderprot erwähnte, lag in der Tat auf halbem Wege zwischen der Stadt und dem roten Hause, aber abseits von der Eisenbahn in einem Winkel, der weniger verlockend für Villenerbauer, vorzugsweise von Gärtnern ausgenutzt wurde. Nicht nur Hilgers Neigungen entsprach der Aufenthalt in ländlicher Abgeschiedenheit, sondern auch den Wünschen derjenigen, die er in Verfolgung seines wohldurchdachten Planes um sich hatte. Vor allen Dingen mußte er dem Befinden der greisen Witwe des längst verstorbenen Schmugglers William Heron Rechnung tragen. Wie der morsche Körper allmählich seine Spannkraft verlor und sich mehr der Ruhe bedürftig zeigte, so hatte auch das Starre in ihrem Charakter sich gemildert. Sie sah täglich eine kleine Anzahl der Nachkommen ihres unvergeßlichen Billy um sich, und das genügte, ihrem späten Lebensabend eine wehmütig heitere Färbung zu verleihen. Gern lauschte sie den Schilderungen Ojo Azuls, wenn diese ihrer Heimat und ihres Vaters gedachte; nicht minder gern ihrem Enkel, dem verwegenen Schmuggler Joe, der gar so anschaulich das Meer und den aufwühlenden Sturm, den wilden Kampf schwacher Sterblicher gegen die grollenden Elemente vor ihre Seele hinzauberte. Unendlich dankbar auch nahm sie die Fürsorge Judicas entgegen, die sie nach alter Weise pflegte. Joe und Judica waren Mann und Weib geworden und wohnten in demselben Häuschen mit ihr. Joe hatte eine Anstellung im Hafen gefunden, die ihm und Judica ein auskömmliches Leben sicherte. Doch wenn die greise Mary Heron in solcher Umgebung den langen Kummer ihres Lebens vergaß, wenn sie in demselben Grade Liebe spendete, wie ihr solche von allen Herzen entgegen getragen wurde, so neigte sie in stiller Wehmut und Zärtlichkeit sich demjenigen zu, den Hilger ihr als einen dritten der sehnsüchtig erwarteten Reiher unverhofft zugeführt hatte. Durch des schwarzen Juan Vermittelung

war es ihm gelungen, Ojo Azul's Bruder zu einem Besuch zu bewegen. Beide waren sie gekommen, der schwarze Juan und der schlanke Garza, und beide hatten sie gastfreie Aufnahme bei ihm gefunden. Siech und elend war Garza aus seiner Felsenheimat fortgezogen. Der lange Ritt durch die Prärie hatte ihn wieder gekräftigt, die Hoffnung, seine Schwester wiederzusehen, den Druck von seiner Seele entfernt, den alten Glanz seinen melancholischen blauen Augen zurückgegeben. Doch wie das Feuer höher aufflackert, wenn es, über die kurzrasige Prärie hinkriechend, plötzlich vom Winde in einen üppigeren Vegetationsstreifen hineingetrieben wird, gleich darauf aber wieder in sich zusammensinkt, so erlosch nach dem Wiedersehen der frische Lebensmut wieder. Seine Schwester, obwohl liebreicher, denn je zuvor, war ihm eine andere geworden. Die Häuser und Menschen ohne Zahl beängstigten ihn. Er bangte nach seiner Felsenheimat, nach dem dürren Hochland. Er sehnte sich zurück nach den Stätten, auf denen er seine Kindheit sorglos verlebte; wo die Sonne heiß auf das farbenreiche Gestein niederbrannte, der Schneesturm ungehemmt über die hohe Terassenstadt hinfegte, zum lustigen Mehlreiben schwarzäugiger Frauen alte Medizinmänner die Zaubertrommel rührten und deren dumpfe Töne mit rauh klingenden Gesängen begleiteten. Das Heimweh hatte sich seiner bemächtigt. Und doch konnte er nicht fort. Unzerreißbare Bande ketteten ihn an die Schwester, Zaubergewalt an die hochbetagte Greisin an die seltsame Frau, die so gern auf seine Phantasien und Ideen einging, so lebhaft ihn an die Erzählungen der weisen Männer von Oraibe erinnerte, wenn sie geheimnisvoll von ihren Vorfahren sprachen, von menschlichen Wesen, deren Worte Honigtropfen, deren Gedanken großer Zauber und deren Taten Riesenarbeiten waren.

Hilger saß in seinem Zimmer zur ebenen Erde vor einem mit Papieren, Reisetagebüchern und Skizzen bedeckten Schreibtisch. Zu ihm herein drang durch die offenen Fenster milde, erquickende Frühlingsluft. Die Arbeit hatte er unterbrochen. Seine Aufmerksamkeit wechselte zwischen dem Vorgarten, in dem Ojo Azul und Judica sich mit den aus ihrem Winterschlaf

erwachenden Pflanzenkeimen beschäftigten, und dem schwarzen Juan. Dieser saß in seiner Nähe, mit düsterem Ernste seine Zigarette rauchend, als ob sein Antlitz noch nie von einem Sonnenstrahl der Freude erhellt worden wäre.

„Wann erwartet Ihr den alten Herrn aus Europa?" fragte Juan, nachdem in ihrem Gespräch eine Pause eingetreten war.

„Er muß unterwegs sein," antwortete Hilger, „jeden Tag kann er eintreffen."

„Er weiß nicht, was seiner hier harrt?"

„Nur daß Verwandte von ihm auftauchten und seine Anwesenheit hier dringend gewünscht wird. Mehr durfte ich nicht offenbaren; ich durfte keine Hoffnungen erwecken, deren Nichterfüllung doppelt schmerzlich berührt hätte. Jeder Tag kann der letzte unserer greisen Schutzbefohlenen sein. Neunzig und einige Jahre sind ein selten hohes Alter; ihre Kräfte müssen sich erschöpfen. Seitdem sie zur Ruhe gekommen ist, ruft es den Eindruck hervor, als ob sie im Begriffe stehe, allmählich zu versiegen, wie eine ihres Zuflusses beraubte Quelle."

„Ihr möchtet nicht vor ihr zur Sprache bringen, daß ihr ältester Sohn noch lebt?"

„Ich wage es nicht. Die Hoffnung auf das späte Wiedersehen kann wohltätig auf sie wirken, die erste Nachricht auch den schwachen Lebensfaden zerreißen. Bei den geringen Mitteln aber, die mir zu Gebote stehen, auch vor dem Gesetz den vermeintlich ausgestorbenen Namen Reiherstein wieder aufleben zu lassen, ist es von der größten, ja, von entscheidender Wichtigkeit, daß Mutter und Sohn einander gegenübertreten. Die zwischen ihnen gewechselten Worte — denn ein Wiedererkennen ist kaum denkbar — bilden gewissermaßen den Schlußstein des von mir unternommenen, mit unsäglichen Mühen verfolgten Werkes."

Hier wurde Hilgers und Juans Aufmerksamkeit auf einen Mann hingelenkt, der, anscheinend dem Arbeiterstande zugehörend, vor der niedrigen Gartenpforte stehengeblieben war und, mit beiden Armen sich auf diese lehnend, gleichmütig nach dem Hause hinübersah.

„Wieder dieser Fremde," bemerkte Hilger mißmutig, „schon

Erſt dicht vor Garza bemerkte ſie dieſen. Entſetzt prallte ſie zurück. (S. 389.)

mehrfach beobachtete ich ihn, wie er unser Haus umschlich und bald hier, bald dort in den Garten hineinspähte. Er macht den Eindruck eines Tagediebes."

„Vielleicht ein Nachbar," meinte Juan.

„Wir wollen sehen," versetzte Hilger, und sich aus dem Fenster lehnend, fragte er nach der Gartenpforte hinüber: „Sucht Ihr jemand in diesem Hause?"

„Suchen gerade nicht," antwortete der Fremde gedehnt, ohne seine Stellung zu verändern, „aber mit der Gärtnerei vertraut, warte ich darauf, daß mir eine entsprechende Arbeit angeboten werde."

„Unser Garten ist in guten Händen," erwiderte Hilger, „doch Ihr wohnt vielleicht in der Nähe, ich meine für den Fall, daß sich gelegentlich ein Stückchen Arbeit fände."

„Habt Ihr keine Beschäftigung für mich, so kümmert's Euch auch nicht, wo ich hause!" rief der Fremde, und die Arme von der Pforte zurückziehend, entfernte er sich langsamen Schrittes.

„Ein Tagedieb, dem ich nicht viel Gutes zutraue," kehrte Hilger sich dem schwarzen Juan zu; „befänden sich Schätze im Hause, so möchten wir Ursache haben, auf der Hut zu sein. New-York wimmelt von Leuten, die das Verbrechen als Gewerbe betrachten."

„Caramba, mögen sie kommen," versetzte Juan sorglos, aber in seinen düsteren Augen blitzte es auf wie Kampfeslust, „finden sie bei uns keine Schätze, so finden sie Männer, welche gewohnt sind, ihr gutes Recht zu verteidigen! Aber nachspähen möchte ich ihm," so sprechend erhob er sich.

Hilger folgte seinem Beispiel, und gleich darauf traten sie auf die Straße hinaus. In der Entfernung einiger hundert Schritte entdeckten sie den verdächtigen Fremden, wie er mit einem anderen, weniger arbeitsmäßig gekleideten Manne sprach und im Eifer der Mitteilungen nach Hilgers Wohnsitz hinüberwies. Beim Anblick Hilgers und Juans schritten beide davon. Dann verschwanden sie hinter einem benachbarten Garten.

„Was meint Ihr nun?" fragte Hilger, indem sie jenen Männern folgten.

„Befänden wir uns auf dem Gebiete der Navahoes, so möchte ich glauben, man trüge sich mit feindlichen Absichten gegen Ojo Azul," antwortete Juan finster.

Hilger erbleichte.

„Was könnte damit bezweckt werden, dem Mädchen nachzustellen?" sprach er, „weder sie, noch einer von uns hat Feinde hier — und dennoch — Juan, ihre wunderbare Schönheit — nein, dergleichen wage ich nicht zu denken, geschweige denn auszusprechen."

Juan antwortete nicht. Ihre Schritte beschleunigend, gelangten sie bald dahin, von wo aus sie die Landstraße eine Strecke zu überblicken vermochten. Gärten und Häuser reihten sich zu beiden Seiten aneinander, aber die beiden verdächtigen Fremden waren verschwunden.

Als ob dieser Umstand eine Last der Sorge auf ihre Gemüter gewälzt hätte, kehrten sie schweigend nach dem Landhause zurück. Erst als sie Ojo Azuls ansichtig wurden, die sie an der Gartenpforte erwartete, mit süßem Lächeln ihnen die Hände entgegenreichte, wich der Bann wieder von ihnen, und harmlos erschien ihnen jetzt, was eben noch ihre Phantasie mit drohenden Schreckbildern erfüllte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Im Lagerhause.

Wie auf Stadt und Land, ruhte glänzender Frühlingssonnenschein auch auf dem reich belebten Hafen. Blau war der Himmel, blau der ihn zurückstrahlende Wasserspiegel. Schiffe aller Größen kamen und gingen, hier eingehüllt in Wolken von Leinwand dem Druck der Luftströmung folgend, dort mit aufgeschürzten Segeln gleichsam hilflos einhergeschleppt von brausenden Dampfern. Dazwischen, wie von der Hand eines Sämanns ausgestreut, Jollen, Schaluppen und kleine Luftsegler. Wohin das Auge sich wenden mochte, überall begegnete es den Eindrücken eines gewaltigen Welt-

verkehrs. Wälder von Masten, Spieren und Tauwerk. Unabsehbar ausgedehnte Stadtteile mit rauchenden Fabrikschornsteinen. Auf den Werften betäubendes Getöse von Frachtkarren und Rasseln leichter Gepäckwagen. Dazwischen Repräsentanten von aller Herren Länder. Wildes Johlen feiernder Matrosen und taktmäßig die Arbeit des Löschens und Befrachtens regelnder Gesang aus heiseren Kehlen. Schwarze, braune und gelbe Gesichter und andere, die ihre dunkle Farbe nur den atmosphärischen Einflüssen verdankten. Buntes Gewirre überall; überall verworrenes, ohrenbetäubendes Getöse.

Auf der obersten Stufe einer bereits tief ausgetretenen Sandsteintreppe vor einem mit den Merkmalen eines vergangenen Jahrhunderts versehenen Gebäude, so daß ein Teil des geräuschvollen Werftes mit dem Hafen im Hintergrunde sich in seinem Gesichtskreise befand, saß ein junger bleicher Mann, der an jedem anderen Orte, als gerade in New-York, schon allein durch seine Bekleidung Aufsehen erregt hätte. Eine dunkelblaue, schwarz beschnürte Jacke, wie sie von wohlhabenderen mexikanischen Hazienderos getragen wird, umschloß den schlanken Oberkörper. Vorn offen, ließ sie ein scharlachfarbiges Flanellhemde sehen. Von den Hüften und um diese durch eine rotseidene Schärpe gehalten, fielen weite, aus zweierlei Tuch angefertigte, reich beschnürte und an den Seiten mit dichten Knopfreihen besetzte Reitbeinkleider, sogenannte Kalzoneros, auf die Füße nieder. Von den Knien, abwärts waren die Schnurschlingen nicht über die silberglänzenden Kugelknöpfe gestreift worden, infolgedessen die offenen Kalzoneros weit von den faltigen, weiß baumwollenen Unterbeinkleidern zurückwichen. Statt der festen Stiefel trug der Jüngling eng anschließende Schuhe von weichem Hirschleder, sauber gestickt mit Glasperlen und farbigen Tuchstreifen. Sein Haupt schützte der breitrandige schwarze Filzsombrero, der mit einer einfachen Silberschnur geschmückt war. Dies war die Tracht, die der schwarze Juan für seinen jungen Moqui-Freund, den schlank gebauten Garza, ausgewählt hatte.

Ungern hatte Garza den nationalen Lederanzug abgelegt. Noch schwerer war ihm geworden, das in einen rot umwickelten

Zopf vereinigte Wirbelhaar aufzulösen und mit dem anderen so weit zu verkürzen, daß es in dunkelblonden Wellen nur bis auf seine Schultern niederfiel. Neben ihm lag eine blau und weiß gemusterte mexikanische Decke vom feinsten Gewebe, ebenfalls ein Geschenk seines wohlwollenden Freundes Juan.

So saß er da schon seit einer Stunde, die dunkelblauen Augen träumerisch bald hierhin, bald dorthin gerichtet, ohne jemals ein Zeichen des Erstaunens oder der Bewunderung von sich zu geben. Sein Antlitz unterschied sich nur noch durch einen matten bräunlichen Anflug von dem eines Weißen. Eine eigentümliche Schüchternheit, sogar Milde ruhte darauf. Niemand hätte in dem melancholisch dareinschauenden, auffallend schönen jungen Manne den im Gebrauch der Waffen geübten indianischen Jäger und Krieger vermutet, wie er vor anderthalb Jahren noch, allen Hindernissen und Gefahren Trotz bietend, die starren Felsenwüsten des Stromgebietes des Kolorado durchstreifte.

Es war um die Mittagszeit, als zwei Männer, in lebhafter Unterhaltung begriffen, die sechs oder sieben nach dem breiten Torwege hinaufführenden Stufen erstiegen und neben ihm stehen blieben. Der eine betrachtete ihn aufmerksam, während der andere einen Schlüssel hervorzog und das in das Tor eingelassene Pförtchen öffnete.

„Ein Mexikaner mit blondem Haar und blauen Augen," wendete ersterer sich zu seinem Gefährten.

Dieser betrachtete den jungen Mann genauer und sprach ebenfalls sein Befremden aus. Dann grüßten beide mit spöttischer Herablassung. Garza neigte dankend das Haupt und kehrte seine Aufmerksamkeit dem Hasen wieder zu. Die beiden Männer warfen einen scheuen Blick um sich und schlüpften in das Gebäude, worauf sie die Tür hinter sich abschlossen.

„Hörtet Ihr je von einem blauäugigen Mexikaner?" fragte Spanker, wie um dem Zweck, der ihn in das Haus führte, durch die sorglose Bemerkung den Schein einer übermäßigen Wichtigkeit zu rauben.

„Kein echtes Blut," spöttelte sein Begleiter, „Lumpengesindel die ganze Nation." Dann nahm er den Vortritt in dem breiten düsteren Gange.

Das Innere des vierstöckigen Gebäudes war in große Räumlichkeiten abgeteilt. Jeder gefälligen Ausstattung entbehrend, dienten sie nur zur Aufnahme von Gütern, auf die im allgemeinen kein großer Wert gelegt wurde. Kisten, Ballen, Tonnen und Koffer reihten sich in buntem Gemisch aneinander; nur darauf war Bedacht genommen, daß die nach oben gekehrten Frachtzeichen eine gewisse Übersicht gewährten. Lauter aus Schiffbrüchen gerettete Güter, deren Absender und Empfänger nicht zu ermitteln gewesen waren und nun harrten, nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren unter den Hammer gebracht zu werden. Was keinen Liebhaber fand, selbst nicht um den Preis des Fortschaffens, wurde wieder zurückgestellt, und so konnte es sich ereignen, daß in den eigentlichen Rumpelkammern Gegenstände angehäuft lagen, die Generationen überdauerten.

Mit einem Ausdruck von Mißvergnügen betrachteten die beiden Männer den einfarbigen grauen Wust, der seit vielen Jahren nicht angerührt worden war. Doch endlich legten sie Hand ans Werk und begannen, ein Stück nach dem andern von dem großen Haufen zu trennen und nach der anderen Seite des Raumes hinüber zu werfen. Oft zerfielen die Behälter ihnen unter den Händen, ihren kaum noch kenntlichen Inhalt umherstreuend. Große Spinnen, Käfer und häßliche Hundertfüße, aus ihrer Ruhe gestört und geblendet durch den Lichtschimmer, schlüpften ängstlich vor ihnen hin und her; aber nachdem sie erst den Anfang gemacht hatten, waren sie unermüdlich.

So war eine halbe Stunde verronnen, und kleiner wurde die Anhäufung vor ihnen, so daß der Schein des von dem Beamten gehaltenen Lichtes bereits zwischen den hohlliegenden Trümmern hindurch die Rückwand berührte, als beim Hervorziehen eines morschen Koffers die an der Wand aufgestapelten Gegenstände, ihrer Stütze beraubt, teils durch die eigene Schwere in sich zusammenbrachen, teils auf die bereits leergeräumte Stätte hinabpolterten.

Eine Wolke von Staub, Wurmmehl und zerrissenen Spinngeweben erhob sich. Als diese verflog, erblickte Spanker gerade

vor seinen Füßen einen noch wohl erhaltenen Kasten, etwa zwei Fuß lang und anderthalb Fuß hoch und breit der weder durch die Erschütterung aufgesprungen oder seit seinem Liegen in dem dunklen Versteck nie verschlossen gewesen war.

Hastig nahm er das Licht und den Kasten, dessen Deckel sich ganz abgelöst hatte, beleuchtend, erkannte er, daß er in der Tat vor sich hatte, wonach er im Grunde mit nur sehr wenig Hoffnung auf Erfolg suchte. Waren doch da die mit dickem Grünspan überzogenen Messingbeschläge, die die Kanten ringsum schützten; auf dem Deckel aber ebenfalls aus Messing gearbeitet, das handgroße Bild eines Reihers, der auf einem Fuße stehend, in dem andern einen nicht genau zu unterscheidenden Gegenstand hielt. Sein Erstaunen bei dieser Entdeckung war so groß, daß er anfänglich kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Zedernholz," erklärte Spanker endlich anscheinend unbefangen, indem er an die noch festen Wände des Kastens klopfte, „Zedernholz, oder die Bohrwürmer hätten es ebenfalls längst in Mehl verwandelt, und nicht ein Blättchen Papier vom Umfange einer Visitenkarte wäre übrig geblieben."

Der Kasten, offenbar ursprünglich zur Aufbewahrung von Wertsachen bestimmt, war kaum bis zur Hälfte gefüllt. Es unterlag keinem Zweifel, er war einst mit Gewalt geöffnet und seines wertvollen Inhalts beraubt, erst dann an seinen jetzigen Aufbewahrungsort abgeführt worden. Spanker warf einen prüfenden Blick auf den Inhalt. Verblichene Seidenlappen und Reste zermürbter Handschuhe lagen durcheinander mit Briefschaften. Ohne etwas anzurühren, befestigte er den Deckel wieder.

„Wir sind fertig hier," sprach er im ruhigen Geschäftstone, „ich denke, wir brauchen die alte Ordnung nicht wieder herzustellen, und können uns daher auf den Heimweg begeben."

Sein Begleiter stimmte zu, worauf sie dem mit Messinggriffen versehenen Kasten zwischen sich nahmen und in den Gang hinaustraten. Vor dem Portal des Gebäudes stellten sie den Kasten nieder; die Pforte wurde halb geöffnet, um etwas mehr Licht hereinfallen zu lassen, worauf sie sich von

den Spuren ihres Umherstöberns zwischen Staub und Moder gegenseitig säuberten.

„Wie schaffen wir unsern Fund fort?" fragte der Schließer nach einer Weile. „Ihn über die Straße zu tragen dürfte uns beiden kaum anstehen."

„Gewiß nicht," billigte Spanker, der längst über ein Mittel nachgesonnen hatte, seinen Schatz unbemerkt in Sicherheit zu bringen. „Allein, wenn Ihr die Güte haben wolltet, Euch nach dem nächsten Mietsstall zu begeben und dort ein verdecktes Kabriolet für mich anspannen zu lassen. Die Leute im Stall sind flink — hier ist meine Karte mit der Anweisung — vielleicht kennt man Euch dort; und wenn Ihr selbst den Wagen besteigt und lenkt, könnt Ihr in einer halben Stunde zurück sein."

Dienstfertig entfernte sich der Angeredete. Spanker dagegen vermochte dem Drange nicht zu widerstehen, sich mit dem Inhalte des Kastens zu beschäftigen. Vorsichtig legte er den Deckel neben sich auf die Erde, und niederkniend begann er einzelne der noch einigermaßen wohl erhaltenen Briefe zu prüfen. Die ersten trugen, durch vorübergehende Anfeuchtung und die Zeit fast vernichtet, deutsche und ihm daher unverständliche Aufschriften; alle aber waren so mürbe, daß sie bei der leisesten Berührung, wie angekohlt, zersprangen. Endlich aber entzifferte er auf einer Adresse: „Monsieur de Reiherstein." Behutsam öffnete er das Papier. Aber auch hier mußte er vom Lesen abstehen, indem der Inhalt ebenfalls in verwischter deutscher Schrift abgefaßt war.

„Was Hilger und seine Herons mir wohl für meine Dienste und diesem Kasten zahlten," grübelte er vor sich hin, „für hunderttausend Dollars — o, für halb so viel möchte ich —"

Ein Schatten glitt vor ihn hin, und als er erschreckt aufsah, blickte er in die Augen Garza's, der im Begriff sich zu entfernen, gedankenlos in die offene Tür getreten war.

„Was wünscht Ihr, mein Freund?" fragte Spanker wenig freundlich.

Garza schien die Frage nicht zu hören, dagegen starrte er mit Erstaunen auf den vor ihm liegenden Deckel nieder. Spanker aber gewahrte das kaum, als er einem dumpfen Gefühl der

Vorsicht nachgebend, den Deckel hinter sich schieben wollte. In demselben Augenblick trat Garza neben ihn hin, und den Fuß auf das Messingschild stellend, sprach er ruhig: „Das ist mein Eigentum."

Auf Spankers Zügen offenbarten sich Entrüstung und Besorgnis.

„Das ist mein Eigentum," wiederholte Garza eindringlicher.

Gewohnt, alles, was das Abzeichen des Reihers trug, als zu sich gehörend zu betrachten, legte er beim Anblick des messingenen Vogels eine solche Zuversicht in den Ton seiner Stimme, daß Spanker die ihm sonst stets geläufigen herausfordernden Worte auf den Lippen erstarben. Statt dessen fragte er befremdet: „Wie kommt Ihr zu der so seltsamen Behauptung?"

„Das Bild des langhalsigen Vogels sagt es mir," antwortete Garza, auf den Deckel weisend, und die Freude, ein neues, für Hilger willkommenes Merkmal gefunden zu haben, färbte sein Antlitz vorübergehend dunkler, während seine Augen geheimnisvoll glühten.

„Das Bild des langhalsigen Vogels," wiederholte Spanker überlegend, und ebenso bedächtig erhob er sich; „nun, mein Freund, da draußen gehen Hunderte von Menschen, und von diesen kann jeder einzelne mit demselben Recht eine solche Behauptung anstellen. Wie soll ich mir Euer Eindringen erklären? Ist's ein Scherz, der unbewußte Schritt eines Fremdlings oder die Ausgeburt eines verbrannten Gehirns?"

Garza betrachtete den Notar zweifelnd. Er schien sich beschämt zurückziehen zu wollen, als sein Blick wieder den Messingreiher streifte. Wohl mehr um sich zu entschuldigen, zog er seine Jacke aus, und den Halsknopf seines Flanellhemdes öffnend, entblößte er die rechte Schulter, dadurch das tätowierte Bild frei legend.

„Seht her," sprach er befangen, „ich trage den Reiher; wo ein Reiher sich zeigt, da stehe ich zu ihm."

Beim Anblick der blauen Umrisse auf der zarten Haut des jungen Moqui packte Spanker eine Verblüffung, die er nur mühsam zu verbergen wußte.

„In der Tat derselbe Vogel," sprach er endlich, scheinbar sinnend, indem er mit der Hand über des jungen Mannes Schulter strich, „und ich begreife, daß der Anblick dieser Kiste Euch freudig überraschte. Doch bekleidet Euch wieder; ich weiß jetzt genug, um zu erraten, daß Ihr zu den Freunden eines gewissen Hilger zählt," aufmerksamer beobachtete er dabei das ihn vollkommen befriedigende Mienenspiel Garzas, „Ihr erstaunt, aber ich kenne alle Umstände. Hilger ist mein Freund, und lieb soll es mir sein, wenn ich ihm und Euch durch das Auffinden der alten Trümmer einen Dienst leistete."

Garza hätte aus anderen Händen hervorgegangen sein müssen, als aus denen einer frei waltenden Natur, um den Worten des Notars zu mißtrauen. Er antwortete daher mit dem Ausdruck ungeheuchelter Freude: „Señor Hilger ist mein Freund. Um ihn sammeln sich die Reiher. Von Sonnenuntergang kommen sie und von Sonnenaufgang, die Träger des langhalsigen Vogels. Um ihn scharen sie sich. Er führt sie auf guten Wegen."

„Ich weiß, junger Mann, o, ich weiß," versetzte Spanker, Garzas Hand drückend, „zu Glück und Reichtum will er sie führen, und ich helfe ihm gern, Licht in alles zu bringen, was heute noch Geheimniß ist. Wenn ich nicht irre, so wohnt Ihr bei ihm in dem Landhäuschen?"

„Meine Schwester und ich," antwortete Garza zutraulich. Dann aber scharf in Spankers Augen blickend, mußte er etwas entdecken, was ihm Scheu einflößte; denn er brach ab und kehrte seine Aufmerksamkeit dem Messingreiher wieder zu.

Der Notar beobachtete ihn unterdessen mit dem Ausdruck eines Spielers, der, einen hohen Einsatz im Auge, den Wert der Karten berechnet.

„Was meint Ihr," redete er Garza zuvorkommend an, „was meint Ihr, mein junger Freund, wenn wir diese Kiste gemeinschaftlich Hilger überbrächten?"

„Sein Herz würde lachen beim Anblick des langhalsigen Vogels," antwortete Garza arglos, „er liebt alles, was ihm von den Reihern erzählt wird. Viel sprechendes Papier hier. Es

wird ihm erzählen von Rob Heron, meinem Vater und von dem ersten Reiher, der über's große Wasser kam."

„Gut, gut," billigte Spanker, „so soll ihm diese Freude nicht lange vorenthalten bleiben. Mein Wagen muß bald hier sein, und in einer Stunde sind wir draußen. Nur auf einer Stelle müssen wir zuvor ankehren —" er schlug sich mit der Hand vor die Stirn, — „aber wie gelangt Ihr unbemerkt in den Wagen? Dem Manne, der mich verließ — ich traue ihm nicht, und wir müssen genau im Sinne unseres gemeinschaftlichen Freundes Hilger handeln — doch ich kenne einen Ausweg —"

Er zog den willig Folgenden durch die offene Tür, und nach der nächsten Straßenecke hinüberweisend, fuhr er dringlich fort: „Dort an der Ecke erwartet er mich. Ein Wagen, bespannt mit einem Pferde, wird hier vorfahren. Sobald Ihr bemerkt, daß ich einsteige, tretet ganz um die Ecke herum, daß Ihr von hier aus nicht gesehen werden könnt, und haltet Euch bereit, Euch mir zuzugesellen. Ihr habt mich verstanden?"

Garza, der der lebhaften Rede nur unvollkommen zu folgen vermochte, schaute verwirrt darein, dann aber warf er die Decke um seine Schultern und begab sich nach der ihm bezeichneten Stelle hinüber.

Spanker blickte ihm nach, bis er ihn seinen Posten einnehmen sah. Dann riß er ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb darauf: „Die in der Vorstadt beschäftigten Arbeiter sofort heimzurufen. Ihre Mühe ist überflüssig geworden."

Er hatte den Zettel eben wieder zu sich gesteckt, als der Wagen vorfuhr. Es war ein leichtes, zweirädriges Kabriolet mit weit nach vorn überhängendem Verdeck. Ohne Säumen trug er den Kasten die Treppe hinunter, wo der Schließer ihm behilflich war, ihn unter den Sitz zu schieben. Diesem eine Zehndollar-Note reichend, stieg er ein und ergriff Leine und Peitsche.

„Noch vielen Dank," rief er dem Schließer zu, indem er das Pferd antrieb.

„Gut Glück zu Euch!" hieß es als Antwort zurück, und gleich darauf bog er um die Straßenecke.

Sein erster Blick traf Garza, der ihn erwartete und nun zutraulich die ihm gereichte Hand ergriff. Nachdem er in den Wagen gestiegen war, setzte das Pferd sich in scharfen Trab und Spanker seufzte auf, wie nach Vollbringung einer seine Kräfte fast übersteigenden Arbeit, oder nach glücklicher Abwendung einer großen Gefahr.

Eingeengt in die Wagenecke, meinte Garza, in einem Wust um ihn herwirbelnder Gegenstände zu schweben und endlose Räume zu durchmessen. Solcher Täuschung sich zu entziehen, schloß er die Augen, bis der Wagen plötzlich vor einem großen Hause anhielt. Spanker lehnte sich über das Schutzleder und wechselte einige Worte mit einer Frau, die am offenen Fenster erschien, worauf er die Peitsche wieder gebrauchte und in einer gemäßigteren Gangart um das nächste Häuserviereck herumfuhr. Nach der zweiten Wendung, in gleicher Höhe mit dem Hause, vor dem er eben gehalten hatte, lenkte er auf einen Torweg zu, der bei Annäherung des Wagens sich öffnete und sogleich wieder hinter ihm geschlossen wurde. Ein zweites Tor, das die Verbindung zwischen zwei, durch eine hohe Mauer voneinander geschiedenen Höfen herstellte, öffnete und schloß sich in derselben Weise, dann hielt Spanker an.

„Nehmt die Zügel ein Weilchen," wendete er sich an Garza, indem er aus dem Wagen sprang, „unmöglich ist es nicht, daß ich Hilger hier finde. Jedenfalls höre ich von ihm. Also Geduld, mein junger Freund."

Schweigend fügte sich Garza Spankers Anordnungen.

„Ein halbes Stündchen Geduld!" rief der Notar ihm noch zu; gleich darauf verschwand er durch eine Tür des vor ihm sich erhebenden Hauptgebäudes.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In der Gefangenschaft.

Eine halbe Stunde war verstrichen, und noch immer harrte Garza vergeblich darauf, aus der ihm peinlichen Lage befreit zu werden. Seine Geduld erreichte ihr Ende; statt deren bemächtigte sich seiner eine Unruhe, wie er sie bisher nie kennen gelernt hatte. In dem Wagen, der ihm unter dem überhängenden Verdeck hindurch nur die Aussicht auf das Pferd und vor diesem hoch emporragendes graues Mauerwerk offen ließ, glaubte er ersticken zu müssen. Vorsichtig stieg er aus, und nachdem er die Leine an das Wagenrad befestigt hatte, blickte er forschend um sich. Nirgend entdeckte er einen Ausweg, und ängstlicher spähten die großen blauen Augen umher.

Einem dumpfen Triebe folgend, schlich er nach der Tür hinüber, durch die der Notar in das Haus eingetreten war. Auf seinen Druck gab sie nach, und vor ihm dehnte sich ein sauberer mit Kokosbastdecken belegter Flurgang aus, von dem eine mit Teppichstoff bedeckte Treppe aufwärts führte. Zögernden Schrittes näherte er sich der ersten Stufe; dann aber doppelt geschützt durch die weichen Mokassins und den wolligen Teppichstoff, schlich er so geräuschlos aufwärts, als ob sein schlanker Körper nicht schwerer, als ein Schatten gewesen wäre.

Oben auf der letzten Stufe blieb er stehen. Ein breiter Gang, der nach beiden Seiten hin sich in einer Art Dämmerung verlor, lag vor ihm. In einiger Entfernung vor ihm fiel helleres Licht auf den Korridor. Es war die Stelle, auf der die Treppe nach dem Vorderhause hinabführte.

Plötzlich wurde eine Tür aufgerissen und ebenso heftig wieder zugeschlagen. Auf den Gang hinaus aber floh in blinder Hast ein dunkel gekleidetes Mädchen glühenden Antlitzes und tränenden Auges, während das halbaufgelöste braune Haar auf der einen Seite tief über ihre Schulter hinabsank.

Erst dicht vor Garza bemerkte sie diesen. Entsetzt prallte sie zurück. Gleich darauf aber, als hätten die sie erstaunt betrach-

tenden Augen eine beruhigende Wirkung auf sie ausgeübt, trat sie ihm näher.

„Wohnt Ihr in diesem Hause?“ fragte sie fast atemlos und mit einem Ausdruck von Todesangst.

Garza verneinte durch ein Zeichen.

„Gott sei Dank!“ seufzte Antonia, scheu hinter sich spähend, wie befürchtend, verfolgt und eingeholt zu werden. Dann zog sie eine Karte hervor, die sie kurz zuvor wahrscheinlich in einem unbewachten Augenblick beschrieben hatte, und sie Garza in die Hand drückend, flüsterte sie bebend: „Lest, sobald Ihr auf der Straße seid! Lest unbemerkt —“

Garza zuckte die Achseln.

„Solche Zeichen, ich lernte nicht sie deuten,“ bemerkte er traurig.

„So gebt es jemand, dem Ihr glaubt vertrauen zu dürfen,“ flüsterte Antonia vollständig fassungslos, „wenn nur ein Funke von Menschlichkeit in Euch wohnt, dann sorgt für meine Rettung.“

Bei den letzten Worten setzte sie ihre Flucht fort, und gleich darauf schlüpfte sie in ihr Zimmer, dessen Tür sie hinter sich abschloß und verriegelte. Wie gebannt blieb Garza auf derselben Stelle stehen. Die Erscheinung der jungen Fremden, der Ausdruck der Todesangst, mit dem sie seine Hilfe anflehte, hatten wie lähmend auf ihn eingewirkt.

Wiederum öffnete sich eine Tür in der Ferne und deutlich erreichten ihn Stimmen, die mit unverkennbarer Erregtheit zu einander sprachen. Eine zweite Tür wurde geöffnet und Spanker und Mrs. Failure traten auf den Gang hinaus, nunmehr gedämpft zueinander sprechend, indem sie sich langsam der zum Hofe hinabführenden Treppe näherten. Auch sie entdeckten Garza erst, als sie sich nur wenige Schritte von ihm befanden.

Bei seinem Anblick erschrak Spanker. Er faßte sich indessen schnell, und Garzas Hand ergreifend, stellte er ihn Mrs. Failure als Heron vor, den ein glücklicher Zufall ihm in den Weg geführt habe.

„In der Tat ein glücklicher Zufall,“ bestätigte Mrs. Failure milde lächelnd, und mit Bewunderung hingen ihre Blicke an

dem schönen jungen Manne, „denn Hilger selbst besuchte mich heute schon. Er versprach, gegen Abend zurückzukehren und wird erfreut sein, Euch gerade hier zu finden."

Die in rauschende seidene Gewänder gekleidete Dame mit der würdigen Haltung und der wohlklingenden Stimme flößte Garza so viel Ehrfurcht ein, daß er wie ein auf die Hilfe anderer angewiesenes Kind sich dahin führen ließ, wo die anderen ihn unterzubringen wünschten.

„Hier macht's Euch vorläufig bequem," riet Mrs. Failure freundlich, indem sie ein ähnliches Zimmer, wie die von Regina und Antonia bewohnten, öffnete. „Speisen werden Euch gebracht werden, und damit Ihr Euch nicht vereinsamt fühlt, schicke ich Euch eine Gesellschaft, mit der Ihr wohl zufrieden sein werdet."

Garza war eingetreten. Als er aber sah, daß die Tür hinter ihm geschlossen und er allein bleiben sollte, raffte er sich noch einmal empor.

„Ich will hinaus," forderte er herrisch, während seine Augen drohend funkelten und unheimliche Röte auf seine bleichen Wangen trat, „ich will hinaus —"

Da legte der Notar die Hand auf seine Schulter, und ihn fest anschauend, sprach er: „Ihr wollt ein Mann sein? Ihr, mit Eurem klaren Blick und der schlanken kräftigen Gestalt? Geht immerhin hinaus, wenn die Furcht eines Kindes Euch beschleicht. Ob aber Hilger sehr erfreut sein wird, bei seiner Rückkehr vergeblich nach Euch zu fragen — Ihr entsinnt Euch, daß ich einen Brief an ihn abschickte — mögt Ihr selber entscheiden —"

„Und hätte nicht ein glücklicher Zufall gewaltet," fiel Mrs. Failure in mütterlichem Tone ein, „so würde Euch unser Freund Hilger selber vielleicht schon morgen mir zugeführt haben. Er sprach davon, daß er Euren zeitweisen Aufenthalt in meinem Hause wünsche. Versteht mich recht: nur zeitweise; denn ungern möchte er sich lange von Euch trennen."

Verstört blickte Garza zu Mrs. Failure auf. Der sanfte Ton ihrer Stimme übte einen beschwichtigenden Zauber auf ihn aus, zumal nach dem flüchtigen Auflodern des Geistes eine

eigentümliche körperliche Schwäche sich seiner bemächtigte. Der Name Hilger war der Talisman, mittels dessen er gefügig gemacht wurde, jedoch ohne seinen Argwohn ganz zu töten. Immerhin wagte er kein Wort mehr zu erwidern. Nur ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, dann schwankte er nach dem Bett hinüber, sich mit gebrochener Kraft darauf niedersetzend.

Spanker gab Mrs. Failure ein Zeichen.

„Auf fröhliches Wiedersehen, mein zaghafter junger Freund," rief diese ermutigend Garza zu, der das Haupt auf die Brust geneigt, ihre Worte nicht zu hören schien.

Leise glitt sie mit dem Notar aus dem Zimmer. Geräuschlos schloß sie die Tür, von außen noch einen Riegel vorschiebend.

„Ein Halbwilder," flüsterte sie ihrem Begleiter zu, „ein Mensch, der mir Sorge bereiten wird."

„Und doch müßt Ihr ihn, koste es, was es wolle, mindestens bis nach dem zwanzigsten März in Eurem Gewahrsam behalten," versetzte Spanker, „findet er sich dann aber eines Tages plötzlich auf einer ihm bekannten Stätte wieder, so müssen die unter Eurem Schutz verlebten Tage ihm wie ein Traum, wie ein krankhaftes Erzeugnis seiner Phantasie erscheinen. Und Ihr besitzt die Mittel dazu, ich weiß es, und zügelt ihn leichter, als jeder andere dazu imstande wäre."

„Wohl besitze ich Mittel," bestätigte Mrs. Failure vorsichtig lachend, dann legte sie ihren Arm in den des Notars, und eifrig plaudernd entfernten sie sich.

Doch während Spanker sich auf die Straße begab, trat Mrs. Failure bei Regina ein, mit der sie eine längere Unterredung hatte. An deren Schluß sprach sie, den Inhalt ihres Anliegens noch einmal zusammenfassend: „Eine freundliche Aufgabe liegt vor Euch. Ein Halbbarbar ist es, der in naher Beziehung zu vornehmen Leuten steht und sich nun die Sitten und Gewohnheiten zivilisierter Menschen aneignen soll. Selbst ein Mann, widerstrebt es ihm, sich andern Männern unterzuordnen. Es soll jetzt versucht werden, wie weit weiblicher Einfluß bei ihm reicht. Ihr fürchtet Euch nicht, liebes Kind?"

Regina zuckte geringschätzig die Achseln. „Furcht kenne ich

nicht, und ständet Ihr im Begriff, mich in den Käfig eines Tigers zu führen," antwortete sie ruhig.

Bald danach trat sie in das Zimmer Garzas ein, blieb aber, als sie den letzteren vor sich sah, betroffen stehen. Sie hatte erwartet, einen Mann mit den Merkmalen zügelloser Wildheit zu finden, und nun sah sie einen Jüngling mit fast mädchenhaftem Ausdruck in seiner Haltung sowohl, als auch in den edelgeschnittenen Zügen vor sich.

Dabei beschlich sie zugleich ein Gefühl des Mitleids, von dessen Ursache sie sich noch keine Rechenschaft zu geben wußte. Garza war bei ihrem Eintreten aufgesprungen und blickte nun wie auf eine seine Sinne verwirrende Erscheinung zu ihr hinüber.

„Ich wurde hierher geschickt," brach sie in ihrem besten Englisch das Schweigen, „um ein Stündchen die Einsamkeit mit Euch zu teilen."

„Welch wunderbare Frau seid Ihr," antwortete Garza leise. Es war das Einzige, was er hervorzubringen vermochte. Dann näherte er sich Regina, ihr zum Gruß schüchtern die Hand reichend.

„Aus weiter Ferne seid Ihr gekommen?" fragte sie, „seid fremd an diesem Ort, wie ich selber?"

Da brach die Befangenheit Garzas, und indem er seine Blicke fester auf Reginas Antlitz richtete, sprach er würdevoll: „Ein Indianer vom Stamme der Moquis bin ich. Mein Vater war ein weißer Jäger. Garza nannten sie ihn, aber Heron war sein Name."

„Heron," rief Regina erstaunt aus, „gibt es denn mehr Herons in diesem Lande?"

„Garza und Heron," versetzte der junge Mann zutraulich, „beides sind langhalsige Vögel. Sie sind zerstreut über die ganze Welt. Aber ich besitze einen Freund mit der Weisheit eines Zauberers. Er ist es, der die Reiher zusammenlockt."

„Auch von Europa herüber?" forschte Regina weiter.

„Ich kenne nicht Europa," antwortete Garza freimütig, „aber es kommen Reiher übers große Wasser."

„Also über ein großes Wasser," fragte sie sinnend, und indem sie Garza fortgesetzt beobachtete, entging ihr nicht, daß

sein Antlitz bleicher wurde und seine Haltung erschlaffte. Es war dies eine Folge geistiger Spannung und der jüngsten heftigen Erregung, Regina aber glaubte die Symptome einer Krankheit zu erkennen und liebreich klang ihre Stimme, indem sie ihn nach dem Sofa hinführte und ihn aufforderte, sich niederzusetzen.

Garza leistete bereitwillig Folge. Als aber Regina ihre Hand aus der seinigen ziehen wollte, hielt er sie fest, und seine großen Augen zu ihr erhebend, bat er mit dem Ausdruck eines gut gearteten Kindes: „Eure Hand ist so warm — laßt sie mir."

Regina lächelte.

„Wenn es Euch Freude gewährt, warum nicht?" sprach sie, sich neben ihn setzend, „auch ich kam über das große Wasser; aber Ihr seid ein Heron," spann Regina das Gespräch weiter, „fremd ist mir, daß auch unter den Eingeborenen solche Namen geführt werden. Ich hörte davon, daß man dort seinen Namen wechsele, wie in anderen Ländern das Kleid."

„Garza zählt zu den Herons," entgegnete der junge Mann stolz, und seine Wangen röteten sich leicht; „er wechselte sein Kleid, aber nie seinen Namen. Sein Name ist mit besserer Farbe auf besseres Papier geschrieben, als es Sitte unter den Weißen ist," und mit schnellem Griff den Knopf an seinem Halse lösend, streifte er das Flanellhemd so weit von seiner Schulter zurück, daß die blaue Tätowierung sichtbar wurde.

Regina errötete. Indem sie aber in die klaren blauen Augen schaute, in denen nur der Ausdruck warmen Eifers erkennbar war, empfand sie kein Mißfallen mehr.

„Dieses Zeichen tragen alle, die zu der Familie der Reiher gehören," erklärte er stolz; „die Reiher, die zum erstenmal da ihre Schwingen prüften, wo die Sonne aufgeht, wie die Reiher, die von Sonnenuntergang herkamen. Es ist ein Zauber, der um die Welt reicht."

Regina lauschte aufmerksam. Was sie eben noch mit Leichtigkeit in ihrem Geiste ordnen zu können glaubte, wurde jetzt wieder in das Gewand des Rätsels gekleidet. Der junge Mann an ihrer Seite und was er sprach, alles, alles wurde für sie ein Märchen, dessen Zusammenhang sie nicht zu verstehen ver-

mochte. Garza hatte sein Gewand wieder geordnet, als sein Blick auf die ihm von Antonia eingehändigte Karte fiel. Sie lag auf der Erde, wohin er sie mit der geschnürten Jacke geworfen hatte. Er entsann sich der von Todesangst gejagten jungen Freundin, und sich Regina wieder zukehrend, hob er schüchtern an: „Freundliche, schöne Frau, Eure Zunge ist nicht die der Schlange. Ihr könnt nur Wahrheit sprechen. So sagt mir, ist dies Haus, in dem die Schritte eines Mannes verhallen, wie auf den Moosflächen des Waldes, dies Haus, dessen Winkel die Sonne nicht sucht, ist es ein solches, in dem gute Menschen nur mit offenen Augem schlafen dürfen?"

Regina horchte hoch auf.

„Ich wohne erst seit wenigen Wochen hier," antwortete sie befremdet, „ob diese Mauern Gefahren bergen, muß die Zukunft lehren."

„So will ich es meiner goldlockigen Freundin verraten," fuhr Garza fort, und herausfordernd leuchteten seine Augen, „in diesem Hause ist es unsicher, wie in den Schluchten der Tontos und Cosninas."

„Welcher Art sollten die Fährnisse sein?" fragte Regina mit wachsender Spannung.

„Ich weiß nicht," antwortete Garza gedämpft, „kenne nicht die Sitten der Weißen; meine Mutter war eine Moqui-Frau. Aber die Gefahren sind furchtbar, furchtbarer, als der Biß der Klapperschlange."

„Woher erfuhrt Ihr in der ersten Stunde Eures Hierseins Dinge, die mir in den langen Wochen verborgen blieben?"

„Auf der Flucht sah ich jemand. Eine schöne Frau in schwarzen Kleidern. Ihre Augen waren die der Waldtaube, wenn der Geier über ihr kreist. Sie forderte, ich solle sie retten; sie hätte mir sagen können, diese Mauern fortzutragen, und es war ebensogut. Meine Füße glichen schweren Steinen; meine Arme dürren Zweigen; meine Gedanken waren ein Traum."

„Aber wo, um Gottes willen, wo saht Ihr diese geheimnisvolle Person?" fragte Regina, und nahm Garzas Hand zwischen ihre beiden.

„Wenige Schritte von hier," versetzte dieser, „geräuschlos war ihr Gang; sie schwebte einher, wie die breiten Schwingen den Ziegenmelker tragen."

Regina dachte angestrengt nach.

„Ist das alles, was Ihr von dem Mädchen wißt?" fragte sie dann gespannt, „wenn sie gerettet sein wollte, gab sie nicht Mittel und Wege dazu an?"

Garza erhob sich, nahm die Karte und übergab sie Regina.

„Kann meine goldlockige Freundin diese Zeichen deuten?" fragte er.

Regina las laut:

„Antonia King. Rettet mich aus der Gewalt einer Elenden! Rettet mich bevor es zu spät ist!"

Eine Weile starrte sie entsetzt auf diese Worte.

„Antonia King," wiederholte sie leidenschaftlich, und die sonst so lustigen blauen Augen funkelten vor Entrüstung.

Sie erhob sich, und dicht vor Garza hintretend, legte sie beide Hände auf dessen Schultern.

„Habt Ihr gehört, was ich las?" fragte sie in furchtbarer Erregung. „Antonia King! O, ich kenne diesen Namen, und meine Pflicht wäre es gewesen, sie längst schon auszukundschaften — aber noch ist es nicht zu spät. Ha, in die Gewalt von Scheusalen sind auch wir beide geraten! Ihr aber, Garza oder Heron, wie Ihr Euch nennen mögt, Euch hat ein guter Gott im entscheidenden Augenblick gesandt. Ihr werdet mir beistehen und unser aller Rettung muß gelingen. Seid Ihr entschlossen, mir treu zur Seite zu stehen?"

„Gebe die wunderbare Freundin mir einen Wink, und ich grabe dieses Messer in die Brust der reichen Frau und ihres Gefährten," vorsetzte Garza nunmehr kaltblütig, und auf seinen Rücken greifend, zog er aus der an seinem Gurt befestigten Scheide ein langes, schmales Messer hervor.

Regina erbleichte. „Nein, nein, Blut darf nicht vergossen werden. Es gibt andere und sichere Mittel. Wir besitzen unsere Augen und Ohren."

Garza schob das Messer in die Scheide zurück. Zugleich erschlaffte seine Haltung wieder. Er mußte sich auf den Tisch

stützen, um sich vor dem Schwanken zu bewahren. Regina bemerkte es und führte ihn nach seinem früheren Sitz hin.

„Wir sind einig," sprach sie beruhigend, „nur die Furcht hege ich noch: daß man Euch von hier fortschaffen, uns trennen könnte."

„Garza ist kein Kind," versetzte dieser matt lächelnd; „nicht ohne meine goldhaarige Freundin gehe ich von dannen. Ihr seid eine wunderbare Frau," fügte er träumerisch hinzu, „eine Frau mit geheimnisvollem Zauber. Als schwaches Kind trat ich hier ein. Da erblickte ich meine goldhaarige Freundin, und ich wurde ein Mann."

Sinnend schaute Regina in das krankhaft erregte Antlitz Garzas, in seine seltsam glühenden Augen. Dann sprach sie gütig beschwichtigend auf ihn ein.

„So ist es gut. Ich verlasse Euch jetzt; denn Zeit dürfen wir nicht verlieren," und sie hob bezeichnend die noch in ihrer Hand befindliche Karte empor; „jetzt soll es mich keine Überwindung mehr kosten, mir das Vertrauen des hinterlistigen Weibes zu erwerben! Heuchelei gegen Heuchelei. Sehen wir, ob die einem guten Zweck dienende nicht weiter reicht, als die von der Verworfenheit geborene."

„Auf Wiedersehen," sprach sie, dann schritt sie aus der Tür.

Am folgenden Abend und dem darauf folgenden Tage war in den am meisten verbreiteten Zeitungen der Stadt zu lesen: „Hundert Dollars demjenigen, der Auskunft über den Verbleib eines jungen Halbindianers zu erteilen vermag."

Hieran schloß sich eine genaue Beschreibung Garzas und seiner Bekleidung.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Des Reibers Flucht.

Totenstille herrschte in dem Vorderhause der Mrs. Failure. Alles Leben schien sich nach dem Hintergebäude zurückgezogen zu haben. Die Gasröhren waren bis über die Hälfte zugeschraubt worden, so daß nur schwache Nahrung

den Lampen auf den Korridors zuströmte. Dies schien darauf berechnet, daß, wenn trotz der späten Stunde Leute einander begegneten, sie sich gegenseitig nicht erkannten, nicht durch Anknüpfen inhaltloser Gespräche die gleichsam geheiligte Hausordnung störten.

Die Uhren schlugen noch, den Beginn der letzten Stunde bezeichnend, als Reginas Zimmertür sich öffnete und sie auf den Korridor hinaustrat. Teils durch Schmeicheleien, teils durch launisches Wesen war es ihr gelungen, sich eine größere Freiheit der Bewegungen zu verschaffen, als sonst bei den unter dem Schutze der Mrs. Failure stehenden jungen Damen üblich war.

Argwöhnisch spähte sie um sich. In rötlicher Dämmerung dehnte der Korridor sich nach beiden Richtungen aus. Die von den Lampen ausströmende Helligkeit war so gering, daß sie hinter jedem Mauervorsprung sich hätte verbergen können, ohne den eigenen Schatten als Verräter fürchten zu brauchen.

In ihrem einfachen Hausanzuge rief sie den Eindruck hervor, als sei sie eben im Begriff gewesen, sich zur nächtlichen Ruhe vorzubereiten; denn lang floß das kostbare Haar auf ihren Rücken nieder Nur wenige Sekunden bedurfte sie, um sich zu überzeugen, daß ihre Umgebung vollständig vereinsamt war. Dann begab sie sich vor Mrs. Failures Empfangszimmer. Mit derselben ruhigen Entschlossenheit prüfte sie die Tür. Sie war verschlossen, ein Umstand, der ihre Zuversicht erhöhte. Ohne Säumen schritt sie nach dem andern Ende des Korridors hinüber, wo, wie sie längst ausgekundschaftet hatte, Antonias Zimmer lag. Behutsam schob sie den Riegel von der Tür zurück; als sie aber öffnen wollte, entdeckte sie, daß von innen verriegelt war. Ratlos blickte sie um sich. Sie durfte nicht wagen zu pochen oder ihre Stimme laut zu erheben. Plötzlich trat sie vor das Falltürchen, dessen Vorhandensein ihr nicht lange hatte verheimlicht werden können, zumal sie durch Garza in dessen Zimmer auf eine ähnliche Vorrichtung aufmerksam gemacht wurde. Es emporschlagend, spähte sie in das Gemach hinein. Antonia war noch auf. Sie saß vor dem Tisch und war mit Lesen beschäftigt gewesen, als die Bewegung des Tür-

schlosses sie störte. Denn noch starrte sie bleich und mit einem Ausdruck von Todesangst auf die Tür, wie befürchtend, jemand mit Gewalt einbrechen zu sehen.

Regina näherte ihre Lippen der Öffnung.

„Miß Antonia King!" sprach sie im scharfen Flüsterton hinein, „antworten sie mir auf meine Fragen durch Zeichen. Eine Freundin ist es, die sie dazu auffordert. Die Karte, die sie dem jungen Manne einhändigten, im Vorbeigehen schob ich sie unter Ihrer Tür hindurch. Es war das einzige Mittel, das mir zu Gebote stand, Sie zu benachrichtigen, daß Ihr Hilferuf gehört wurde. Fanden Sie diese Karte?" Und statt der Lippen ruhten ihre Augen vor der Öffnung.

Antonia neigte bebend das Haupt.

„Nachdem ich diese Bürgschaft leistete," fuhr Regina fort, „werden Sie mir öffnen?"

Antonia gab ein verneinendes Zeichen.

„Ich verdenke es Ihnen nicht," sagte Regina, „denn Sie befinden sich in einem Hause, in dem zur Erreichung verwerflicher Zwecke kein Mittel zu verbrecherisch erscheint. Jeder andere kann die Karte hineingeschoben haben. Doch ich bin im Besitz eines sichereren Ausweises: Kennen Sie einen jungen Mann namens Humber?"

Als Regina auf diese Frage wieder in das Zimmer hineinspähte, gewahrte sie, daß Antonia sich erhoben hatte, jedoch, wie um Festigkeit zu erringen, sich mit der Hand auf den Tisch stützte. Ihr liebliches Antlitz wurde dabei voll beleuchtet. Dunkle Glut hatte sich darüber ausgebreitet, während ihre Augen, wie in erwachender Hoffnung, sich vergrößert zu haben schienen. Kaum daß sie vor heftiger Erregung ein zustimmendes Zeichen zu geben vermochte.

„Wohlan," säumte Regina darauf nicht länger, „dieser Herr Humber beauftragte mich, nach Ihnen zu forschen und Sie zu beschützen. Sind Sie jetzt geneigt, mir ein kurzes Zwiegespräch zu gewähren?"

Regina hatte kaum geendigt, als sie unterschied, daß auf der andern Seite ein Riegel zurückgeschoben wurde. Die Tür öffnete sich und vor ihr stand Antonia. Der Anblick Reginas

wirkte offenbar beruhigend auf sie ein, denn zitternd vor Furcht und banger Erwartung streckte sie ihr beide Hände entgegen.

„Fort aus diesem schrecklichen Hause," flehte sie in Todesangst, „nur fort von hier, wo das Entsetzen mich tötet —"

„Ruhe, um Gottes willen, bewahren Sie Ihre Ruhe," fiel Regina leise ein. „Die größte Vorsicht ist geboten, denn wir sind umringt von Verrätern. Gelingt mein Plan, so sind Sie in der nächsten Stunde frei. Stoßen wir dagegen auf unvorhergesehene Hindernisse, so begeben Sie sich auf dem nächsten Wege hierher zurück und warten Sie auf weitere Nachrichten. Jetzt aber rüsten sie sich zu einer nächtlichen Wanderung — wohin, mag Gott wissen. Stecken Sie, was Sie an Wertsachen besitzen, zu sich und lassen Sie zurück, was Sie leicht verschmerzen. Denn sind wir erst fort, so werden wir schwerlich jemals wieder hierher zurückkehren. Und nun auf Wiedersehen. Ein Weilchen mag es dauern, bevor ich klopfe. Dann aber löschen Sie die Lampe aus und halten Sie sich bereit, mir zu folgen."

Leise drückte sie die Tür zu, und flüchtigen Schrittes eilte sie zu Garza hinüber. Sie fand ihn vollständig gerüstet, den Hut auf dem Kopf und die Decke über die Schulter geworfen.

„Die Stunde ist gekommen," flüsterte sie ihm zu, „jetzt oder nie müssen wir den Versuch machen. Aber noch einmal warne ich Euch: was auch immer Euch begegnen mag, steht davon ab, Gewalt anzuwenden."

Garza war so erregt, daß er nur durch Zeichen zu antworten vermochte.

Regina trat an den Tisch und löschte die Lampe aus. Dann führte sie ihn neben die Tür hin.

„Hier harrt, bis ich Euch abhole," sprach sie, und Garza befand sich allein im Finstern. Mit fieberhafter Eile begab sie sich nunmehr nach ihrem eigenen Zimmer. Auf dem Tische lagen und standen Schreibmaterialien. Flüchtig schrieb sie einige Worte auf einen halben Bogen. Diesen zusammenfaltend und in ein Kuvert schiebend, versah sie es mit der Adresse: „Herrn Humber, p. A. Herrn Heron. New-York, poste restante." Schnell hüllte sie sich in ihren Mantel; den Hut behielt sie in der Hand, worauf sie wieder zu Garza schlich. Auf ein Zeichen

gesellte dieser sich ihr zu, und ohne Säumen begaben sie sich zu Antonia, die ihrer bereits harrte.

Leise und nur noch durch Zeichen sich verständigend, bewegten sich alle drei auf die Treppe zu und diese hinunter. Auf jeder Stufe zögerten sie, um zu lauschen. Lautlose Stille herrschte im ganzen Hause. Nur auf dem Treppenabsatz drangen durch das geschlossene Fenster und den Friesvorhang, wie aus weiter Ferne, die Töne eines mit großer Lebhaftigkeit gespielten Klaviers herüber.

„Hier bleibt stehen," flüsterte Regina ihren Begleitern zu, „behaltet mich im Auge und macht Euch vertraut mit dem vor Euch liegenden Wege. Eine kurze Strecke trennt uns von der Straße, aber die am schwersten zu überwindende. Die Haustür kann nur von der Portierloge aus geöffnet werden. Ich muß versuchen, die Schließerin zu überlisten. Auf ein Zeichen von mir folgt."

Sie wollte ihren Weg allein fortsetzen, als draußen der Klopfer mit mäßiger Gewalt auf die Ambosschraube fiel und fast gleichzeitig durch einen Druck des Weibes hinter dem Fensterchen die Haustür aufsprang.

„Zurück," flüsterte Regina, von tödlichem Schrecken befallen, ihren Gefährten zu, indem sie sie wieder einige Stufen hinaufdrängte; „vielleicht gelingt es uns dennoch, die Straße zu gewinnen." Sie selbst trat ans Treppengeländer, von wo aus sie den Flur bis zur Haustür hin zu überblicken vermochte. Spanker stand an dem Fensterchen und wechselte flüsternd einige Worte mit der Schließerin, worauf diese sich nach dem Hof hinaus entfernte. Er selbst begab sich nach der Haustür zurück, wo er mit einem davor Stehenden ein leises Gespräch anknüpfte.

„Ich fürchte, für heute sind unsere Hoffnungen vergeblich gewesen," wandte Regina sich an Antonia, die vor Angst und Spannung kaum zu atmen wagte, „ist die Person hin, um die Softly zu rufen, so bleibt uns nur übrig, umzukehren — aber Mut, Mut," fügte sie leise wie ein Hauch hinzu, als Antonia, wie um bei ihr Schutz zu suchen, ihre Hand ergriff, „noch ist nichts verloren. Was heute nicht glückt, gelingt vielleicht morgen".

Sie warf einen forschenden Blick auf Garza. Ruhig, scheinbar teilnahmlos stand er da. Die Andeutung einer Gefahr genügte, sofort das Blut seiner braunen Vorfahren zur Geltung gelangen zu lassen.

Unten ging wieder die Hoftür, und Regina, sich weiter über das Geländer lehnend, entdeckte die alte Schließerin, wie sie nach der Haustür hinüberschritt und Spanker und seinen bisher unsichtbaren Begleiter zum Nähertreten aufforderte. Letzterer hatte sich tief in seinen Mantel gehüllt und dessen Kragen emporgeschlagen. Das Weib trachtete, einen Blick auf sein Antlitz zu gewinnen, denn anstatt sich sogleich wieder nach der Loge zu verfügen, bemerkte sie im unterwürfigsten Tone: „Die Herren möchten immerhin alles in Augenschein nehmen; sie brauchten nicht zu befürchten, irgendwie von Unberufenen belästigt zu werden."

Regina atmete auf. Sie achtete nicht mehr auf die beiden Fremden, nicht mehr auf den weiblichen Portier. Aber Antonias und Garzas Hände ergreifend, zog sie beide auf den Treppenabsatz, sie zugleich bedeutend, in die Fensternische hinter dem Friesvorhang zu schlüpfen. Sie selbst folgte ebenso schnell. Der Vorhang war kaum in seine gewöhnliche Lage zurückgesunken, als Spanker und sein Begleiter die unterste Stufe betraten. Die Schließerin hatte sich unterdessen in ihr Gemach zurückgezogen.

„Eine wunderbare Disziplin herrscht hier," drang Spankers Stimme zu den Flüchtlingen in das Versteck, „wir mögen das ganze Haus durchwandern, ohne auf einen Menschen zu stoßen. In der Tat, eine musterhafte Ordnung."

„So lange, bis eines Tages die Polizei bei Mrs. Failure vorspricht und ihr den Mädchenhandel auf immer legt," antwortete Vanderprot verdrossen. „Aber mich soll's nicht kümmern. Mich beunruhigt nur die Geschichte mit dem jungen Indianer. Wer bürgt dafür, daß sie nicht alles mögliche aufbietet, das sich an seine Person knüpfende Geheimnis auszukundschaften? Dann aber wäre es ihr erleichtert, auch meinen Namen in Erfahrung zu bringen. Ein herrlicher Skandal, zu dem Heron contra Vanderprot auch noch Failure contra Vanderprot, und Spanker zwischen beiden vermittelnd!"

„Sorgt nicht," erwiderte Spanker gedämpft, und setzte den Fuß auf die erste Stufe, „die Failure befindet sich vollständig in meinen Händen. Außerdem gebrauchen wir sie nur noch bis zum bestimmten Termin. Mit dem Zwanzigsten erlöschen ja alle Ansprüche, und das Ereignis mit den Herons hinterläßt keine bemerkbareren Spuren, als eine Ente auf dem Wasser: eine kurze Zeit lustiger Aufregung, die Wellen ebnen sich in ihrem Davonrollen und alles ist vorbei."

Sie waren auf der obersten Stufe angekommen und verstummten. Unten aber regte sich der Vorhang leise, und indem er auf der einen Seite um Handbreite zurückwich, wurde ein todbleiches Antlitz sichtbar, das ihnen mit einem Ausdruck wild erregter Leidenschaften nachspähte.

Während Spanker und Vanderprot, wie von einem sie gleichsam verhöhnenden Geschick gelenkt, vor der Friesecke ihr Gespräch führten und zugleich ein entsetzliches Bild des sogenannten Pensionates vor den dürftig verhüllten Flüchtlingen entrollten, hatte Antonia sich nur noch mit Mühe aufrechterhalten. Doch Regina regte ihren Mut wieder an, indem sie, sobald die beiden Männer in den Korridor eingebogen waren, ihr leise zuraunte: „Behaltet im Gedächtnis, was Ihr hörtet. Rührt Euch nicht, bevor ich ein Zeichen dazu gebe." Und sie eilte die Treppe so leise hinunter, als wäre sie von Schwingen getragen worden. Gleich darauf trat sie in die Portierloge ein. Die runzelige Schließerin saß auf ihrem Lehnstuhl und war im Begriff einzuschlafen. Bei Reginas Erscheinen fuhr sie empor, sie mit sichtbarem Befremden groß anschauend. War es doch das erstemal, daß sie den Raum betrat.

Regina aber flüsterte ihr mit geheimnisvoll dringendem Wesen zu: „Was habt Ihr angerichtet? Die Männer, die Ihr einließet, tragen sich mit bösen Absichten! Schnell den Gasschlüssel her —" und hastig entriß sie dem danach greifenden Weibe das Instrument, es mit kundiger Hand auf den viereckigen Schraubenkopf des von dem Gasometer auslaufenden Hauptrohrs passend, „und nun —" sie langte mit der freien Hand über die Schulter des bestürzten Weibes, durch einen heftigen Zug an dem betreffenden Ringe die Haustür öffnend.

Mit der andern Hand drehte sie gleichzeitig den Schlüssel, und bevor die vollständig verwirrte Schließerin ahnte, um was es sich handelte, lag das ganze Haus in schwarzer Finsternis.

„Still, um Gottes willen, still," flüsterte Regina dem Weibe zu, als es von Argwohn ergriffen, emporsprang, „keinen Laut gebt von Euch, oder wir alle sind verloren!"

Mit zwei Schritten war sie zur Tür hinaus, diese hinter sich zuwerfend, worauf sie nach der Treppe hinüberflog.

„Fort jetzt!" rief sie gedämpft hinauf, unbekümmert um Spanker und Vanderprot, die durch die plötzliche Dunkelheit erschreckt, sich die Treppe hinabtasteten, „fort, der Ausgang liegt gerade vor Euch! Fort, bevor es zu spät wird!"

„Wer geht da?" fragte Spanker zornbebend, denn er konnte nichts anderes vermuten, als daß ihm von Mrs. Failure ein hinterlistiger Streich gespielt worden war. „Wer geht da?" wiederholte er lauter, doch niemand antwortete.

Wenige Schritte trennten die Flüchtlinge von dem Ausgange, als die Schließerin, der es gelungen war, Licht anzuzünden, auf den Flur hinausstürzte, um die Tür wieder zuzuschlagen. Der unerwartete Anblick Garza's raubte ihr auf einige Sekunden die Besinnung. Aber auch Spanker und Vanderprot wurden zu ihrem Entsetzen seiner ansichtig, zogen sich aber hastig zurück, um nicht selbst erkannt zu werden. Gleich darauf verschwand Garza durch die Tür. Regina folgte ihm auf dem Fuße, mit dem Hinaustreten auf die Straße ihre Flucht als gesichert betrachtend.

Hier aber sah sie zu ihrem namenlosen Schrecken, daß Garza allein war.

„Wo — wo ist Antonia — unsere Begleiterin?" fragte sie, und von bösen Ahnungen beschlichen, spähte sie um sich.

„Als meine goldhaarige Freundin das Licht in dem Hause tötete," antwortete Garza, durch die Heftigkeit in Regina's Wesen eingeschüchtert, „floh sie von meiner Seite. Meine Augen sind nicht die eines Nachtvogels. Hinter mir hörte ich die Männer, vor mir schlich es leise einher. Ich hoffte, sie in der Gesellschaft meiner klugen Freundin zu finden."

„Unglückseliger!" klagte Regina, mit Mühe ihre Stimme

mäßigend, „so hat die Ärmste in der Dunkelheit und Verwirrung eine falsche Richtung eingeschlagen — mein Gott — ich selber riet ihr, sich nach ihrem Zimmer zurückzubegeben!"

„Ich werde hineingehen und sie befreien," versetzte Garza, entschlossen auf die Haustür zuschreitend, und bei der matten Straßenbeleuchtung gewahrte Regina, daß er die Decke um die linke Schulter warf, mit der rechten Hand das Messer zog.

Einige Sekunden stand sie sprachlos da, dann eilte sie neben Garza hin.

„Begeht keine Unvorsichtigkeit, wenn Ihr uns beide nicht in ein neues und nicht minder furchtbares Unglück stürzen wollt," sprach sie eindringlich zu ihm, „Gewalt ist das letzte Mittel, dessen wir uns bedienen dürfen."

Regina und Garza hatten die Haustür erreicht, und sich vor Garza hindrängend, ließ sie ungeduldig den Klopfer auf seinen Amboß fallen.

Niemand antwortete, noch weniger wurde geöffnet. Wie durch die oberhalb der Tür angebrachte Scheibe erkennbar war, herrschte Dunkelheit auf dem Hausflur.

Heftiger und anhaltender klopfte Regina, daß es durch das ganze Haus schallte; als auch dann kein Lebenszeichen auf der anderen Seite erfolgte, näherte sie ihre Lippen dem Schlüsselloch.

„Hütet euch, Miß Antonia King zu belästigen!" rief sie hinein „Fünf Minuten warte ich, ist sie dann nicht erlöst, so wird morgen ein anderer erscheinen, um sie euch abzufordern."

Sie wartete fünf Minuten, sie wartete zehn. Auf der anderen Seite der Tür blieb alles still.

„Ich gehe!" rief sie noch einmal hinein. „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben, wenn die Vergeltung früher hereinbricht, als ihr vermutet!"

Dann zu Garza: „Kommt, böse kann es nicht mehr werden; wissen wir doch, wo die Ärmste weilt. Schmerzlich ist nur, daß sie sich verlassen wähnen wird. Prägt Eurem Gedächtnis die Lage des Hauses ein, so gut es gehen will. Die Namen der Straßen werde ich wohl hier und da auf den Ecken lesen. Das ist alles, was wir heute tun können."

Schweigend legten sie eine Strecke zurück. Wohin sie sich

wendeten, sie wußten es selber nicht. Der Zufall lenkte ihre Schritte, indem sie die schmalen Gassen vermieden und in die breiten Straßen einbogen.

Endlich lag vor ihnen ein Gasthaus, das eine gewisse ehrbare Ruhe charakterisierte, so daß Regina sich ermutigt fühlte und eintrat.

„Wir kommen von der Reise," redete sie den nächsten Kellner an, „können wir hier übernachten?"

Der Kellner betrachtete die Fragerin und demnächst Garza. Beide mußten einen günstigen Eindruck auf ihn ausüben, denn er antwortete zustimmend. Dabei kehrten seine Blicke immer wieder zu Garza zurück.

Indem er die beiden Fremden dem Innern des Hauses zuführte, sprach er im Vorbeigehen mit einem andern Kellner flüsternd einige Worte. Dieser schaute mit freudigem Erstaunen Garza nach, dann aber, nachdem er seinen Blicken entschwunden war, eilte er an den Zeitungstisch, wo er eifrig zwischen den neuesten Tageblättern zu suchen begann. Regina und Garza hatten unterdessen jeder sein Zimmer angewiesen erhalten. Bald darauf verdunkelten sich die letzten noch hellen Räume des Hauses zur nächtlichen Ruhe.

Ein Kellner aber war auf dem Wege nach dem in den Zeitungen genau bezeichneten Landhause, um sich die ausgesetzte Belohnung für die verbürgte Kunde über den jungen Halbindianer zu sichern.

Eine Stunde später trug der Telegraph Hilger die Aufforderung zu, unverzüglich nach New-York zurückzukehren. —

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der alte Reiher.

Schiffe gingen, Schiffe kamen. Ein lustiges Leben herrschte in dem Hafen von New-York. Auch der Dampfer, der den alten Heron und seinen Enkel Wilhelm Humber über das Meer getragen hatte, war um die Mittagszeit vor Anker gegangen.

Beinah ein halbes Jahrhundert war verstrichen, seitdem der greise William New-York verließ, um, nachdem er alle Familienbande, die ihn an den großen Kontinent fesselten, als zerrissen betrachtete, in dem alten Erdteil sich eine Heimat zu begründen. Als junger rüstiger Mann war er von dannen gezogen, und mit gebleichtem Haar und gebeugt unter der Zahl der Jahre traf er wieder ein. Alles hatte sich verändert, war ihm fremd geworden; ein Fremder, betrat er jetzt wieder jene Stätten, auf denen er einst die sorglosesten Tage seines Lebens verbrachte.

Von Wehmut erfüllt, blickte er nach der Stelle hinüber, auf der der flinke Schoner seines Vaters zu ankern pflegte, dieselbe Stelle, von der aus er geflüchtet war, bevor das gute Schiff seine Todesreise antrat.

Den Wagen verschmähend, wandelte er an der Seite seines Enkels die breite Hauptstraße hinauf. Er sprach zu ihm von jenen längst entschwundenen Zeiten und von seinen Jugendhoffnungen und versuchte die Eindrücke zu schildern, die er jetzt in dem neuen Weltteil empfing. Aber Wilhelm Humber war ein unaufmerksamer Zuhörer.

So erreichten sie den Gasthof, den sie vorläufig zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten. Noch an demselben Tage sich mit Hilger in Verbindung zu setzen, gab Heron auf. Nach den Eindrücken, denen er seit seinem Landen unterworfen gewesen war, sehnte er sich nach Ruhe. Dagegen beauftragte er Humber, auf der Post sich nach Briefen zu erkundigen. Und Briefe waren in der Tat da, allein sie wurden dem jungen Manne nicht ausgehändigt; der Empfänger sollte sich, laut einer vom Absender dringend gestellten Bedingung, zuvor ausweisen.

Den Rest des Tages verbrachte Humber mit Nachforschungen nach dem Institut der Mrs. Softly, allein vergeblich. Bildungs-Institute gab es genug, allein der Name Softly war fremd. Müde und mit erbleichenden Hoffnungen kehrte er spät heim, um am folgenden Tage seine Nachforschungen fortzusetzen. Der alte Heron aber begab sich auf den Weg zur Post, auf den Weg zur Post, seinem Enkel anheimgebend, die Zeit

auf die seinen Neigungen am meisten entsprechende Art zu verwenden.

Vor der langen Reihe der Postschalter drängten sich Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung. Nicht ohne Mühe gelangte Heron vor denjenigen, hinter dem die mit „Poste restante" bezeichneten Briefe ausgegeben wurden. Ein Mädchen mit auffallend starkem blonden Haar war mit ihm zugleich in die Vorräume der Post eingetreten, und auf ihre Erkundigungen von einem Beamten zurechtgewiesen, folgte sie dem alten Herrn auf dem Fuße. So stand sie in seiner Nähe, als er, seinen Paß vorzeigend, um die an ihn gerichteten Briefe bat. Kaum aber hörte sie seinen Namen, als sie ihre Hand leise auf seinen Arm legte.

„Hörte ich recht," fragte sie in deutscher Sprache, Sie fordern Briefe an einen gewissen Herrn William Heron?"

„Der bin ich selbst," antwortete der alte Herr befremdet.

„So brauchte ich dieses Schreiben vielleicht nur in ihre Hände niederzulegen?" fuhr Regina fort, als hätte sie die Möglichkeit, in der großen Stadt gerade mit demjenigen zusammenzutreffen, den sie suchte, nicht fassen können.

„An Herrn Humber, p. A. Herrn William Heron, New-York, poste restante," las der alte Herr, und er wollte den ihm vorgehaltenen Brief in Empfang nehmen, als Regina ihn schnell zurückzog.

„Da ich selbst die Verfasserin bin," erklärte sie errötend, „so ist diese Art des Verkehrs wohl überflüssig geworden. Nur die dringendste Not zwang mich zu diesem Schritte. Heute noch — wenn möglich, in dieser Stunde — muß ich Herrn Humber sprechen, vorausgesetzt, ich täusche mich nicht in der Annahme, daß er in näherer Beziehung zu Ihnen steht und Sie hierher begleitete."

„Sie können nur meinen Enkel Wilhelm Humber meinen," versetzte der alte Herr erstaunt, und auf die Straße hinaustretend, schlugen sie den Weg ein, den Heron gekommen war.

„Keinen andern," bestätigte Regina, erleichtert aufatmend, „und er blieb nicht in Europa zurück?"

„Er weilt in dieser Stadt," versetzte Heron, und seine

Das dumpfe Heulen und Stöhnen erstickte unter dem reichlich mit Chloroform getränkten Tuch. (S. 434.)

Begleiterin aufmerksamer von der Seite betrachtend, glitt es plötzlich wie ein Ausdruck freudigen Verständnisses über sein Antlitz. „Ich möchte fast glauben," bemerkte er zögernd — „doch nein — Sie sind eine geborene Deutsche —"

„Für eine junge Dame seiner Bekanntschaft hielten Sie mich, für Miß Antonia King?" fiel Regina ein, und Herons sichtbare Überraschung als Bestätigung deutend, fuhr sie mit einem schmerzlichen Lächeln fort: „nein, nicht Miß King; wohl aber erhielt ich bei einer zufälligen Begegnung drüben in Europa von Herrn Humber den Auftrag, nach der genannten Dame zu forschen."

„Und sie fanden sie?" fragte Heron gespannt.

„Ja, Gott sei's geklagt; ich fand die Ärmste verzweifelnd und hart verfolgt von einem grausamen Geschick, oder vielmehr von Menschen, die ihren Vorteil aus dem Verderben ihrer Mitmenschen ziehen;" und da ihr greiser Begleiter mit unverkennbarer Teilnahme ihren Worten lauschte, so zögerte sie nicht, ihm alles anzuvertrauen, was sie über Antonia wußte und in ihrem flüchtigen Verkehr mit Humber erfahren hatte. Je länger sie aber sprach, um so wärmer wurden ihre Kundgebungen, bis endlich bei der Schilderung ihrer Flucht und der hinter dem Friesvorhang erlauschten Worte Tränen leidenschaftlicher Erregung ihre Stimme erstickten und ihr nur noch kurze Ausdrücke der Besorgnis für Antonia zu Gebote standen.

Geneigten Hauptes war Heron neben ihr einhergeschritten. Keine Silbe ging ihm verloren, und doch arbeitete sein Geist gewaltig, um das Geheimnis dieser Mitteilungen zu ergründen.

Dann plötzlich fragte er lebhaft: „Heron contra Vanderprot sind die Namen, die Sie auf der Treppe erlauschten?"

„Heron contra Vanderprot, und Vanderprot contra Failure," bestätigte Regina, „und der zwanzigste März."

„Wunderbar," sprach Heron vor sich hin; „ist es nicht, als ob die Vorsehung selber die Schritte und Worte jener Männer lenkte, um der Unterdrückung Unschuldiger vorzubeugen?" Und wieder zu Regina: „Sie aber haben sich zweifellos unser aller wärmsten Dank verdient! Und mehr noch werden wir Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie später uns als Zeugin zur Seite

stehen wollen. Bis dahin aber hoffe ich, Sie als meinen Gast betrachten zu dürfen."

Regina sann einige Sekunden nach; dann antwortete sie freimütig: „Wie das Anerbieten gestellt wird, so nehme ich es an. Es wäre hart, zu hart, mit dem heutigen Morgen auf die Straße geworfen zu werden, ohne zu wissen, wo ich am Abend mein Haupt niederlege. Einige Tage genügen, ein meinen geringen Fähigkeiten entsprechendes Unterkommen zu finden. Ja, ja, ich nehme die großmütig gebotene Gastfreundschaft an — aber wohin gehen wir?" Und sie blieb zweifelnd stehen.

„Nach Ihrem Gasthofe," antwortete Heron beruhigend.

„Noch nicht, nein, noch dürfen wir uns keine Ruhe gönnen," erklärte Regina entschieden, „die Namen der Straßen und die Lage des Hauses, aus dem ich entfloh, lernte ich im Dunkeln unvollständig kennen. Ich muß meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen, bevor es zu spät ist. Ist Ihre Teilnahme für Antonia King eine ernste, so werden Sie nicht zögern, mich zu begleiten."

„So sei es," billigte Heron, dann trat er aus dem Gedränge der Fußgänger auf dem Bürgersteige, zugleich öffnete er den auf der Post empfangenen Brief. „Nur einen Blick will ich hineinwerfen," entschuldigte er sich; darauf las er:

„Die dringendste Notwendigkeit zwingt mich zu einer Reise, deren Dauer zu bestimmen mir unmöglich ist. Ein gütiger Gott mag geben, daß ich vor Ihrem Eintreffen wieder zurück bin. Benachrichtigen Sie mich sofort, wo ich Sie finde. Komme ich nicht selbst, so sende ich eine zuverlässige Person, Sie zu begrüßen und mit den Gründen meiner augenblicklichen Abwesenheit vertraut zu machen. Dringend bitte ich Sie, bis dahin nichts zu unternehmen. Ich allein halte alle, bisher mühsam verfolgte Fäden in der Hand, ich allein bin imstande, sie ohne Gefahr für uns und andere zu entwirren. Die Personen, welche möglichenfalls Sie in meinem Namen willkommen heißen, sind nur bis zu einem gewissen Grade vertraut mit der Sachlage. Ein bedrohliches Ereignis, dasselbe, das mich urplötzlich von dannen trieb, hat den Verdacht in mir angeregt, daß Feinde meine Schritte sorgfältig überwachen. Schenken Sie mir daher Ihr

vollstes Vertrauen, und halten Sie meine dringende Mahnung zur Vorsicht für tief gegründet. Der Ihrige, Hilger."

Es folgte die Adresse, unter der die Nachricht von seinem Eintreffen nach dem Landhause getragen werden sollte.

Sinnend schloß Heron den Brief wieder.

„Wie geheimnisvoll alles lautet," äußerte er unwillkürlich seine Gedanken, „doch seine Warnung soll nicht ungehört verhallen. Gehen wir," kehrte er sich darauf Regina zu, „was auch immer meiner harren mag, dringender kann es nicht sein, als einer hart Bedrängten Trost und Rettung zu bringen."

Ohne Säumen schlugen sie den Rückweg ein, der sie tiefer in die Stadt hineinführte; aber lange dauerte es und vielfacher Fragen bedurfte es, bevor sie die nächste Straße erreichten, deren Namen Regina im Gedächtnis behalten hatte. Und auch dann noch beschrieben sie manchen Umweg, bevor sie endlich vor das Haus gelangten, das sie als das richtige zu erkennen meinte.

Mrs. Failure, lasen sie auf dem Schilde neben der Tür.

Auf ihr Klopfen wurde sofort geöffnet. Furchtlos schritt Regina über die Schwelle, gefolgt von ihrem greisen Begleiter.

Sie waren unstreitig schon auf der Straße bemerkt und beobachtet worden, denn Mrs. Failure selbst trat ihnen entgegen. Ihre Blicke flogen über Regina, wie über eine ihr vollständig Unbekannte hin.

„Ich wünsche eine junge Dame, Miß Antonia King, die in diesem Hause Unterkunft fand, zu sprechen," redete Heron die Vorsteherin an.

„Bedaure sehr, nicht dienen zu können," versetzte Mrs. Failure mit dem würdigen Anstande einer elegisch gestimmten Witwe, „sogar der Name ist mir fremd."

„Fremd," nahm Regina nunmehr das Wort, „und doch sprach ich sie gestern Abend erst zwischen diesen Mauern?"

„Ich wiederhole meine Beteurung," erwiderte Mrs. Failure höflich, „Eure Mutmaßungen können nur auf einem Mißverständnis beruhen."

„So gebt Ihr vor, mich ebenfalls nicht zu kennen?" fuhr Regina leidenschaftlich fort.

„Ich entsinne mich wenigstens nicht, jemals die Ehre gehabt zu haben, Euch zu begegnen."

Regina war starr vor Erstaunen.

„Auch nicht Garza, den jungen Indianer?"

„Ich verstehe Euch nicht," gab Mrs. Failure sanft zurück, „Ihr befindet Euch im Irrtum. Vielleicht eine Namensverwechselung?"

Regina war im Begriff, eine ihren Empfindungen entsprechende Antwort zu erteilen, als Heron sie unterbrach.

„So bitte ich um Verzeihung, hier eingedrungen zu sein," verabschiedete er sich.

Mrs. Failure antwortete durch eine tiefe, würdevolle Verneigung, und gleich darauf schloß die Tür sich hinter den Scheidenden.

„Und dennoch ist's war," flüsterte Regina ihrem Begleiter unter Tränen der Entrüstung zu. „Sie ist es, die mich gefangen hielt, in deren Gewalt Miß King sich befindet. Nein, nimmermehr hätte ich es über mich gewonnen, Ihnen gegenüber die Wahrheit zu entstellen."

„Ich setze nicht den leisesten Zweifel in Ihre Mitteilungen," beruhigte Heron sie. Aber durch ferneres Drängen hätten wir nur unseren eigenen Zwecken geschadet. Es wäre überhaupt vielleicht ratsamer gewesen, gar nicht hineinzugehen,"

„So soll Antonia ihrem Schicksal überlassen bleiben?"

„Nimmermehr; und doppelte Ursache habe ich jetzt, die Ärmste nicht aus den Augen zu verlieren. Aber es dürfen keine Schritte getan werden, von deren günstigem Erfolg wir nicht vorher überzeugt sind. Doch jetzt nichts mehr davon. Ich bedarf der Ruhe und Überlegung, um einen Entschluß zu fassen. Mein Enkel ist der nächste, der von allem in Kenntnis gesetzt werden muß, um seine volle Jugendkraft, sein ganzes Herz mit in die Wagschale zu werfen. Und nun zu Ihrem Schützling, zu dem Sohne meines jüngsten Bruders, zu Garza."

Er rief einen Mietswagen; nachdem Regina dem Kutscher den Namen ihres Gasthofes gesagt hatte, stiegen beide ein.

Eine Viertelstunde später betraten sie das Zimmer, das Garza am vorhergehenden Abend angewiesen erhalten hatte.

Zu ihrem Erstaunen erblickten sie zwei Fremde, die mit augenscheinlicher Spannung den Schilderungen der Erlebnisse des jungen Halbindianers gelauscht hatten: Juan und Constanz, die auf die ihnen durch den Kellner übermittelte Kunde sofort herbeigeeilt waren, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Sie hatten ihn auf seinem Bett liegend gefunden, ein Bild tiefer Erschöpfung; nur schwerfällig vermochte er sich zu erheben. Die Veränderung, die innerhalb der wenigen Tage seiner Abwesenheit in seinem Äußern stattgefunden hatte, war zum Erschrecken. Bei ihrem Anblick leuchtete es wohl in seinem Antlitz auf, und mit sichtbarer Freude vernahm er die gute Kunde über die Bewohner des Landhauses; dagegen weigerte er sich standhaft, sie hinaus zu begleiten. Mit einer Freundlichkeit, die den Charakter der Schwermut trug, berief er sich darauf, daß er jemand erwarte, dem er seine Freiheit verdanke und der allein imstande sei, ihm die Gesundheit zurückzugeben.

Als dann endlich die Tür sich öffnete und er Reginas ansichtig wurde, da eilte stille Befriedigung über sein leidendes Antlitz, während neue Kräfte seinen Körper zu durchströmen schienen. Tief ergriffen forschte der alte Heron in dem bräunlichen Antlitz nach vertrauten Zügen, dann legte er seine Hand auf des jungen Mannes Schulter.

„Garza," redete er ihn herzlich an, „das Bild des Vogels, das du auf deiner Schulter trägst, ist mir nicht fremd. Dieselbe treue Hand zeichnete deinen Vater und mich. Garza, ich bin William Heron, der Bruder des verstorbenen Rob Heron, deines Vaters."

Da leuchtete es frohlockend in des jungen Mannes Augen auf. Worte standen ihm nicht zu Gebote; aber in dem freundlichen Blick, in der zutraulichen Art, in der er dem alten Heron die Hand reichte, prägte sich der ganze Zauber aus, den die Erwähnung des Reihers auf ihn ausübte.

Eine halbe Stunde später verließen alle den Gasthof. Garza begleitete auf Reginas dringendes Zureden Juan nach dem Landhause hinaus, wo bange Herzen seiner Ankunft sehnsüchtig entgegenharrten. Regina schloß sich Heron an, während

Constanz, mit den ausführlichsten Ratschlägen versehen, sich eiligst nach der Telegraphenstation begab und Hilger noch einmal auffordern ließ, alles in seinen Kräften Stehende aufzubieten, innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder in New-York zu sein.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der zwanzigste März.

Fenimore und Sidney Vanderprot befanden sich im roten Hause in dem Arbeitszimmer ihrer Väter. Sie saßen einander gegenüber. Vor ihnen stand die verschlossene Kassette mit dem hundertjährigen Testament. Eine oberhalb des Sofas auf kunstvoll geschnitzter Konsole stehende Uhr altertümlicher Form, reich ausgelegt mit Schildplatt, Perlmutter und Gold, zeigte auf halb Vier. Fenimore warf einen Blick auf sie. Sidney bemerkte es.

„Noch eine halbe Stunde," sprach er mit sichtbar schwer erzwungener äußerer Ruhe.

„Noch eine halbe Stunde," wiederholte Fenimore ernst. Dann kehrte er sich dem Bruder zu, ihn fest anschauend: „Nur noch dreißig Minuten, und ein Jahrhundert ist abgeschlossen. Noch dreißig Minuten bleiben dir zum Überlegen, ob der entscheidende Schritt getan werden soll. Meine eigenen Empfindungen brauchst du nicht zu berücksichtigen; aber um deiner selbst willen wünsche ich, unsern Nachkommen zu überlassen, was jetzt zu tun wir im Begriffe stehen."

„Ich achte und ehre dein Urteil", antwortete Sidney, den Blicken Fenimores ausweichend, „und bin daher berechtigt, Ähnliches von dir zu erwarten. Hätte ich das seltsame Testament nie kennen gelernt, wäre es vielleicht besser gewesen. Jetzt aber foltert mich Unruhe. Wie du auf den Wortlaut der hundertjährigen Verfügungen störrisch fußtest, so verlange ich, daß eine Sache von so hoher Wichtigkeit nicht halb getan werde.

Bis auf den kleinsten Punkt will ich alles erfüllt wissen. Nur noch achtundzwanzig Minuten fehlen an der vorgeschriebenen Zeit; sind die verstrichen, so fällt die tote Kompagnieschaft und wir unterzeichnen das Dokument" —, er legte die Hand auf einen beschriebenen Papierbogen —, „laut dessen wir in den unbestreitbaren Besitz des ganzen Vermögens treten und es fortan nur noch heißt: Vanderprot und Bruder."

„Deine Eile befremdet mich," versetzte Fenimore, einen forschenden Blick in Sidneys Augen senkend, dann zog er das neuausgefertigte Dokument vor sich hin, und begann, es noch einmal aufmerksam durchzulesen, da aber wurden durch das offene Fenster schnelle Schritte auf dem Vorplatz des Hauses vernehmbar und gleich darauf schallte des schwarzen Dieners Stimme herauf. Er erklärte einem ihn anredenden Fremden, daß die Herren in Geschäftssachen nur in der Stadt, in ihren Kontors zu sprechen seien.

„Dort war ich," antwortete der Fremde, unverkennbar enttäuscht, „und gerade dort wies man mich hier heraus."

„Ich bedaure sehr," versetzte der Diener, „allein ich wurde beauftragt, die beiden Herren nicht zu stören."

„Aber wenn meine Geschäfte der dringendsten Natur wären?"

„Auch dann möchte ich nach dem ausdrücklichen Befehl nicht wagen, bei den Herren einzudringen."

„So gebt meine Karte ab; Hilger ist mein Name. Wenn es möglich ist, bestellt, daß Angelegenheiten, die keinen Aufschub dulden, mich hierher führten."

Das Weitere verhallte. Sidney war totenbleich auf seinen Stuhl zurückgesunken. Fenimore jedoch hatte sich erhoben und war schnell der Tür zu geschritten. Gleich darauf hörte Sidney seines Bruders Stimme, wie er den Fremden willkommen hieß und bat, ihm zu folgen. Sidney hatte sich schwerfällig erhoben. Zähneknirschend blickte er auf die Uhr. Nur noch fünfzehn Minuten fehlten an dem Termin, und doch konnte dieser kurze Zeitraum über ein nach Millionen zu berechnendes Vermögen entscheiden. Da zuckte ein Blitz des Triumphes über das von wild erregten Leidenschaften entstellte Gesicht. Eben-

so schnell trat er hinter den Tisch, und öffnete, auf das Sofa steigend, die Tür der Uhr. Mit zitternder Hand rückte er den Zeiger um zehn Minuten vor. Mit denselben unsicheren Bewegungen schloß er die Uhr wieder und folgte dann seinem Bruder die Treppe hinunter. Vor der Tür des Salons, in den Fenimore seinen Gast geführt hatte, fächelte er mit dem Taschentuch über sein glühendes Antlitz, dann trat er ein.

„Gut, daß du kommst," redete sein Bruder ihn alsbald an, und nachdem er die beiden Herren einander vorgestellt hatte, fuhr er tief bewegt fort: „Die Andeutungen des Mr. Hilger sind so wunderbar, daß ich meinem Erstaunen kaum Ausdruck zu verleihen vermag — höre, Sidney — höre ihn selbst — ich kann es nicht fassen —"

„Ich erlaubte mir, anzufragen," nahm Hilger das Wort, und prüfend wechselten seine Blicke zwischen den beiden Brüdern „ob in der Familie der Vanderprots die Kunde fortlebt, daß vor hundert Jahren Handelsgüter im Werte von ungefähr dreißigtausend Talern in den Besitz ihrer Vorfahren gelangten, ohne daß sie jemals von den ursprünglichen Eigentümern zurückgefordert worden wären."

„Vor hundert Jahren?" fragte Sidney zögernd, offenbar um Zeit zu gewinnen, „ich sollte denken, es sei nicht Sitte, auf einfache Erkundigung hin, sogleich eine ganze Familiengeschichte preiszugeben."

„Und doch dürfen wir uns in diesem Falle nicht weigern," wendete Fenimore unzufrieden ein, und sich zu Hilger kehrend: „Darf ich um eine genauere Erklärung bitten? Steht Ihr selbst etwa in Beziehung zu jenen geheimnisvollen Absendern?"

„So gebt Ihr zu, daß in Eurer Familie die Erinnerung an ein solches Ereignis fortlebt?" dehnte Hilger das Gespräch weiter aus, ahnungslos, daß die Minuten verrannen, von denen der ihm allerdings unbekannte Erfolg seiner unsäglichen Mühe abhängig war.

„Sie lebt fort," bestätigte Sidney scheinbar teilnahmvoll, obwohl es in seinem Innern kochte und gärte, „ja sie lebt fort, wenn auch als eine alte Reliquie, die sich indessen nur vom Chef auf den Chef des Hauses vererbt. Doch Ihr gestattet eine Gegen-

frage: Wie war es Euch möglich, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften?"

Hilger sah den Fragenden scharf an. Nach seiner Überzeugung konnte nur er jener Vanderprot sein, den Regina auf der Treppe belauscht hatte und dessen Verrat er seine augenblickliche, über alle Hindernisse hinweg ins Werk gesetzte Anwesenheit in dem roten Hause verdankte.

„Der Zufall fügt oft wunderbar," erklärte er darauf zögernd, „und erwarte ich auch keine materiellen Vorteile mehr von einer verjährten Sache, so begrüße ich diesen Zufall doch mit Freuden, indem mir dadurch erleichtert wird, ein seit hundert Jahren für ausgestorben gehaltenes Geschlecht von neuem zu beleben. Es läßt sich wenigstens nicht voraussetzen, daß irgendwelche namhafte Vorteile ein Jahrhundert überdauerten."

„Urteilt nicht vorschnell," hob Fenimore erregt an, als er entdeckte, daß Sidney nichts weniger, als freundliche Gesinnungen auf seinem Antlitz zur Schau trug. Hastig sah er nach der Uhr. Nur noch eine Minute fehlte.

„Kommt, Herr," rief er Hilger zu, indem er schnell auf die Tür zuschritt, „folgt mir schnell."

„Die Uhr oben ist maßgebend," rief Sidney sich Hilger anschließend seinem Bruder zu, „die unsrigen weichen von ihr ab — ihr Schlag entscheidet, wir brauchen uns nicht zu übereilen!"

„Kommt," wiederholte Fenimore dringender, ohne seine Eile zu mäßigen und von Argwohn gegen seinen Bruder erfüllt. Die Rechtmäßigkeit Eurer Ansprüche mögen wir später prüfen, wenn nur erst Euer Protest erhoben, Eure Forderung im allgemeinen geltend gemacht worden ist."

Er trat in das altehrwürdige Zimmer ein.

„Gott sei Dank," rief er aus, indem er nach der Uhr sah, „fünf Minuten fehlen noch!" und Hilger an den Tisch führend, legte er dessen Hand auf die Kassette; „und nun tut, wozu Ihr Euch für berufen haltet," sprach er zu ihm, während auf seinem Antlitz der Ausdruck freudigen Stolzes, der Ausdruck einer durch viele Generationen hindurch vererbten und geheiligten Rechtschaffenheit scharf hervortrat und seine Blicke gespannt an Hilgers Lippen hingen.

Dieser, bestürzt durch das, was er gehört hatte, rang einige Sekunden nach Verständnis. Dann sprach er, ohne den wahren Wert seiner Worte zu ahnen, laut und feierlich: „Was vor hundert Jahren der Firma Vanderprot von einem Herrn von Reiherstein, allerdings ohne Angabe seines Namens zugestellt wurde, ich fordere es zurück im Namen der Erben des eben genannten, jenes unglücklichen Mannes, der seinen Tod in den Wellen fand, während seine bewegliche Habe ihr Ziel erreichte."

„Gott sei Dank," versetzte Fenimore tief aufseufzend, und mit Herzlichkeit drückte er Hilgers Hand, „der äußeren Form ist genügt; was von meinen Vätern mit strengem Sinn eingeleitet und ein Jahrhundert hindurch im Vertrauen auf die Rechtlichkeit ihrer Nachkommen treu innegehalten wurde, von mir selbst soll es nicht minder streng zum Abschluß gebracht werden. Es bleibt Euch nur noch die Aufgabe, die unbekannten Erben — Ihr nanntet einen Namen —" er sah wieder nach der Uhr. Sie zeigte noch immer fünf Minuten vor Vier. Bevor er sein Befremden darüber auszusprechen vermochte, ertönte seines Bruders Stimme von der Tür herüber, wo er, gegen ein Gefühl der Ohnmacht ankämpfend, stehen geblieben war.

„Ich lege Protest ein gegen dieses Verfahren!" rief er aus, unbekümmert darum, daß er mit solchen Worten sein ganzes Denken und Trachten offenbarte; „die Uhr blieb stehen — der Termin war abgelaufen, bevor wir hier eintraten — nimmermehr erkenne ich eine Entscheidung an, die gegen die alten testamentarischen Bestimmungen verstößt. Ich wiederhole: Die Kompagnieschaft war erloschen, bevor wir hier eintraten, und zugleich verjährten alle noch etwa nachträglich erhobenen Ansprüche. Dort auf dem Bogen steht es geschrieben: Nur noch eine Firma Vanderprot und Bruder gibt es!"

Als er schwieg, herrschte Totenstille in dem Zimmer. Fenimore starrte auf ihn hin mit schwer zu schildernden Empfindungen, während Hilgers Blicke rastlos zwischen den beiden Brüdern hin und her schweiften und er sich vergeblich bestrebte, das vor ihm liegende Geheimnis zu durchdringen.

Da umdüsterte das ruhige Antlitz Fenimores sich mehr und mehr. Indem er wieder auf die Uhr sah, die unabänderlich

auf fünf Minuten vor Vier zeigte, mochte er ahnen, welchem Umstande das befremdende Ereignis zuzuschreiben sei. Zu seinem Bruder gewendet, sprach er daher mit feierlichem Ausdruck: „Ich bin kein Kind, das durch wunderbare Zufälligkeiten zum Glauben an übernatürliche Dinge hingeleitet werden könnte. Dagegen hindert mich nichts, derartige Zufälligkeiten als freundliche Winke von einem wohlwollenden Geschick zu deuten. Als ich vor kaum einer Viertelstunde dieses Zimmer verließ, ging die Uhr noch — Sidney, du wirst es bezeugen. Euer Eintreffen, Mr. Hilger, rief uns von hier fort und fesselte uns länger, als wir im Eifer der Unterhaltung berechneten. Gleich nach unserem Eintreten entdeckten wir, daß die Uhr nach unserer Entfernung noch zehn Minuten gegangen, dann aber stehengeblieben war. Hier in diesem Zimmer hat mancher Vanderprot in seinem Sarge geruht, bevor seine irdischen Überreste der Erde übergeben wurden, mancher Vanderprot, der am Abend seines Lebens mit Befriedigung auf die durchlaufene Bahn zurückblicken durfte, wie ich es auch von mir selbst erhoffe. Wenn es nun den Seelen der Verstorbenen vergönnt ist, die Stätten zu besuchen, an denen sie im Leben mit besonderer Vorliebe hingen, dann war es nur ein Vanderprot, der den Gang der Uhr störte, damit seine Nachkommen das durch ein Jahrhundert geheiligte Testament erfüllen konnten. Ja, ein Vanderprot griff in das Getriebe der Uhr ein," und durchdringend schaute er in die Augen seines ihn feindselig anstarrenden Bruders, „ein Vanderprot, der nicht dulden wollte, daß noch irgendwelche Zweifel über den Inhalt dieser Kassette walteten. So und nicht anders deute ich dieses seltsame Ereignis."

Fenimore nahm das auf dem Tisch liegende Dokument und zerriß es. Dann trat er auf das Sofa, und die Tür der Uhr öffnend, stieß er leicht an den wunderlich geschweiften und mit Arabesken verzierten Perpendikel. Ein Weilchen beobachtete er, wie dieser geschäftig seine regelmäßige Bewegung fortsetzte. Darauf schloß er die Tür wieder, und vom Sofa steigend, kehrte er sich Hilger zu.

„Ein Vanderprot brachte die Uhr zum Stillstand," sprach

er ruhig, „und ihm sind wir zu Danke verpflichtet. Ein Vanderprot belebte das alte Triebwerk wieder, und indem er es tat, erfüllte er seine Pflicht. Ob vor Jahren, oder eine Sekunde vor dem Glockenschlage die Ansprüche der unbekannten Erben angemeldet wurden, auf die Folgen hat es keinen Einfluß. Nichts wird verabsäumt werden, diesen Ansprüchen im weitesten Umfange zu genügen."

„Ihr sprecht in Rätseln," versetzte Hilger, die ihm dargebotene Hand herzlich drückend, als Fenimore ihn lebhaft unterbrach.

„Für Euch sind es Rätsel," bestätigte er freundlich, „die eine günstige, eine sehr günstige Lösung finden." Er trat vor seinen Bruder hin, der mit sichtbarer Unruhe an seiner Unterlippe kaute, und in demselben wohlwollenden Tone fuhr er fort: „Ich hoffe, auch du betrachtest das unerklärliche Ereignis als eine ernste Mahnung," und er hielt ihm die Hand hin.

Da tönte das eigentümliche Geräusch durch das Zimmer, mit dem der Schlaghammer aushob.

„Hörst du, wie regelrecht das alte Werk arbeitet?" fragte Fenimore vorwurfsvoll, „und du willst noch zweifeln? Nein, Sidney, das ist unmöglich. Mir wäre es gleichgültig gewesen, ob die Ansprüche nach Wochen, Monaten oder Jahren erhoben worden wären, wenn ich sie nur als gerecht befunden hätte. Du dagegen beriefst dich auf den Wortlaut des Testaments, und ich gab dir nach. Sidney, besinne dich; noch hat die Uhr nicht Vier geschlagen, noch ist der von unserm Urgroßvater genau bezeichnete, von seinen Nachfolgern jedesmal durch Unterschrift aufs neue geweihte Augenblick nicht eingetreten. Hier ist meine Hand, Sidney, nimm sie zum Beweise, daß du mit mir einverstanden bist, gemeinschaftlich mit mir bemüht sein willst, den Wortlaut jener hundertjährigen Verfügungen gelten zu lassen."

Sidney zögerte noch immer. Sein Antlitz war wieder bleich, während sein Blick eine gewisse Starrheit erhielt.

Die Uhr schnarrte leise.

Als sei es eine Stimme aus dem Grabe gewesen, die ihn ernst mahnte, durchlief ein Schauder Sidneys Gestalt.

Silberhell ertönte der erste Schlag, und beim vierten ruhte seine Hand in der seines Bruders.

„Was ich versprach, ich halte es," versetzte er dumpf. „Doch nun eine andere Frage," und seine Stimme, obwohl noch immer eigentümlich vibrierend, erhielt einen schneidenden Klang, „wer sind diejenigen, die in der letzten Minute noch als Erben auftauchen, und worauf begründen sich ihre Ansprüche?"

Hilger antwortete ruhig und würdevoll: „Eure Forderung von Beweisen ist durchaus berechtigt, und ich bin in der Lage, solche herbeizuführen. Wenn es Euch genehm ist, geschieht das hier, in diesem Zimmer, und zwar möglichst bald: sagen wir," fügte er nach kurzem Sinnen hinzu, „morgen, zwei Uhr mittags."

„Zwei Uhr," wiederholte Fenimore, und zu seinem Bruder gewendet: „Sidney, hast du gehört? Findet die Verabredung deinen Beifall?"

„Du hast es so bestimmt, und ich werde zur Stelle sein, wünsche jedoch durch den Rat eines in solchen Dingen erfahrenen Mannes unterstützt zu werden. Nicht um diese oder jene Bestimmung anzutasten," fügte er hinzu, als er in Fenimores Augen einen bitteren Vorwurf zu entdecken meinte, „sondern nur, um bei Prüfung der Vorlagen mich durch seinen Rat leiten zu lassen. Und ich sollte denken, diese Angelegenheit wäre wichtig genug, sie so zu erledigen, daß wir später frei von Selbstvorwürfen an sie zurückdenken."

„Es lag im Plane unserer Väter, daß beim Ordnen der Hinterlassenschaft mehr das Herz, als juristische Deuteleien sprechen sollten," wendete Fenimore unzufrieden ein.

„Ist mir erlaubt, meine Ansicht auszusprechen," nahm Hilger das Wort, „so möchte ich bitten, die Anwesenheit eines Fachmannes nicht zu verhindern. Denn mir und denjenigen, die ich vertrete, kann es nur willkommen sein, unsere Sache auch vom Standpunkte des Gesetzes aus geprüft zu sehen."

„So sei es denn," kehrte Fenimore sich seinem Bruder zu, „bringe einen Rechtsbeistand für dich. Ich selbst bedarf eines solchen nicht; und ich müßte mich sehr täuschen," zu Hilger, „wäret Ihr nicht Mannes genug, Eure Ansprüche selbst zu verfechten."

Hilger verneigte sich. „Deren Umfang ich nicht kenne," bemerkte er freimütig, „und ich wiederhole: fließen den Erben des vor hundert Jahren in den Meereswogen verunglückten Reiherstein materielle Vorteile zu, so gönne ich sie ihnen von Herzen; allein sie nach langer Vergangenheit zu erkämpfen — ein solcher Plan lag mir fern, mag in meinen phantastischen Jugendträumen mir immerhin derartiges vorgeschwebt haben."

Hiermit endigte die Zusammenkunft. Zu verschiedenen Stunden kehrten die beiden Brüder zur Stadt zurück, während Hilger sich auf dem nächsten Wege zu seinen Schützlingen begab.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Werftkneipe.

„Noch heute habt Ihr eine Haussuchung, wohl gar Verhaftung zu gewärtigen. Alles ist in Bewegung, eine Verschwundene auszukundschaften."

Diese Warnung hatte Wilhelm Humber niedergeschrieben und in Form eines zierlichen Briefchens durch einen Neger, nachdem auf sein Klopfen die Tür von Mrs. Failures Haus geöffnet worden war, auf den Flur werfen lassen.

Der Neger hatte sich kaum seines Auftrages entledigt, als der greise Heron in Constanz' Begleitung vor dem Hause langsam auf- und abzuwandeln begann, so daß sie von der Portierloge aus bequem beobachtet werden konnten. Humber, Joe, Heron und der schwarze Juan, geführt von Regina, waren nach der anderen Straße herumgegangen, in die das von Garza genau beschriebene Tor des Hintergebäudes sich öffnete. So verrann eine Stunde, und sie begannen schon, für den heutigen Abend die Hoffnung auf Erfolg aufzugeben, als das Tor endlich geöffnet wurde und eine weibliche Gestalt auf die Straße trat, worauf das Tor wieder geschlossen wurde. Ein Weilchen blieb sie stehen, wie um mit größerer Bequemlichkeit ihre Hand-

schuhe anzuziehen, im Grunde aber, um sich von der Sicherheit ihrer Umgebung zu überzeugen.

„Sie ist's selber," raunte Regina ihren Begleitern zu, sobald sie den ersten Anblick der Person gewann, und tiefer zog sie sich in dem Schatten zurück; unter Tausenden würde ich sie erkennen mit ihrer scheinbar ehrbaren Haltung und würdevollen Bewegung." Dann trennte sie sich, dicht an den Häusern hinschleichend, von jenen, um Heron und Constanz von ihrem Posten abzulösen und mit ihnen weitere Kunde im Gasthofe abzuwarten.

Mrs. Failure hatte sich langsam in Bewegung gesetzt, argwöhnisch jeden betrachtend, der ihr begegnete. Dabei bemerkte sie wohl einen braunen Mann, der in der Entfernung von kaum zehn Schritten ihr folgte, doch schien ihr dieser durchaus unverdächtig. Noch weniger beachtete sie zwei Arm in Arm gehende junge Leute, die auf der anderen Seite der Straße gleichen Schritt mit ihr hielten. Anfänglich, aus Besorgnis vor Verrat, in jede neue Querstraße einbiegend, entschied sie sich endlich für eine Hauptrichtung, die sie dem Hudson zuführte. Als sie die Werftstraße erreicht hatte, wandte sie sich stromaufwärts, und ihre Bewegungen beschleunigend, gelangte sie bald in eine Gegend, die als dem friedlichen Bürger nicht hold allgemein bekannt war. Sie war vollständig vereinsamt. Trübselig leuchteten die Laternen. Im Fluß, der an dieser Stelle nicht tief genug war für schwere Schiffe, reihten sich kleinere Küstenfahrer und Fischerboote aneinander. Selten, daß auf dem einen oder dem andern ein wachhabender Kajütenjunge sich bemerklich machte. Ein um so lustigeres Leben herrschte dafür in den Kneipen auf der Landseite der Straße, wo hinter geschlossenen Türen und Fensterläden wahre Höllen-Orgien gefeiert wurden, Vor einem dieser verdächtig dareinschauenden Häuser blieb Mrs. Failure stehen. Sie war ärmlich, sogar nachlässig gekleidet, als hätte sie sich mit Bedacht für einen Gang in die verrufene Gegend vorbereitet gehabt. Mißtrauisch spähte sie aufwärts und abwärts. Die drei Männer, die mitten auf der Straße gingen und sich mit gedämpfter Stimme unterhielten, beachtete sie kaum. Sie säumte indessen,

Auf ihrem Antlitz ruhte es wie selige Entzückung und laut ertönte ihre Stimme.
(S. 451.)

bis jene vorüber waren; dann versank sie gleichsam durch die sich vor ihr öffnende Tür im Innern des Hauses. Kaum aber war die Tür hinter ihr zugefallen, als der Schmuggler Joe auf derselben Stelle stand, auf der sie eben ihren Eintritt bewirkt hatte. Wüster Lärm drang zu ihm und seinen Gefährten heraus. Der Duft von Tabak und Branntwein schien selbst durch die Mauern hindurch seinen Weg ins Freie zu finden. Aufmerksam lauschten die Verfolger. Da unterschieden sie, daß auf dem finstern Flurgange an eine Tür geklopft wurde. Vorübergehend verstärkte sich der Lärm, ein Zeichen, daß die Tür der Kneipe geöffnet und geschlossen wurde. Zugleich entdeckten sie durch die schmalen Fugen der Türfüllung, daß der Flur sich erhellt hatte.

„Halloh, Mrs. Failure," ertönte eine tiefe, branntweinheisere Stimme mit dem Ausdruck der Überraschung, „was, in der Hölle Namen, führt Euch in aller Nacht hierher?"

„Eine gute Veranlassung nicht," antwortete Mrs. Failure unzufrieden, und ihr lautes Organ bewies, wie sicher sie sich fühlte; „nur warnen wollte ich Euch, Kapitän. Ein Freund benachrichtigte mich, daß Böses gegen mich geplant sei. Wann lichtet Ihr die Anker?"

„Morgen oder übermorgen," antwortete die tiefe Männerstimme, „das heißt, wenn bis dahin meine Deckhände nüchtern sind."

„Könnt Ihr nicht sogleich fort?"

„Eine starke Zumutung, Mrs. Failure, meine Brigantine segelt zwar vor jedem Winde, allein um eine Kleinigkeit mache ich nicht los."

„Auch nicht, wenn Ihr Gefahr liefet, in der nächsten Stunde eine Polizeiwache an Bord Eures Schiffes zu sehen?"

„Mag an Bord kommen, wer Lust hat, es findet niemand etwas anderes, als Frachtgut, deklariert nach der Havanna."

„So ist sie noch nicht an Bord?"

„In dieser Nacht wollten wir's besorgen. Kein leichter Trick, die eigensinnige Hexe zu hantieren."

„Ihr müßt fort," riet Mrs. Failure lauter, als sie vielleicht beabsichtigte, „und wäre ich gezwungen, noch fünfzig Dollars

zuzulegen. Seid Ihr erst aus dem Hafen, so ist die Gefahr beseitigt. Nach der Havanna schrieb ich gestern. Bevor Ihr in den Hafen einlauft, kommt jemand, um sie in einem Boot abzuholen."

„Dies ist nicht der richtige Ort, um ernste Geschäfte abzuwickeln," hob die tiefe Männerstimme an, als Mrs. Failure ungeduldig einfiel: „mutet Ihr mir zu, in die Schänke einzutreten?"

„Nein, Madame, solange es noch eine andere Räumlichkeit in dieser Baracke gibt" — und die vor der Tür Lauschenden unterschieden, wie die beiden Genossen sich entfernten und im Hintergrunde des Flurs eine Treppe erstiegen.

„Wir dürfen nicht weichen," antwortete Joe auf Humbers Vorschlag, die Hilfe der Polizei anzurufen „noch weniger dürfen wir unsere Kräfte zersplittern. Einer oder zwei würden nicht hindern, daß das Mädchen an Bord geschleppt würde. Auch mit Gewalt richten wir nichts aus; eine zu verzweifelte Sorte von Leuten, die hier aus- und eingeht. Träte ein Konstabler durch die Tür: bevor er zehn Worte mit denen da drinnen wechselte, hätten sie das arme Wesen wer weiß wohin geschafft. Nur List kann helfen, denn das Gesindel hält zusammen, wie die Glieder einer Ankerkette, und was dem einen droht, haben alle zu gewärtigen."

Eine leise Beratung folgte. Dann öffnete Joe die Tür, und während Humber und Juan in dem durch das von dem Kapitän zurückgelassene Licht dürftig erhellten Flurgang bis dahin schlichen, wo neben der nach dem oberen Stock führenden Treppe eine Tür auf den finsteren Hof öffnete, trat Joe selber mit zuversichtlicher Haltung in die Schänkstube ein.

Eine mit Tabaksqualm angefüllte Pestluft strömte ihm entgegen. Wie durch einen Nebel hindurch erblickte er etwa anderthalb Dutzend verwilde rte eemannsgestalten und vielleicht halb so viele vom Laster schwer gezeichnete Weiber. Gruppenweise saßen sie an verschiedenen Tischen, teils geräuschvoll mit Kartenspiel beschäftigt, teils diesem oder jenem Matrosen lauschend, der irgendein tolles Garn abspann. Kein einziger, zwischen dessen Zähnen nicht die kurze Tonpfeife gehangen hätte.

Bei Joe's Eintritt richteten sich alle Blicke auf ihn. Das erwachende Mißtrauen schwand indessen, sobald in ihm ein Seemann erkannt wurde, und als er vor dem Schänktisch ein Glas Grog forderte, um es stehend zu leeren, hatte man seine Anwesenheit vergessen.

„Ich suche drei, vier Hände für mein Schiff," eröffnete er alsbald ein Gespräch mit dem ihn bedienenden Wirt, einem wahren Galgengesicht, den bei seiner Arbeit eine ebenfalls ihre kurze Pfeife rauchende, vierschrötige Megäre unterstützte.

„Rechne, Ihr müßt auf einem anderen Grunde peilen," antwortete der Wirt spöttisch, „denn die da," und er schwang seine knochige Faust im Kreise über seine Gäste hin, „bei Gott, die finden nicht eher wieder Gefallen an einem gesunden Teergeruch, als bis der letzte Cent als Whisky durch ihre Kehlen hinabrollte, wie sich's für einen richtigen Salzwassermann geziemt!"

„Hei, also keine Hand zu haben hier!" bemerkte Joe wie beiläufig, indem er den Dampf des heißen Getränkes scheinbar mit Behagen einatmete.

„Nicht ein lumpiger Kajütenjunge," hieß es lachend zurück. „Logiert bei mir ein Kapitän, gebunden für die Havanna, und der bot schon über die gewöhnliche Heuer, aber vergeblich. Vielleicht, daß ich morgen einen oder zwei für ihn ausmache," und die klobige Faust wies auf eine mit verworrenen Ziffern und Buchstaben bedeckte Wandtafel, „es sind da einige Burschen, die noch in dieser Nacht mit dem letzten Hemde fertig werden. Ihre Röcke und Stiefel gingen schon gestern drauf."

„Logiergäste nehmt Ihr ebenfalls auf?" fragte Joe das Gespräch weiter spinnend.

„Nun, wie's kommt," antwortete der Wirt gedehnt; „kann nicht jeden gebrauchen. Schlafstellen für feiernde Toppgasten genug, allein weiter hinauf nicht. Höchstens noch Raum für einen Steuermann oder Kapitän, der kein Kostverächter, und — und — nun —" er brach ab, indem bei diesen Worten seine dampfende Ehehälfte ihm einen kräftigen Rippenstoß versetzte, wie ihn warnend vor zu großer Redseligkeit.

Joe entdeckte die Bewegung, und mit geheimnisvollem Lächeln das eine Auge schließend, flüsterte er über den Schänk-

tisch hin: „und gelegentlich einen Schmuggler, dem es in seinen Kosthäusern nicht geheuer erscheint. Werd's mir merken, Maat, wenn ich nächstens in die Lage kommen sollte, ein sicheres, stilles Kämmerchen beziehen zu müssen."

Der Wirt und sein ehelicher Kompagnon blickten ihn scharf an. Joe hatte sein lustigstes Schmugglergesicht hervorgesucht, das auf die beiden Gatten eine ähnliche Wirkung ausübte, wie in zivilisierten Ländern der Reisepaß eines Handwerksburschen auf die hohe Polizei; denn es wurde gelohnt durch ein verständnisvolles Nicken, dem der Wirt mit gedämpfter Stimme beifügte: „Ein so stilles, sicheres Kämmerchen, daß es einem Kloster zur Ehre gereichte, und — sollte es erwünscht sein — obenein einen Raum, so trocken, daß chinesische Seidenstoffe zehn Jahre drin aufgestapelt liegen können, ohne einen Stockflecken davonzutragen, so groß, wie das Schwarze in Eurem Auge."

„Das trifft sich glücklich Maat," fuhr Joe nunmehr lebhaft und dringend fort, „und wie wär's, wenn ich schon in nächster Zeit auf einige Tage hier beilegte — ich meine, in der allernächsten Zeit — wie wär's dann mit einem Logis für mich und — nun, für etwas mehr?"

„Jederzeit Raum; wartet Ihr aber, bis der Kapitän losmacht, so seid Ihr besser dran. Gab ihm meine günstigste Gelegenheit."

„Wie lange kann das dauern?"

„Bis morgen Abend oder übermorgen früh. Schläft zwar an Bord seiner Brigantine, allein die Wohnung gibt er nicht auf, bevor die Ankerwinde knarrt."

„Haha," versetzte Joe wieder geheimnisvoll, „er ist nicht allein; es wird in seiner Wohnung nach feinen Havannablättern riechen."

„Allein gerade nicht," meinte der Wirt, und er wechselte mit seiner Frau einen flüchtigen Blick des Einverständnisses; dann fügte er lachend hinzu: „aber nach Tabak riecht's ebensowenig. Doch ich wiederhole, er ist im Besitz meiner besten Gelegenheit, und verlangt Ihr schon heute oder morgen einen sicheren Platz, so müßt Ihr vorliebnehmen."

„Nun denn, auf gute Geschäfte und auf baldiges Wiedersehen," erwiderte Joe, des Wirtes knochige Faust drückend, und er warf einen Silberdollar auf den Tisch; „hier für meinen Grog," sprach er laut genug, um von den zechenden Matrosen verstanden zu werden, „den Rest laßt den Burschen da drüben zugute kommen, vielleicht daß dennoch der eine oder der andere auf meine Angel anbeißt."

„Dank Euch, Kapitän," brüllte es von mehreren Tischen herüber, „und Eure Gesundheit obenein! Müßt aber einen verdammt feinen Bissen auf den Haken streifen, soll einer von uns in den nächsten acht Tagen drauf beißen."

„Auf einen Versuch soll's mir nicht ankommen," lachte Joe, und mit einem lustigen: „Gut Glück euch allen!" trat er auf den Flur hinaus. Gleich darauf hörte die geräuschvolle Gesellschaft die Haustür sich öffnen und wieder laut ins Schloß fallen. Während aber noch der eine und der andere seine Mutmaßungen über den „verdammt feinen Schmuggler" aussprach, auch wohl meinte, daß der Zollwächter noch geboren werden müsse, der solchen gewandten Burschen fange, schlich Joe über den düstern Flurgang nach der Hoftür zurück, wo er mit Humber und Juan zusammentraf.

„Jetzt gilt's," raunte er ihnen zu, „vor der Schänkstube sind wir sicher, und mit den beiden oben müssen wir fertig werden, und wären wir gezwungen, ihnen die Windpfeifen so eng zusammenzuschnüren, wie das Auge in einer Segelnadel." Indem er sprach, wurde sein Atem kürzer; die alte Schmugglernatur war erwacht, daß er meinte, jede Gefahr spielend besiegen zu können. Seine Augen glühten, und ein Marder hätte nicht gewandter die Treppe hinaufschlüpfen können, als er, indem er den ihm behutsam folgenden Freunden vorauseilte. Oben lag eine offene Tür vor ihnen. Vorsichtig spähten sie in das dahinter sich ausdehnende Gemach. Es war matt erhellt und leer. Eintretend entdeckten sie, daß der Lichtschein aus dem Nebenzimmer durch eine offene Tür fiel. Wie in den meisten amerikanischen Gasthäusern, die nur einigen Anspruch an die Eigenschaft einer komfortablen Einrichtung erheben, waren auch hier alle Räumlichkeiten mit, wenn auch

verblichenen und abgenutzten Teppichstoffen belegt. Den drei Gefährten gelang es daher leicht, sich unhörbar der offenen Tür des Nebenzimmers zu nähern. Auch dieses schien leer zu sein; als sie aber hineinspähten, gewahrten sie zunächst eine auf der Erde stehende Lampe, und über diese hinweg die Gestalt eines breitschulterigen Mannes. Er kehrte ihnen den Rücken zu und hielt, nach vorn geneigt, sein Gesicht dicht vor die schmale Spalte einer angelehnten Tür. Zugleich drang ihnen ein säuerlicher Duft entgegen, und den Unbekannten aufmerksam beobachtend, unterschieden sie deutlich das tiefe, schmerzliche Stöhnen eines Menschen, auf das jener aufmerksam zu lauschen schien.

Anfänglich verhielten die drei Freunde sich regungslos. Als aber Humber, von Entsetzen ergriffen, eine Bewegung nach vorn machte, wurde er von Joe zurückgehalten, der nunmehr selbst, sein Messer ziehend, geräuschlos neben den Fremden hinglitt. Dieser war so vertieft in sein Lauschen, daß er die Nähe eines Menschen nicht eher merkte, als bis Joe mit kräftigem Griff sein Haupt umschlang und gleichzeitig die Spitze des Messers so fest auf seinen Hals drückte, daß er sofort das Blut in sein Halstuch hinabrieseln fühlte.

„Einen Laut gebt von Euch, und Ihr seid des Todes," flüsterte Joe dem vor Schreck Gelähmten zu, und zog ihn von der Tür zurück mitten in das Zimmer hinein. Dann Juan neben sich winkend, veränderte er seine Stellung nicht eher, als bis dieser den Gefangenen selbst halten konnte.

Der Fremde, eine herkulische Gestalt, war offenbar vertraut mit Gefahren jeder Art. Denn anstatt in der bedrohlichen Lage zu zittern, fügte er sich der Übermacht gegenüber ins unvermeidliche, zumal Juans braunes Gesicht in seiner unbeweglichen finsteren Ruhe den Eindruck hervorrief, daß von seiner Seite nicht auf Schonung zu rechnen sei. Und dennoch suchte er verstohlen in seinem Gurt nach einer Waffe, bis Joe, der dies rechtzeitig entdeckte, mit Humbers Hilfe das Halstuch von seinem Halse löste und mit gewandten Griffen ihm die Hände auf dem Rücken zusammenschnürte. Ein kurzes Weilchen, und er war in Juans Umschlingung so wehrlos wie ein Kind, so daß

Joe und Humber, die, von Todesangst getrieben, ihre Bewegungen bis aufs äußerste beschleunigt hatten, an die Fortsetzung ihres gewagten Unternehmens denken durften.

Das Röcheln und Stöhnen in dem Nebenzimmer war unterdessen schwächer geworden, stärker dagegen der eigentümliche Duft, der durch die Türspalte drang.

Jetzt stieß Humber die Tür auf; dann aber hemmte ein nie empfundenes Entsetzen seine Bewegungen. In einem engen Raume beleuchtete eine schwelende Lampe einen grausigen Vorgang. Wie durch einen Schleier hindurch erkannte Wilhelm Antonia King. Mit ungeordneten Kleidern, aufgelöstem Haar und schlaff niederhängenden Armen saß sie auf einem Stuhl, unterstützt und gehalten von derselben Person, die er eben noch durch die Straßen verfolgt hatte. Mit dem linken Arm umschlang sie Antonias Haupt, die Fingerspitzen auf deren Schläfe gelegt und den Puls prüfend, während sie mit der rechten Hand ein Tuch auf ihres Opfers Mund und Nase preßte. In demselben Augenblick, in dem Joe und Humber ihrer ansichtig wurden, zog Mrs. Failure das Tuch von Antonias Antlitz zurück, und blickte prüfend auf das totenbleiche Antlitz. Gleichzeitig aber legten sich zwei starke Fäuste blitzschnell um ihren Hals, diesen so fest zusammenpressend, daß nur noch ein gurgelnder Ton ihren Schreck verriet. Humber aber griff zuerst nach Antonia, die haltlos vornüber schwankte und trug sie nach dem Bett hinüber, auf das er die Ohnmächtige sanft niedergleiten ließ.

„Hilfe, Hilfe," rief er Joe gedämpft und doch mit herzzerreißendem Ausdruck zu, „Joe, um Gottes willen — schafft Hülfe — sie stirbt — sie ist tot" —

„Mäßigt Euch," beschwor ihn der kaltblütigere junge Seemann, „mäßigt Euch, oder Ihr verschlimmert ihre Lage. Da steht Wasser; benetzt dem armen Wesen die Schläfen; ich darf diesen Drachen nicht aus den Händen lassen, oder er benutzt seinen letzten Atem zu Feuerlärm. Mut, William," fügte er hinzu, obwohl seine Stimme vor Jammer und Grimm bebte, „es kann nur eine Ohnmacht sein — nein — weiter zu gehen hätten die Dämonen ihrer selbst wegen nie gewagt."

Humber in seiner Not tat, wie Joe ihm riet, wogegen dieser seine ganze Aufmerksamkeit der sich unter seinem unbarmherzigen Griff krampfhaft windenden Failure zukehrte.

„Nun merkt auf, Ihr Satan in Menschengestalt," sprach er leise, „wenn Ihr nicht in der nächsten Minute ersticken wollt, wie Ihr's tausendfach verdient habt — und kein Hahn würde danach krähen, brächte ich's zur Anzeige — zeigt Euch gefügig — so — nun schöpft etwas Luft — halt, Euer Hals bleibt in meinen Händen. Nur einen Laut gebt von Euch, und Ihr seid des Todes. Antwortet jetzt der Wahrheit gemäß, wenn Euer Leben Euch nur noch einen Strohhalm wert ist: Was ist in der Flasche dort?"

„Chloroform," ächzte das Weib zitternd.

„Also kein Gift? Gut, es ist also Aussicht vorhanden, daß Euer armes Opfer wieder zum Bewußtsein erwacht?"

„Nur ohnmächtig ist sie," stöhnte Mrs. Failure wiederum kaum verständlich, „sie wird erwachen, ohne Schaden genommen zu haben."

„Hört Ihr's William?" kehrte Joe sich diesem beruhigend zu, der sanft die Schläfen der Geliebten befeuchtete und zärtliche Namen und Bitten über das alabasterweiße, liebliche Antlitz hinflüsterte, „hört Ihr's William, sie wird erwachen," und wieder zu dem Weibe:

„Also Chloroform! hm, ich hörte davon; wie gebraucht man den Stoff?"

„Man befeuchtet ein Tuch damit und läßt den Kranken den Duft einatmen — eine segensreiche Erfindung —"

„Gut, Mrs. Failure," unterbrach Joe sie wieder kaltblütig, „versuchen wir denn die segensreiche Erfindung mit dem Chloroform so lange auch an Euch, bis Ihr unschädlich geworden seid."

„Gnade — Barmherzigkeit," flehte die elende Person, von neuem Entsetzen ergriffen, „Ihr versteht nicht, damit umzugehen — eine Minute zuviel" —

„Still, Weib," herrschte Joe ihr zu, und ohne mit der linken Hand in seinem würgenden Griff nachzulassen, hob er mit der rechten das ihr entfallene Tuch auf, und drückte er es seiner

Gefangenen fest auf Mund und Nase. Die Wirkung davon war bei der mit Mühe Atmenden eine fast augenblickliche. In ihrer Todesangst mit äußerster Gewalt ringend, erschlafften ihre Bewegungen sehr bald. Das dumpfe Heulen und Stöhnen erstickte unter dem reichlich mit Chloroform getränkten Tuch. Einige Minuten dauerte dieser Kampf; dann sank sie zu Boden, nur noch durch matte Bewegungen Leben verratend. Joe legte das stark duftende Tuch auf ihr Gesicht, worauf er neben Humber hintrat, der in seiner Not nichts von dem in seiner unmittelbaren Nähe stattfindenden Ereignis bemerkt zu haben schien.

„Sie lebt," flüsterte dieser dem sich über die bewußtlose Geliebte hinneigenden Joe zu, „ihr Herz schlägt — sie atmet —"

„Gut, gut," antwortete Joe ebenso leise, und mit inniger Teilnahme betrachtete er das stille Antlitz, „tut, was Ihr könnt, sie zu ermuntern. Wir befinden uns hier auf gefährlichem Boden. Jede Minute ist kostbar. Nicht eher sind wir sicher, als bis einige Straßen hinter uns liegen. Der Wirt und seine Gesellen verstehen keinen Spaß."

Er nahm die noch halb volle Flasche mit dem Chloroform, und sein Taschentuch hervorziehend, begab er sich in das Nebenzimmer.

Juan stand noch immer da wie ein Felsen. Weder er noch sein Gefangener hatten sich gerührt. Keinen Blick wandte er von dem pockennarbigen verwitterten Seeräubergesicht, aus dem ihm die kleinen schwarzen Augen mit dem Ausdruck einer in Ketten geschmiedeten Bestie entgegenfunkelten.

„Wir müssen ihn binden und einen Knebel zwischen seine Zähne schieben," bemerkte Juan.

„Ich kenne ein besseres Mittel," versetzte Joe kaltblütig, „haltet nur den Burschen, und beim ersten Versuch zu schreien stoßt ihm das Messer bis ans Heft in die Kehle — Besseres verdient der verruchte Menschenhändler eigentlich nicht. Und nun, Kapitän, hier, riecht so lange, bis es Euch schwarz vor den Augen wird," und ebensoschnell preßte er das feuchte Tuch auf des Gefangenen Gesicht.

Ein kurzes Ringen entstand. Der Kapitän meinte, um sein

Leben kämpfen zu müssen. Doch indem er, die äußersten Kräfte anspannend und unfähig, andere Töne, als hohles Röcheln von sich zu geben, tief und schwer durch die Nase zu atmen gezwungen war, schwanden seine Sinne um so schneller.. Wenige Minuten, und er lag lang ausgestreckt auf der Erde, und neben ihm kniete der erstaunte Juan, nach Joes Anweisung ihn fortgesetzt der Wirkung des Chloroforms unterwerfend.

Antonia aber hatte mittlerweile die Augen geöffnet. Humber anschauend, kehrte mehr und mehr der Ausdruck eines klaren Verständnisses in diese zurück. Mühsam hob sie die Arme empor, und sie um des jungen Mannes Hals schlingend, zog sie sein Antlitz an das ihrige. Was einst durchschimmern zu lassen jungfräuliche Scheu sie hinderte, heute, da sie, aus einem Abgrund des Entsetzens zu ihm emporschaute, konnte sie nicht anders. Sie mußte ihre Arme ihm entgegenbreiten, mußte an seine Brust fliehen, wo sie sich beschirmt wußte. Da trat Joe wieder ein.

„Wir müssen fort," neigte er sich über Humber und Antonia hin; und als diese die Augen aufschlug und, aus Furcht vor dem fremden Antlitz, sich fest in des Geliebten Arm schmiegte fuhr er dringender fort: „das Äußerste muß gewagt werden; jede Minute Zeitverlust kann uns verderblich werden."

Von Humber unterstützt richtete Antonia sich empor. Mit sanften Bewegungen ging Joe seinem jungen Verwandten zur Hand, und gleich darauf schwankte sie, von beiden gehalten, auf die offene Tür zu. Ihre Sehkraft war noch getrübt; noch meinte sie, daß sich alles um sie her im Kreise drehe.

„Faßt Euch," ermutigte Joe sie, bevor sie in das andere Gemach eintraten, „was an Euch verübt werden sollte, ist Euren Feinden zuteil geworden — nur wehrlos wurden sie gemacht."

Wie durch einen Schleier hindurch sah Antonia die Gestalt eines Mannes auf der Erde liegen. Schaudernd schloß sie die Augen, und sich gänzlich der Führung der beiden jungen Männer überlassend, wurde sie von diesen behutsam die Treppe hinuntergeschafft. Juan folgte ihnen auf dem Fuße. In dem Schänkzimmer herrschte bacchanalischer Lärm, der jedes andere Geräusch übertönte.

Gleich darauf traten die Flüchtlinge auf die Straße hinaus. Als habe die ihre Schläfen umwehende Nachtluft belebend auf sie eingewirkt, richtete Antonia sich empor, und weniger schwer lastete die zarte Gestalt auf den Armen ihrer Begleiter. Anfänglich nur langsam sich einherbewegend, wurde ihr Schritt allmählich sicherer. Mit dem erquickenden Luftzuge vereinigten sich die zärtlich aufmunternden Worte Humbers. Nicht lange und sie ließ sich von ihm allein führen, während Joe hinter sie trat und mit Juan sich in eine leise Unterhaltung vertiefte. —

Vierzigstes Kapitel.

Die Familie der Reiher.

Es war beinah zwei Uhr mittags. In tiefer Stille lag das rote Haus. Aber die Fenster waren geöffnet worden, um von der milden Luft alle Räumlichkeiten durchströmen zu lassen.

Fenimore Vanderprot wandelte in dem Wohnzimmer seiner Vorfahren langsam auf und ab. Gelegentlich warf er einen Blick in den Park hinaus; dann betrachtete er wieder die Kassette die er auf den großen Sofatisch gestellt hatte und deren Inhalt heute endlich auch noch anderen, als den Chefs des Hauses kundgegeben werden sollte.

Die Uhr schlug, und Sidney trat von seiner Villa kommend, aus einem Seitenpfade des Parkes auf die Gartenlichtung. Bei ihm befand sich Spanker, ein Paket Schriften unter dem Arm tragend.

Sie waren eben in das Haus eingetreten, als ein Wagen vorfuhr, und Hilger, Ojo Azul, Wilhelm Humber und Joe Heron ausstiegen.

Die beiden Schwarzen führten sie nach dem bekannten Zimmer hinauf, in dem Hilger von Fenimore durch einen Händedruck, die drei jungen Leute dagegen durch einen Blick freundlicher Überraschung willkommen geheißen wurden.

Sidney und Spanker grüßten durch eine stumme Verbeugung. Auch sie erstaunten beim Anblick Ojo Azuls, die mit unbeschreiblich süßer Befangenheit um sich schaute, und die beiden jungen Männer, die, wenn auch verschiedenen Schichten der Gesellschaft angehörend, doch den gleichen Ausdruck jugendlichen Selbstvertrauens zur Schau trugen, denselben äußeren Charakter männlicher Kraft und Schönheit.

Auf Fenimores Einladung nahmen alle Platz um den Tisch; Hilger Sidney und Spanker gegenüber; die jungen Leute etwas weiter zurück.

„Ich heiße euch willkommen," ergriff Fenimore mit feierlichem Ernst das Wort, nachdem Stille eingetreten war, „ich heiße euch willkommen unter meinem Dach, an meinem Tisch; doppelt willkommen, wenn es in eurer Macht liegt, die Beweise zu führen, daß ihr die Erben desjenigen seid, der vor hundert Jahren dadurch den Grund zu der heutigen Firma Vanderprot und Kompagnie und deren Wohlstand legte, daß er den damaligen Chef des Hauses durch den Vorschuß einer erheblichen Summe vor dem Ruin bewahrte. So viel darf ich im voraus einräumen. Das Weitere behalte ich mir vor —" und er deutete auf die Kassette — „bis zur letzten gültigen Entscheidung."

Hilger verneigte sich zustimmend, dann hob er mit ruhiger Würde an. „Vorerst erlaube ich mir, Euch in diesen jungen Leuten die jüngsten Generationen der Reiherstein Euch vorzustellen."

„Hier zunächst William Humber, Enkel des Sohnes des Herrn von Reiherstein, der, nachdem er seine ganze Habe an das Haus Vanderprot in New-York adressierte, samt den übrigen Mitgliedern seiner Familie in einem scheiternden Schiffe zugrunde ging.

„Hier Joseph, oder Joe Heron, Sohn des zweiten Sohnes des aus den Fluten geretteten letzten Reiherstein.

„Endlich hier Ojo Azul — ihr Bruder wurde durch unvorhergesehene Umstände zurückgehalten — die Tochter des jüngsten Bruders der eben genannten Söhne des Herrn von Reiherstein."

„Woher rührt die Verschiedenheit der Namen?“ fragte Spanker, nicht beachtend, daß Fenimore die Stirn unzufrieden runzelte, „William Humber mag die Namensänderung auf seinen Vater zurücklenken, der vermutlich in die Familie der Herons hineinheiratete. Allein die Herons, die Herons, warum tragen sie nicht den Namen Reiherstein?“

Hilger antwortete ruhig, indem er ein Päckchen Papiere vor sich auf den Tisch legte: „Der Stammvater der Herons wurde von einem Matrosen des scheiternden Schiffes gerettet. Den Namen der Eltern des Kindes kannte dieser nicht. Aber nicht weit von der Stelle, auf der der Matrose mit dem Kinde auf den Strand geworfen wurde, entdeckte er den Vater seines Schützlings mitten unter Schiffstrümmern und Leichen. Hier,“ und er legte einen gestempelten Schein vor Fenimore hin, „ist die eidliche Versicherung des Mannes, daß er sich nicht täuschte, sondern den Vater wirklich wiedererkannte. Außerdem zog er den Siegelring von des Entseelten Hand, um ihn dem geretteten Knaben zu bewahren. Der Stein des Ringes trug das Wappen der Familie Reiherstein. Hier ist der Ring meiner Urgroßmutter, der Schwester des ertrunkenen Reiherstein,“ und er reichte ihn Fenimore dar, „und dort sein eigener,“ und auf einen Wink von ihm legte Ojo Azul den ihrigen auf den Tisch.

„Ferner hatte der Matrose unter den Schiffstrümmern einen Kasten entdeckt, der in seinem Messingbeschlag denselben Vogel zeigte, also nur das Eigentum des Vaters seines Schützlings sein konnte. Leider verlor er den Kasten aus den Augen. Dieser war durch die Strandwächter nach New-York abgeführt und dort in das Depot herrenloser Güter abgeliefert worden. Hundert Jahre hat er dort im verborgenen Winkel gelegen, bis er endlich vor kurzer Zeit von befreundeter Hand, wie ich vermute, wieder ans Tageslicht gezogen wurde. Inwieweit die Kiste zur Klärung der Verhältnisse beitragen könnte, ahne ich nicht.“

Er zögerte. Sein ernster Blick ruhte einige Sekunden auf Sidney, der tödlich erbleichte. Dann fuhr er in seiner ruhigen Weise fort: „Jener Matrose tat alles, was in seinen Kräften stand, die Gerechtsame seines kleinen Schützlings zu wahren. In Verlegenheit um einen Namen, nannte er ihn nach sich

selbst und dem Wappenreiher: William oder Bill Heron. Dies ist die Erklärung für den Wechsel des Namens. Die Geschichte mit allen Nebenumständen wurde in eine Art Kirchenchronik eingetragen, ich erlaube mir, hier eine Abschrift davon vorzulegen," und ein anderes Papier entfaltend, schob er es vor Spanker hin, der sich alsbald in das Lesen des Schriftstückes vertiefte.

„So entstand der Name Heron," nahm Hilger seine Mitteilungen wieder auf. „Unter den ihn zärtlich bewachenden Augen des biederen Matrosen entwickelte der junge Bill Heron sich zu einem kräftigen Burschen, und wurde einer der kühnsten Seefahrer, die jemals den Orkan auf dem Meere bekämpften. Er verheiratete sich mit der Tochter eines Fischers, die ihm drei Söhne schenkte. Der älteste, ebenfalls ein William, wurde Mechaniker und siedelte nach Europa über. Seinen ältesten Enkel, der Sohn seiner einzigen Tochter, seht Ihr vor Euch in der Person Wilhelm Humbers.

„Joe Heron, der zweite Sohn, folgte dem Berufe seines Vaters. Er starb als Leuchtturmwächter an ferner Küste. Die Frucht seiner späten Ehe ist Joe Heron, zur Zeit Kommandant eines Hafenwachtschiffes.

„Der jüngste der drei Brüder, Rob Heron, der nur die einzige Leidenschaft der Jagd kannte, wandte sich westlich.

„Auch er ist tot, aber seine beiden Kinder leben noch," und bewegter klang seine Stimme, indem sein Blick Ojo Azul streifte, die mit kindlicher Spannung zu ihm aufschaute, „Garza und Ojo Azul. Hier sind die übrigen auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse sich beziehenden Papiere: der Trauschein Bill Herons, und die Geburtsscheine der drei Brüder, deren Nachkommem als Herons hier eintraten, dagegen, so Gott will, bis auf Wilhelm Humber, als Reihersteins von dannen gehen."

Er schwieg und blickte im Kreise, wie um sich von der Wirkung seiner Offenbarungen zu überzeugen.

Spanker hatte die Papiere vor sich hingezogen und sie aufmerksam geprüft.

Dann tönte seine scharfe Stimme durch das Gemach: „Obwohl keine Zweifel darüber walten, daß die Familie Reiher-

stein bei dem angedeuteten Schiffbruch ihr Ende fand, so beruhen alle darauf bezüglichen Annahmen doch nur auf den allerdings eidlichen Versicherungen eines Matrosen, der sich ebensowohl in seinen Beobachtungen getäuscht haben kann, wie die Möglichkeit vorliegt, daß jenes Kind, das er in den Armen der Reiherstein sah, der Sprößling einer anderen, mit den Reiherstein befreundeten Familie ist."

Sidney schaute empor. Furcht und Hoffnung wechselten auf seinem Antlitz, indem er die Wirkung von Spankers Einwendungen zu erraten suchte.

Fenimore dagegen wandte sich mit einem Ausdruck der Geringschätzung dem Notar zu.

„Mr. Spanker," hob er strenge an, „in öffentlicher Gerichtssitzung mögen Eure Einwendungen am Orte sein; hier dagegen liegt die Sache anders. Gerade einer rauhen, ungekünstelten ehrlichen Natur, wie jener Matrose zuverlässig gewesen ist, traue ich bei Beurteilung eines zwischen Eltern und ihren Kindern bestehenden Verhältnisses größere Unfehlbarkeit zu, als verwöhnten Augen, deren Urteil mehr oder minder von äußeren Einflüssen abhängig. Nach den Mitteilungen des Mr. Hilger und den vorliegenden Beglaubigungen stehe ich keinen Augenblick an, anzuerkennen, daß der aus den Fluten gerettete Knabe ein Sohn des Herrn von Reiherstein ist, desselben Mannes, durch dessen unerwartete Hilfe unser Ahnherr vor gänzlichem Ruin bewahrt, zugleich der erste Grundstein zu unserem heutigen Wohlstande gelegt wurde. Sidney, sprich, teilst du diese Überzeugung?"

Dieser neigte, wie mit Widerstreben, beipflichtend das Haupt.

„So habe auch ich keinen Grund, meinen Zweifeln weiteren Ausdruck zu verleihen," hob Spanker alsbald wieder an. „Aber zugegeben, daß über die Person des ersten Heron, oder vielmehr letzten Reiherstein keine Zweifel mehr walten: wodurch ist dargetan, daß diese jungen Leute, deren Rechtschaffenheit ich ausdrücklich als erhaben über jeglichen bösen Argwohn anerkenne — daß also diese jungen Leute, die, wenn ich recht verstand, in verschiedenen Erdteilen das Licht der Welt erblickten,

in der Tat von jenem ersten Heron abstammen? Daß keine Irrtümer walten, keine Verwechselungen?"

„Diesen Einwand erwartete ich," versetzte Hilger zuversichtlich, „und bin bereit, ihn zu widerlegen: Der Matrose Bill Ready, nicht zufrieden mit dem Ringe und den Eintragungen in das entsprechende Buch, beugte einer Verwechselung dadurch vor, daß er seinem Schützlinge den Reiher mit dem Stein, also das Wappen der Reiherstein, nach Seemannsart auf die Schulter tätowierte; dann aber, sobald der Knabe Verständnis dafür besaß, ihm fest einprägte, mit seiner Nachkommenschaft dereinst ähnlich zu verfahren. Pietätvoll wurde das von Generation zu Generation wiederholt, und hier die Beweise." Mit einem bezeichnenden Blick kehrte er sich Joe zu, der sofort seinen Rock auszog und, den Arm bis zur Schulter hinauf entblößend, den beiden Vanderprots und Spanker das eingeätzte Mal zeigte. Auch Ojo Azul, nachdem sie die Aufforderung dazu in Hilgers Augen gelesen hatte, schob mit lieblicher Unbefangenheit den Ärmel ihres Kleides so weit zurück, daß die blauen Umrisse des Reihers sichtbar wurden.

„William Humber," erklärte Hilger, und er wies auf ihn, „ist nicht imstande, ähnliche Beweise seiner Geburt beizubringen. Seine Mutter, eine geborene Heron, trägt freilich das Zeichen, allein da ihr Sohn den Namen Heron nicht führte, so entschieden sie und ihr Gatte sich dafür, jenes Verfahren weder bei ihm noch bei ihren anderen Kindern anzuwenden. Ich hoffe, hiermit allen Formen genügt und meine jungen Freunde und Verwandte als wirkliche Nachkommen in gerader Linie des verstorbenen Herrn von Reiherstein ausgewiesen zu haben."

„Wunderbar, wunderbar,". sprach Fenimore wie in Gedanken, „was der alte biedere Matrose in seiner Seemannslaune einführte, er ahnte nicht, welche Folgen es nach sich ziehen würde. Was sind schriftliche Beweismittel und Dokumente im Vergleich mit diesem untrüglichen Zeichen?"

Da erhob sich Sidney, nachdem Spanker ihn zuvor durch eine leichte Berührung aus seinem, einer Erstarrung ähnlichen Zustande wachgerufen und ihm einige Worte zugeflüstert hatte.

„Den letzten Reiherstein und den ersten Heron haben wir aus Mr. Hilgers Mitteilungen kennen gelernt," hob er mit mühsam errungener äußerer Ruhe an, „und vor uns sehen wir Leute, die bei einer oberflächlichen Prüfung als deren Nachkommen gelten könnten. Nun aber frage ich in Vertretung unseres Hauses und unserer Firma: Wo ist die Verbindungskette zwischen diesen beiden Endpunkten eines Jahrhunderts? Um mit gutem Gewissen eine Entscheidung für oder gegen die — nun, sagen wir: mutmaßlichen Erben treffen zu können, darf kein Glied der Kette ungeprüft bleiben, die von dem letzten Reiherstein bis zu dem heutigen Tage reicht. Wo blieb der erste Heron, wo seine Gattin? Wo sind ihre Gräber? Beweise, Beweise will ich haben, dann aber bin ich der erste, der die Ansprüche dieser jungen Leute als gerechtfertigt anerkennt."

Hilger sah nach der Uhr. Er schien unruhig zu werden, zumal er glaubte, auf Fenimores Zügen eine gewisse Verlegenheit zu entdecken, die ihn hinderte, wie kurz zuvor gegen seinen Bruder das Wort zu ergreifen.

„Ich bitte um ein wenig Geduld," hob er nach kurzem Säumen an, „auch nach dieser Richtung hin soll niemand unbefriedigt bleiben."

Da unterbrach das Geräusch eines herbeirollenden Wagens die plötzlich eingetretene Stille. Hilger erhob sich und warf einen Blick durchs Fenster. Dann gab er Humber und Joe ein Zeichen, die sich sofort entfernten.

Bald danach regte es sich im Vorzimmer. Noch einige Sekunden, und in der Tür erschien, auf beiden Seiten unterstützt von Joe und Humber, die sie an Höhe fast noch überragte, Mary Heron, die kühne Schmuggler-Mary, die sechsundneunzigjährige Greisin.

Ihre Haltung war aufrecht, wie in jenen Tagen, da sie mit starken Armen das Steuerrad drehte, während ihr unvergeßlicher Billy selber als Deckhand in dem Tauwerk arbeitete. Frei blickte sie mit ihren eingesunkenen, aber noch immer glanzvollen Augen, wie in jenen Zeiten, wenn sie abwechselnd die Kompaßnadel und die hereinbrechenden Wogen prüfte. Doch ihre Kräfte waren geschwunden, daß sie nur mit Mühe und

geführt von anderen sich einherzubewegen vermochte, während auf ihrem harten Antlitz mehr denn je die Spuren der Jahre sich ausprägten. Wie fast stets in ihrem Leben, war sie auch heute einfach in dunkles Seemannsblau gekleidet, und auch heute trug sie ein scharlachfarbiges Tuch um den Kopf geschlungen, genau so, wie ihr unvergeßlicher Billy es liebte und es eigenhändig knüpfte, um ihr prachtvolles Gelock nicht unnötig vom Sturm zerzausen, nicht vom Salzwasser befeuchten zu lassen. Graues Haar war es heute, was in gelichteten Strähnen unter dem roten Kopftuch hervorquoll.

Als sie Hilger vor sich sah und Ojo Azul, die mit rührender Aufmerksamkeit ihr entgegeneilte und ihre Hand ergriff, glitt ein Schimmer des Wohlwollens über ihre Züge. Ebenso schnell aber verhärteten sie sich wieder, und lebhafter funkelten ihre Augen, indem sie scharf über die beiden Vanderprots und Spanker hinspähte. Freundlich dagegen blickte sie auf Fenimore, der sie ehrerbietig willkommen hieß und selbst einen Lehnstuhl so für sie hinschob, daß sie, der Tür zugekehrt, alle Anwesenden bequem zu überblicken vermochte. Auch Spanker und Sidney hatten sich vor der hochbetagten Greisin erhoben. Sie fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Grade, daß anfänglich niemand auf ihr Gefolge achtete. Erst nachdem sie mit Hilfe Joes und Humberts Platz genommen hatte, diese zurücktraten und Garza in seiner mexikanischen, heiter funkelnden Hülle sich zu ihren Füßen auf die Erde kauerte und, von Erschöpfung übermannt, sein Haupt an ihre Knie lehnte, begrüßte man die sich stolz tragende Judica und den schwarzen Juan. Dieser beantwortete die Grüße in seiner eigentümlichen düsteren Weise. Auch sie blieben stehen, wie Humber und Ojo Azul, wogegen Hilger, die beiden Vanderprots und Spanker ihre Plätze wieder einnahmen. Dann trat Totenstille ein. Wie ein Alb ruhte es auf allen. Keiner befand sich in dem Zimmer, der nicht mit ängstlicher Spannung der weiteren Entwickelung der Dinge entgegengesehen hätte. Endlich brach Hilger das Schweigen.

„Mary von Reiherstein, die Ihr so lange den Namen Heron führtet," hob er feierlich an, das Erstaunen nicht beachtend,

das bei dieser Anrede sich in Spankers und der Vanderprots Zügen ausprägte, „wie Ihr wünschtet und ich versprach, so ist es geschehen: in flüchtigen Umrissen habe ich die Herren mit allem vertraut gemacht, was zum klaren Verständnis der von Euch zu erhebenden Ansprüche dienen kann. Alles ist vorbereitet, vor uns liegt nur noch der freundliche Teil unserer Aufgabe. Entscheidet Ihr Euch dafür, daß ich fortfahre, oder zieht Ihr eine kurze Rast vor —"

„Die Reiher sind um mich versammelt," fiel die Greisin mit klarer Stimme ein, „vertrauensvoll richtete sie ihre Blicke auf mich. Sie fordern Gerechtigkeit im Namen jemandes, der auf dem Meeresboden schlummert. Fahrt daher fort, der Ruhe bedarf ich nicht. Mein Geist ist klar, ich höre jedes Wort."

Sie hob die Hand zum Zeichen, daß sie geendigt hatte, und ließ sie sanft auf Garzas Haupt sinken, der sich fester an sie anzuschmiegen schien.

Beim Anblick des schönen, bleichen jungen Moquis befeuchteten sich Hilgers Augen und bewegter klang seine Stimme, indem er fortfuhr: „Man verlangt von mir, daß ich die Glieder einer über hundert Jahre hinwegreichenden Kette zur Prüfung vorlege. „Helft mir nun dabei, Mary von Reiherstein, indem Ihr offenbart, was Ihr zugunsten Eurer Enkel und Enkelkinder wißt."

Wiederum herrschte lautlose Stille. Alle Augen hingen an den Lippen der Greisin, und wiederum flogen ihre Blicke im Kreise, bis sie endlich auf Ojo Azul hafteten.

„Vor sechsundneunzig Wintern wurde ich geboren," ertönte darauf ihre Stimme, „hinter mir liegt eine Lebenszeit von beinah hundert Jahren. Den Sohn des Herrn von Reiherstein lernte ich kennen, als ich noch ein Kind war. Ich sah ihn heranwachsen, sah ihn einen Mann werden, und wurde sein Weib. Er trug das Bild eines Reihers auf seiner Schulter. Unter meinen Augen grub er denselben Vogel in das zarte Fleisch unserer drei Söhne ein. Was sie vom Vater lernten, sie vergaßen es nicht. Wer das Bild des Reihers trägt, gehört zu meinem toten Billy, gehört zu mir. Niemand wird einem

bald hundertjährigen Leben zutrauen, daß es mit einer Unwahrheit auf den Lippen endigen möchte."

„Nein, Mrs. von Reiherstein," antwortete Fenimore, indem er vor die Greisin hintrat und deren Hand ergriff, „ich begrüße Euch als die Stammutter dieser jungen Generation. Was der Vater Eures verstorbenen Gatten meinem Hause getan hat, das soll seinen Erben reich vergolten werden."

Er schwieg, wie auf eine Entgegnung der mit milder Ruhe zu ihm aufschauenden Greisin harrend, als sein Bruder, wiederum durch Spanker angeregt, das Wort nahm.

„Mrs. von Reiherstein," hob er an, und in seinem Wesen prägte sich aus, wie schwer ihm das Geständnis wurde, „gleich meinem Bruder begrüße ich auch in Euch die Schwiegertochter des Wohltäters meiner Vorfahren, des Begründers und Erhalters unserer Firma. Doch das Recht verlangt strenge Beobachtung aller Formen. Es verlangt andere Beweise, ich gebe zu: Ihr sprecht in gutem Glauben — — —"

Er stockte, und Schrecken bemächtigte sich seiner, als er gewahrte, wie das Antlitz der Greisin sich plötzlich versteinerte, ihre Augen geradeaus starrten und ihr Haupt sich langsam immer mehr nach vorn neigte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Ein letzter Wille.

Keinem in dem Zimmer entging die seltsame Bewegung der greisen Mary, und von tiefer Besorgnis für sie erfüllt, sahen alle zu ihr hin. Niemand achtete infolgedessen darauf, daß noch mehr Personen eingetreten waren. Vorn stand der alte Willian Heron, während hinter ihm Regina und Antonia sichtbar wurden. Hilger hatte den alten Heron mit kluger Berechnung nicht vorbereitet auf den Anblick, der seiner hier harrte. Doch ahnte dieser beim ersten Blick auf die Greisin augenscheinlich die Wahrheit. Denn trotz der zahlreich Versammelten hatte er nur Sinne für die alte Frau, suchte er mit

tödlicher Spannung in dem starren Antlitz nach vertrauten Zügen. Es verrannen nur Sekunden einer lautlosen Stille; aber Sekunden, in die hüben und drüben ein langes, langes Leben sich zusammendrängte. Da breitete die Greisin ihre Arme weit aus; als fiele ein Strahl himmlischen Lichtes auf sie, verklärten sich ihre Züge.

„Willy! Bill!" rief sie laut aus, „mein Sohn, mein Erstgeborener! Ich wußte, daß wenigstens einer meiner eigenen Reiher kommen würde, um mir zu sagen, daß jener unselige Brief —"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Tränen entstürzten ihren Augen; ihre Arme legten sich um den Hals des vor ihr knieenden Sohnes, der nun selber ein hochbetagter Mann war.

Wo der Sohn noch zweifelte, da hatte das Mutterherz längst entschieden. Sechsundvierzig Jahre der Trennung, sechsundvierzig Jahre der Zweifel an der Möglichkeit eines Wiedersehens hatten das Bild des Sohnes in der Mutterbrust nicht verwischen können. — —

Fenimore war zurückgetreten. Ernste Würde thronte auf seinem edlen Antlitz. Regungslos, als hätte er befürchtet, den stummen Austausch der Empfindungen zwischen Mutter und Sohn zu stören, stand er da, aber er wandte keinen Blick von dem ergreifenden Bilde. Da fühlte er sich leicht am Arme berührt, und als er sich umkehrte, sah er in das heftig erregte Antlitz seines Bruders.

„Fenimore," flüsterte er ihm zu, „meine letzten Bedenken sind verscheucht. Das kann nur Wahrheit sein," und er deutete verstohlen auf die Greisin, deren Antlitz noch immer auf dem Haupte ihres Sohnes ruhte, „nein, Fenimore, hier ist keine Täuschung denkbar. Aber mehr noch," fuhr er leise fort, als Fenimore ihn leuchtenden Auges anschaute und seine beiden Hände innig drückte, „die Kiste des verstorbenen Reiherstein ist aus ihrem hundertjährigen Versteck ans Tageslicht gezogen worden. Sie enthält manches Wichtige für die Herons. Und nun, Fenimore, handle nach deinem Ermessen; willig, sogar mit innerer Zufriedenheit füge ich mich den Anordnungen des ersten Chefs unseres Hauses."

„Gott segne dich für diesen Entschluß," antwortete Fenimore ebenso leise und tief bewegt; „zu den schönsten Stunden meines Lebens werde ich diejenigen zählen, in denen ich im Einverständnis mit dir den letzten Willen unserer Väter seiner Erfüllung entgegenführe."

Hilger hatte die Greisin sanft emporgerichtet. Der alte William erhob sich mit den schwerfälligen Bewegungen eines Schlaftrunkenen. Seine Blicke ruhten auf der Mutter, als hätte er die Wirklichkeit nicht fassen können. Was ihn umgab, die gespannte Aufmerksamkeit ihm fremder Personen: alles ging spurlos an ihm vorüber. Nur noch die Mutter gab es für ihn, die seit einem Menschenalter betrauerte, die treue Pflegerin seiner Kindheit.

Vorsichtig half er Hilger, sie in eine bequeme Lage auf dem Stuhl zu bringen. Widerstandslos ließ sie alles mit sich gegeschehen; ihre Glieder waren erschlafft, auch ihre Stimme hatte die frühere Klarheit verloren; denn mehr ein Flüstern war es, als sie Hilger für seine Sorgfalt dankte.

„Es ist gut jetzt," sprach sie, und die sonst so harten, in Gram versteinerten Züge umfloß eine unendliche Milde, „ich mag jetzt eingehen zu meinem Billy, um ihm Kunde zu bringen von seinem Ältesten, von den Kindern seiner Kinder. Er dagegen, mein eigener Billy, wird mir meinen kühnen Joe, meinen stillen und doch so unerschrockenen Rob zuführen, die beide ihrer armen Mutter vorauseilten. Ja, mein Sohn, dies ist ein schöner Tag," und schmeichelnd legte sie seine Hand, wie sich an ihr erwärmend, an ihre eingefallene Wange, „ein schöner Tag, Willy, und dort noch ein William —"

„Der Sohn meiner einzigen Tochter," neigte der alte Herr sich seiner Mutter zu, „auch meine Tochter trägt das Bild des Reihers; aber sie weilt mit ihren Töchtern in der fernen Heimat, und alle harren sie deines Segens, eines Segens, der nie deine Söhne verließ, sie auf rauher Bahn sicher leitete und sich forterbte auf ihre Kinder."

„Ja, Willy, bringe ihnen meinen Segen, wie ich dich und deine Brüder alle die langen Jahre hindurch tausend und aber tausend Mal gesegnet habe. Erzähle ihnen von der alten Frau

und von deinem Vater, dem schönen, mutigen Bill, erzähle ihnen von allen Reihern, die ein versöhntes Geschick in meiner letzten Lebensstunde um mich versammelte."

Sie schloß die Augen vor Übermüdung nach der langen Rede. Näher neigten die Ihrigen sich zu ihr hin. Plötzlich fuhr sie wieder empor.

„Ich sehe noch ein Gesicht, lieblich wie ein Frühlingsmorgen, flüsterte sie, während ihre Blicke auf Antonia ruhten, „da — neben dem jungen William steht es — was bedeutet es?"

„Zu deiner Familie gehört sie," antwortete Heron, Wilhelm Humber und Antonia vor seine Mutter hinziehend, „sie sind eines Herzens, einer Seele, die Freude meines hohen Alters."

Die Greisin hob beide Hände empor.

Humber und Antonia, ihre Absicht erratend, neigten sich ihr zu, daß sie die Hände auf ihre Häupter zu legen vermochte.

„Für euch habe ich nur meinen Segen," flüsterte sie; ihre Hände sanken zurück, und wiederum übermannte sie die Schwäche. Sie schloß die Augen, und sich zurücklehnend, verriet nur das tiefe Atmen, daß noch Leben in ihr wohnte.

Da trat der ältere Vanderprot neben Hilger hin.

„Das Testament," sprach er gedämpft, „eine große Beruhigung würde es mir sein, hätte sie die Beweise der Dankbarkeit erfahren — —"

„Ich höre," unterbrach die Greisin ihn matt, ohne die Augen zu öffnen, „ich höre jedes Wort; laßt mich zu meinem Billy neue, gute Kunde mit hinübernehmen."

Ohne Säumen öffnete Fenimore die Kassette und hastig entfaltete er das hundertjährige Schriftstück. Alle hatten sich im Kreise um die alte Mary aufgestellt. Garza, noch immer zu ihren Füßen, schien entschlummert zu sein. Juan und Regina waren verschwunden. Leise waren sie hinabgeschlichen in den Vorgarten. Auch Spanker hatte sich unbemerkt entfernt. Er begriff, daß seine fernere Anwesenheit nur peinlich wirken konnte. —

„Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes, Amen," begann Fenimore langsam und mit feierlichem Ausdruck zu lesen. Nach jedem Satz zögerte

er ein Veilchen, und jedesmal gab die alte Mary durch Neigen ihres Hauptes zu erkennen, daß sie mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte. Die Augen öffnete sie indessen nicht. Es rief den Eindruck hervor, als hätte sie dadurch in ihrem Ideengang sich gegen Störung schützen wollen. Erst als Fenimore schloß, blickte sie mit freundlicher Zufriedenheit auf die ihr besorgt zugekehrten Gesichter.

„Das nenne ich Rechtschaffenheit," sprach sie leise, „was der Vater bestimmte und verfügte, vom Sohne ist es jedesmal gebilligt und bestätigt worden. Möge das Andenken der Dahingeschiedenen gesegnet sein für und für; aber nicht des elenden Vorteils halber, der den Meinigen vielleicht zufällt, sondern des treuen Willens wegen, den sie an den Tag legten. Es ist gut so. Als Mary Heron habe ich gelebt, als Mary Reiherstein werde ich vor meinen stolzen Billy hintreten — hast du's gehört, Willy? Hört ihr es, Kinder meines wilden, verwegenen Joe und meines sanftmütigen Rob? Reiherstein ist euer Name. Tragt ihn zu Ehren eurer Vorfahren, zu Ehren derjenigen, die euren Vorfahren ein so treues Andenken bewahrten. Habt Ihr noch etwas hinzuzufügen?" fragte sie matt, und sich zurücklehnend schloß sie die Augen wieder.

„Nur noch wenige Worte," versetzte Fenimore, und stolzer richtete er sich empor, „ich will Rechenschaft ablegen, wie das meinen Vätern anvertraute Gut verwaltet wurde, das eingelegte Gut des geheimnisvollen Teilhabers an der Firma, an den Geschäften seit hundert Jahren. Bei Scheidung der Werte sind die Bücher maßgebend; in runden Zahlen wird das Vermögen der Mrs. Mary von Reiherstein ungefähr bis auf etwas über zwei Millionen Dollars angewachsen sein, wovon der fünfte Teil schon innerhalb zweier Monate flüssig gemacht werden kann."

Bei Nennung dieser Summe blickte Hilger auf Fenimore und Sidney, als hätte er seinen Sinnen nicht getraut. Die Lippen der Greisin aber regten sich wieder, und näher neigten sich alle zu ihr hin.

„Millionen," entwand es sich den bebenden Lippen, „kaufe ich damit meinen Billy zurück, meinen stolzen, mutigen Reiher?

Was soll ich mit Millionen? Gebt sie meinen Kindern und Kindeskindern, daß Not ihnen fern bleibe."

Sie verstummte. Aber nach einer kurzen Pause schlug sie die Augen noch einmal auf, und flüsterte: „Meine Zeit ist abgemessen — Kälte schleicht durch mein Gebein — tretet her zu mir alle, die ihr zu den Reihern gehört — — —"

Sie hatte kaum ausgesprochen, da standen die Gerufenen vor ihr, sich an sie schmiegend, ihre Hände suchend. Durch die offenen Fenster strömten milde Frühlingslüfte herein. Der Wolkenschleier war zerrissen. Glänzende Felder zeichneten die Sonnenstrahlen auf den farbenreichen Teppichen. Im Vorgarten sang lieblich eine Drossel. Die glockenreinen Töne schienen ihren Weg in die Träume der Greisin zu finden; denn lebhafter färbten sich die eingesunkenen Wangen und fester wurde die Haltung des schlaffen, morschen Körpers.

Da öffneten sich ihre Lippen, und geisterhaft, in wunderbar gedämpfter Melodie tönte es durch das Zimmer:

„Grüßend das Meer mich ruft,
Ich spinne Garn.
Wer schläft in nasser Gruft?
Ich spinne Garn.
Ich spinne Garn zum Hochzeitskleid,
Zwölf Ellen lang, zwölf Ellen breit,
Ich spinne Garn, ich spinne."

Es folgte eine Pause bangen Schweigens. Dann umspielte ein verklärtes Lächeln die eingefallenen Lippen, und noch sanfter tönte es durch das Zimmer:

„Schäumend die Woge brüllt,
Ich spinne Garn.
Hoffnung der Segel füllt,
Ich spinne Garn.
Auf Sturmes Schwingen eilt herbei
Der Reiher Schar, so kühn, so frei,
Sie kommen — kommen —"

Das greise Haupt neigte sich. Gleich darauf richtete es sich wieder empor, und hell und klar blickten die alten Augen im Kreise.

„Sie sind gekommen, meine Reiher," sprach die sterbende Mary, „sie sind gekommen aus allen Windesrichtungen, — o, ich wußte, daß ich nicht vergebens warten würde."

Mit einer heftigen Bewegung erhob sie sich. Mit der linken Hand sich auf Garzas Haupt stützend, stand sie aufrecht. Auf ihrem Antlitz ruhte selige Entzückung, und fast laut ertönte ihre Stimme, indem sie anhob: „Billy Heron — mein stolzer, mutiger Bill! Wer hob den Schoner vom Meeresgrunde? Raum, Bill, nur eine Spanne Raum gib mir, Billy; Platz für uns beide am Steuerrad — so — so — mein stolzer Billy, das ist unsere letzte Fahrt! Eine lustige Fahrt! Hinweg über Klippen und Brecher — fort über rosenrote Wolken und weiße Nebelstreifen! Seite an Seite mit dir, du mein stolzer, mein schöner Billy — wie du lächelst — die Reiher sind gekommen — Billy — sie senden dir ihre Grüße — an deiner Seite — in deine Arme — deine Mary —"

Sie schwankte. Unterstützt von ihrem Sohne und Joe sank sie auf den Sessel zurück. Ihre Hand suchte wieder das Haupt Garzas. Ihre Augen schlossen sich, jäh erbleichte ihr Antlitz. Noch ein tiefer Seufzer, und die treue Mary war tot. —

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Schatten und Licht.

Monate entschwanden im Fluge, nachdem Leid und Freude sich in ihnen zusammengedrängt hatte. Die alte Mary ruhte noch in ihrem Sarge über der Erde, als am zweiten Tage nach ihrem Tode Garza, zu den Füßen ihrer letzten Lagerstätte, tot aufgefunden wurde. Die Sehnsucht nach seiner Heimat hatte ihn verzehrt. Um so enger schlossen sich nun die übrigen Reiher aneinander zu einer Zusammengehörigkeit, die jede, von den Verhältnissen gebotene räumliche Trennung überdauerte.

Joe schickte sich an in seinem eigenen Ostindienfahrer für

das Haus Vanderprot und Komp. die Weltmeere zu durchpflügen, seine Judica zur Seite.

Auch der alte William und sein Enkel machten sich reisefertig und mit ihnen Antonia King.

„Auch wir müssen voneinander scheiden," sprach Hilger wenige Tage vor der Abreise des alten Reiherstein zu Ojo Azul.

Sie saßen vor der Tür des Landhauses. Die Nacht war weit vorgerückt. Der Duft von Reseda und Zentifolien füllte die nächtlich feuchte Atmosphäre. Am Himmel stand der volle Mond und blickte nachdenklich auf die stille Erde nieder.

„Scheiden?" sprach Ojo Azul. Es war das einzige Wort, das sie hervorzubringen vermochte; allein in ihm offenbarte sich ein so wildes Entsetzen, daß Hilger sich bis ins Mark hinein erschüttert fühlte. „Ja, scheiden, mein Kind," bestätigte er, Ojo Azuls Hand ergreifend, „aber ich gehe nicht von dannen, ohne zuvor dich an ein freundliches Ziel geleitet, dich einer treuen Obhut übergeben zu haben."

„Ich kenne kein Ziel," erwiderte Ojo Azul gedämpft, Hilgers Hand fest umklammernd, „ich bedarf keiner anderen Obhut, als der meines gütigen Freundes. Mein Bruder ist tot, gestorben ist die treue Mutter meines Vaters. Judica und Antonia, die ich lieben lernte, sie ziehen mit ihren Gebietern und Herren. Ich bin allein und einsam. Die blauen Berge und die Stadt der Moquis sehe ich nur noch in meinen Träumen. Was soll ich unter fremden Menschen? Ich bin reich an Gold und Silber, sagt mein gütiger Beschützer. Was sollen mir Schätze? Ich gebrauche sie nicht. Gern gebe ich sie den fremden Menschen hin, aber mit ihnen leben will ich nicht."

„Du hast dich an mich gewöhnt," nahm Hilger das Wort, „deine Dankbarkeit macht sich infolgedessen schwer mit dem Gedanken an unser Scheiden vertraut. Aber dein Herz zieht dich doch zu einem anderen Manne hin. Ich habe dich beobachtet und glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß du Constanz zugetan bist, ihm, dessen Blicke von Anbeginn mit Wohlgefallen an dir hingen —"

„Mein Herz schlägt ruhig," fiel Ojo Azul tief aufseufzend ein, „ich sehe sein Bild vor mir, ohne zu beben. Ich freue mich

seiner Anhänglichkeit; ich möchte ihn Bruder nennen — aber mit ihm ziehen, wie Judica mit Joe, wie Antonia mit Humber? Nein, nimmermehr könnte ich das. Bei meinem gütigen Beschützer will ich, bei ihm allein, sein Wille ist der meinige, mein Leben das seinige — ich habe gesprochen — ich kann nicht anders."

Sie neigte ihr Antlitz auf Hilgers Hände. Ihre Gestalt zitterte heftig.

Hilger saß da wie erstarrt. Er konnte nicht fassen, was er hörte. Süße Betäubung legte sich um seine Sinne; und als sie schon längst geendet hatte, da hielt er das teure Haupt der vor ihm Knienden noch immer zwischen seinen Händen, ihm fehlte die Kraft, sie aufzurichten.

„Gott, mein Gott," flüsterte er endlich über sie hin, „soll mir dennoch jenes Glück noch einmal erblühen, das ich vor so vielen Jahren verzweifelnd zu Grabe trug? Soll ich fernerhin nicht einsam durch's Leben wandeln?"

Sanft hob er das liebliche Haupt empor, und sich zu dem holden Antlitz niederneigend, küßte er Ojo Azul, die nunmehr, wie neu belebt, ihre Arme um seinen Hals schlang und an seinem Herzen weinte. —

Einige Tage später verließ das Schiff, das den alten Reiherstein, seinen Enkel und Antonia über den Ozean tragen sollte, den Hafen von New-York. Auf dem Hinterdeck saß der alte Heron, die Blicke auf die in der Ferne verschwindende Weltstadt gerichtet. Wehmut prägte sich in seinen Zügen aus, nahm er doch von den Stätten seiner Jugend einen Abschied auf Nimmerwiedersehen. Aber hinter ihm standen Wilhelm Humber, Antonia, Ojo Azul und Hilger, mit freudiger Hoffnung die friedfertig wogende Meeresfläche betrachtend, auf deren anderer Seite der Hafen süßer Ruhe ihnen winkte. —

Mildes Licht umfließt das Rancho des schwarzen Juan und sein ganzes Leben. Noch trauert man in Oraibe um den Tod des blauäugigen Reihers, dessen letzte Reliquien von treuen Händen über hunderte von Meilen hinweg dem heimatlichen Boden zugetragen wurden, noch klagt man um den Verlust des lichthaarigen Zaubermädchens, da sitzt der schwarze Juan

schon wieder vor seinem Wohnhause auf einer Bank, sich des lieblichen Spätsommerabends erfreuend. Zwischen ihm und seiner alten Haushälterin sitzt Regina, die treue Begleiterin auf seinen Reisen. Durch den langen Aufenthalt in der freien Natur ist ihre Schönheit nicht beeinträchtigt worden. Nur ernster schaut sie darein, als in früheren Zeiten, dagegen ist die selbstverspottende Bitterkeit aus ihrem Wesen gewichen. Juan Estevan hat eine Frage an sie gerichtet, nicht in blumenreicher Sprache und getragen von überschwänglichen Hoffnungen, sondern mit der Haltung eines vom tiefen Ernste des Lebens durchdrungenen Mannes.

Darauf antwortet Regina, indem sie ihm die Hand reicht und frei in seine dunklen Augen schaut: „Wir beide sind über die Jahre jugendlichen Empfindens und jugendlicher Anschauungen hinaus, und wohl geziemt es uns, in Dingen von so hoher Wichtigkeit ruhige Überlegung walten zu lassen. Ein ganzes Jahr will ich Euch dienen, treu und redlich Eurem Hauswesen vorstehen. Habt Ihr bis dahin Euren Sinn nicht geändert, wohlan, Juan Estevan, schon heute verspreche ich Euch, die Frage soll in dem von Euch gewünschten Sinne entschieden werden."

Juan lächelt befriedigt. Er weiß, daß der Abend seines Lebens kein trostloser, nicht der eines vereinsamten, finster grübelnden Mannes sein wird. —

Licht, warmes, belebendes Licht durchwebt die Tage des greisen William von Reiherstein, des Chefs der unter ihrem alten Namen fortbestehenden Firma Heron. Wie Sonnenschein leuchtet es ihm entgegen aus den Blicken von Kindern und Kindeskindern, aus den blauen Augen Evchens, des blondlockigen freundlichen Hausgeistes, seines Lieblings, dem er die Vergrößerung seiner Familie um ein liebes, liebes Mitglied verdankte.

Auch über den alten Kilian ist die Sonne des Glückes aufgegangen. Er bekleidet die Stelle eines Kastellans in der Villa Ojo Azul. Seiner jungen lieblichen Gebieterin, die noch immer eine scharf ausgeprägte Neigung für das Zähmen von Tieren besitzt, ist er unentbehrlich geworden. Überall geht er ihr

getreulich zur Hand, auf dem prächtig besetzten Federviehhofe wie im Park, wo einige Hirsche und Rehe nur ihres Rufes harren, um sich sofort ihr zuzugesellen. —

Ojo Azul! Holde Tochter der starren Felsenwüste! Wo sah ich zum erstenmal in deine blauen Augen? Rückwärts schweifen die Gedanken; rückwärts bis in die Jahre ernsten Schaffens und Strebens während eines vielbewegten Wanderlebens. Wie weit, wie unendlich weit erscheinen die Tage, in denen ich den Stoff zu dieser Erzählung sammelte! War ich es denn selber, der im Verein mit treuen Gefährten die furchtbaren Felsenwüsten durchstreifte? Ich selber, der, stets gerüstet gegen feindliche Überfälle, vermessen in die wild zerklüftete Erdrinde hinabzudringen, vergeblich noch einmal aus den in unzugänglicher Tiefe schäumenden Fluten des Colorado zu schöpfen trachtete? Dahin, dahin! Farbenreiche Blüten der Erinnerung sprossen heute auf dem starren Gestein, auf dem einst das Auge vergeblich nach einem frisch keimenden Grashalm spähte!

Ende.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Soeben erschien:

Julius Wolffs Sämtliche Werke

In zwei Serien

Herausgegeben mit einer Einleitung und Biographie von

Joseph Lauff

Künstlerisch illustriert von: Joh. Gehrts, Professor A. Hoffmann, Professor Kunz-Meyer, Professor Hans W. Schmidt, F. Schwormstädt, Professor K. Storch und W. Weimar.

Erste Serie

komplett geheftet in 8 Bänden . . . . 24 Mark
komplett gebunden in 8 Bänden . . . 32 Mark

Einzelne Bände werden nicht abgegeben

Dem deutschen Publikum will ich es sagen, so laut ich kann und ihm zurufen:

„Hier ist wieder einmal ein echter, ein voller deutscher Dichter erstanden. Heil ihm und uns!"

So schrieb Felix Dahn.

Ausführlichen Prospekt bitte zu verlangen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Leipziger Buchbinderei - A.G. vorm. Gustav Fritzsche.